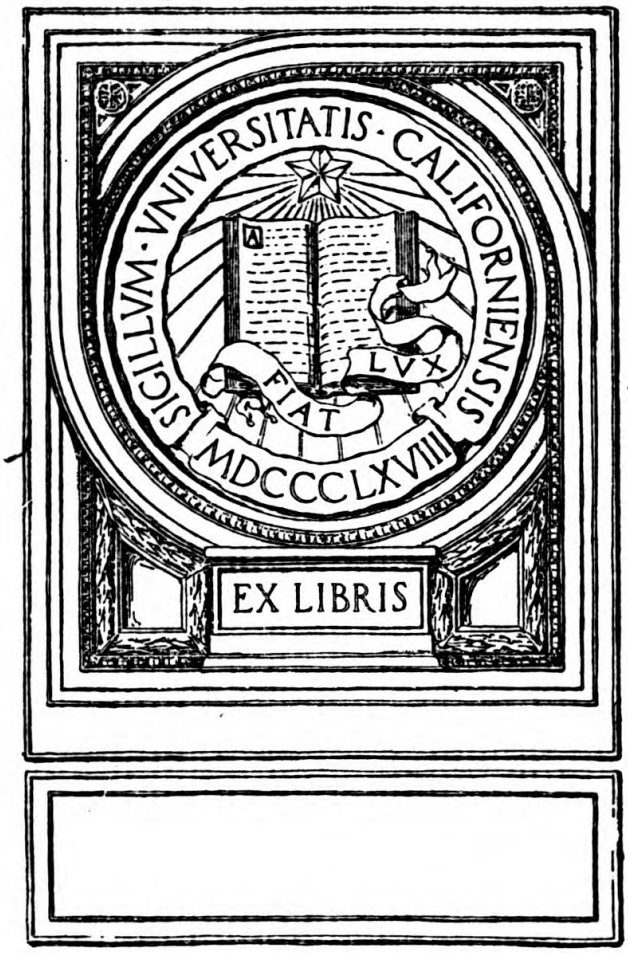
YH 03192

UC-NRLF

B 3 103 071


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT
LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

# DIE GEGENWART

POSTVERTRIEB AB LEIPZIG

## ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN U. KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH ILGENSTEIN

AUS DEM INHALT:


Der alte und der neue Reichstag
Von Hermann Pachnike

Der geschobene Präsident
Von Johannes Gaulke

Hermann Stehr und die andern
Von C. F. W. Behl

Die Geschichte vom Rauschen
Von Hermann Stehr

Wie die Prohibition sich selbst widerlegt
Von Dana Hubbard

Das schöne Gesicht Von Hugo Marcus

Vom Geist zum Bizeps / Ein Filmdrama nach dem Leben / Tschechoslowakische Liebenswürdigkeiten / Börsenspiegel



MÄRZHEFT 1924 / JAHRGANG 53

VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE

HEFTPREIS M. 0.50

VERLAG: GEGENWART G·M·B·H / BERLIN W 57 BÜLOWSTRASSE 56

UNIV. OF
CALIFORNIA

# Die Gegenwart

53. Jahrgang | Märzheft | 53. Jahrgang


R.P. 1-192 = vol. 95 vol. 96

## Der alte und der neue Reichstag.


Von Dr. Hermann Pachnike,
Mitglied des Reichstages.


Der Reichstag, dessen Ende am 6. Juni dieses Jahres gekommen sein wird, hat am parlamentarischen System gesündigt. Sein Ansehen seine Autorität ist gesunken. Nicht darum, weil er sich durch das Ermächtigungsgesetz zeitweilig ausschaltete. Das war mit Rücksicht auf Drang der Stunde nötig. Wohl aber darum, weil im Plenum nur oft nicht sachlich gearbeitet, sondern unsachlich geredet wurde, weil Oppositionsparteien die Tribüne zu bloßen Agitationszwecken mbrauchten und wüste Auftritte ein ruhiges Fortschreiten der Verhandlungen hinderten. Die Obstruktion, die gelegentlich gegenüber wirklich großen Gegenständen still oder offen alle Parteien angewendet haben, wurde zur Gewohnheit bei jedem beliebigen unbequemen Gesetz. Wenig half die Einschränkung der Redezeit auf eine Stunde, wenig auch die Uebertragung von Ordnungsbefugnissen an den Präsidenten. Die Mißbräuche blieben bestehen und damit deren Wirkung auf die Volksseele.

Es gilt, den Parlamentarismus wieder zu Ehren zu bringen. Nur Persönlichkeiten, die dieses hohen Volksamts würdig sind, sollten zu Kandidaturen zugelassen werden, Männer oder Frauen, die Tatkraft mit Besonnenheit verbinden, die Wort und Stoff zugleich beherrschen, die nicht versagen, wenn sie in den Ausschüssen dem Ressortminister und den Dezernenten gegenüberstehen, die fähig sind, sich im Labyrinth der Haushaltsziffern zurecht zu finden und den Gesetzen die Form zu geben, die dem Bedürfnis der Praxis entspricht. Der Staatsgedanke muß ihr Leitstern sein, nicht der Standesnutzen. Ueber alle Klassen- und Standesinteressen hinweg das geistige und wirtschaftliche Niveau des ganzen Volkes emporzuheben, das ist das Ziel. Keine Zersetzung oder gar Ersetzung der Parteien durch die Interessentenverbände! Solche Verbände sind zur Wahrnehmung besonderer Belange durchaus berechtigt; der Politiker aber muß auf höherer Warte stehen, muß den Mut zur Verantwortlichkeit besitzen und darf selbst vor der härtesten Politik der Staatsnotwendigkeiten nicht zurückschrecken.

Ob die Neuwahlen diese Reform des Parlamentarismus bringen werden? Noch ist die Hoffnung gering. Es besteht im Gegenteil die Gefahr einer weiteren Verschärfung der Gegensätze, einer noch stärkeren Betonung der Standespoltik. Die äußerste Rechte wird an Mandatsbestand gewinnen, ebenso die äußerste Linke, und die Mitte wird geschwächt. Die Deutsche Volkspartei, die Deutschdemokratische Partei, die Sozialdemokratie sehen sich Schwierigkeiten gegenüber, die sie nur zum Teil werden überwinden können. Ein Zerfall vollzieht sich, aus dem die



612315

übelsten Folgen entstehen werden. Zwei Uebel drohen: die Handlungsunfähigkeit des neuen Reichstags oder eine schon unter dem außenpolitischen Gesichtspunkt bedenkliche Rechtsregierung.

Der Zeitpunkt der Neuwahl macht hierfür wenig aus. Ob im April, Mai oder Juni gewählt wird, ist nicht entscheidend. Die Volksstimmung, der die Zusammensetzung des neuen Parlaments entspricht, ...ste in naher Zeit kaum anders sein, als sie heute ist. Große Wengen, die einen Umschwung brächten, stehen, wenn wir die Zeichen der ...t richtig deuten, nicht bevor. Wir tasten uns vielmehr mühsam ...n einem Tag zum anderen weiter, erringen da und dort bestenfalls ...nen kleinen Erfolg, müssen aber, selbst wenn eine Aenderung des Ver...ags von Versailles gelingen sollte, immer mit schweren Belastungen, mit drückenden Steuern und mit Enteignung rechnen, die für die meisten einen Vermögensverlust von 80 bis 90 vH. bedeuten. Man mag mit demosthenischer Beredsamkeit den Steuernotverordnungen gegenüber beweisen, daß es sich hier letzten Endes um die Frage handelt, ob man die ...rung befestigen oder das Geld von neuem entwerten will — die Vorlagen verletzen die Interessen weitester Bevölkerungsschichten und ...en deshalb mit Unmut, ja mit Erbitterung aufgenommen. Dazu die ... der Landwirtschaft, des Mittelstandes, der einst der fruchtbarste ...den für den geistigen Nachwuchs war, die Unwahrscheinlichkeit eines ...aldigen wirtschaftlichen Aufstiegs, der Druck auf die Arbeiterschaft, die Entlassung der überschüssigen Beamten, das alles schafft eine Atmosphäre des Unbehagens, die sich in der Wahlbewegung übel auswirkt und die Aktivposten der Regierungspolitik vergessen läßt.

Solche Aktivposten gibt es. Sie heißen Reichswehr, Bayern und deutsche Einheit, Rhein und Ruhr, nicht zuletzt das Wunder der Rentenmark. Der Reichswehr gegenüber war Geßlers Erziehungsarbeit nicht vergebens. Die Leitung hat sich loyal verhalten und Mißgriffe der mittleren Stellen rasch korrigiert. Auch an Bayern bewährte sich die Politik der ruhigen Hand. Was wäre geworden, wenn wir die Reichsexekutive vollstreckt oder sonstige Gewaltmaßregeln angewendet hätten. Alle bajuvarischen Instinkte wären aufgestachelt, die Eigenart zum Eigensinn gesteigert, der bayrische Staat vom deutschen Reich losgerissen worden. Geduld ist Kraft, Ungeduld ist Schwäche. Weil wir Geduld aufgebracht haben, wurde die deutsche Einheit gerettet, und damit war auch an anderen Stellen einer Lockerung des Reiches vorgebeugt. Rhein und Ruhr — wir halten sie. Die Verlustgefahr ist abgewendet. Aus der Pfalz ziehen die Separatisten ab. Die Währung endlich ist gesichert, wenn sie durch die Goldbank weiterhin gestützt und nicht etwa durch die letztere zu viel Devisen aus der Heimat herausgezogen und in das Ausland geleitet werden.

Sache der Regierungsparteien wird es sein, diese guten Gründe für die Rechtfertigung ihrer Haltung auszuwerten und zugleich große Zukunftsziele aufzustellen, die Herzenswärme und Begeisterung erwecken. Als solche gelten die Festigung der Staatsform, die Durchdringung der Verwaltung mit dem Geist der Neuzeit, die schon erwähnte Regeneration des Parlamentarismus, der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund und damit die Befreiung von den Fesseln des Versailler Vertrags, die sittliche Erneuerung des Volkes, die Wiederkehr der Arbeitsfreude, die Erhöhung der Arbeitsleistung.

Würden sich die Mittelparteien um dieses stolze Banner geschlossen scharen, würden sie einen Wahlblock bilden, dann ließe sich die ihnen drohende Gefahr noch abwenden. Ob sie es tun werden, wer weiß es? Noch regt sich kein Gefühl der Solidarität, noch geht jede dieser Parteien gesondert vor und ist überdies in sich gespalten. Zur Selbstbesinnung ist es jetzt die höchste Zeit.

# Der geschobene Präsident.

Von Johannes Gaulke.

Die deutsche Presse hat aus Anlaß des Todes Wilsons Nekrologe über den Kriegspräsidenten der Vereinigten Staaten gebracht, die fast durchweg in respektvollen, ja bis zu einem überschwänglichen Lobe gesteigerten Tönen gehalten waren. Zweifellos schwankt sein Charakterbild bei den Zeitgenossen beider Hemisphären sehr beträchtlich. Die Amerikaner wollen ihn, nachdem sie sich seit seinem Abtreten von der politischen Bühne kaum noch um ihn gekümmert haben, als einen „großen" Präsidenten rubrizieren. Wie überall, so braucht man auch diesseits des Ozeans von Zeit zu Zeit einen Nationalheros. In den Vereinigten Staaten vielleicht ganz besonders, um den Humbug der Präsidentenwahl und den Zank der Parteien um die fetten Sinekuren im Staate etwas in den Hintergrund zu rücken und gewissermaßen darzutun, daß die Persönlichkeit trotz aller Parteimachinationen schließlich die ihr gebührende Anerkennung findet.

Unter Wilsons Herrschaft sind die Vereinigten Staaten, die bis dahin in allen weltpolitischen Fragen fast nur die Rolle des Zuschauers gespielt haben, aus ihrer Reserve herausgetreten. Hieß es früher: Amerika den Amerikanern!, so heißt es jetzt: den Amerikanern die ganze Welt! Man will, wie es in den imperialistischen Staaten Europas ja schon längst geschehen ist, über die Landesgrenze hinaustreten und sich auch in den Ländern, die nicht unter amerikanischer Jurisdiktion stehen, irgendwelche handelspolitischen Vorteile schaffen. Man nennt das Erweiterung der Interessensphären, friedliche Durchdringung eines Landes, Schaffung von Absatzmärkten, Handelsprivilegien usf. Ob nun Woodrow Wilson von Anbeginn seiner Präsidentschaft die Idee des Imperialismus zielbewußt vertreten hat, bleibt eine offene Frage. Von einem Mann, der Jahrzehnte lang auf dem Lehrstuhl einer Universität als Geschichtsprofessor gesessen hat, war von vornherein nicht anzunehmen, daß er sich sofort beim Antritt seiner Präsidentschaft zu einer aktiven Politik im Sinne des Großkapitals, das mit seinem Aktionsradius die ganze Erde umspannt, bekennen würde.

Erst der Krieg hatte ihn unter dem Einfluß der Trustmagnaten, denen sich eine ungeahnte Geschäftskonjunktur erschloß, aus seinem professoralen Gleichgewicht gedrängt und zu einer außenpolitischen Initiative aufgepeitscht. Das amerikanische Kapital hatte sich stark für die Entente-Staaten engagiert und mußte bei einem Siege der Mittelmächte um seinen Profit fürchten. Was lag da näher, als ein Eingriff Amerikas mit seinen unerschöpflichen Mitteln in den europäischen Krieg! Wilson trug sich im zweiten Kriegsjahre — wir wollen es seinem „Idea-

lismus" konzedieren — mit der Idee, der Welt den Frieden zu bringen. Er streckte Ende des Jahres 1916 seine Fühler aus, wurde aber sichtlich ernüchtert durch das nachfolgende Friedensangebot der Zentralmächte, das übrigens als eine der größten Ungeschicklichkeiten der deutschen Diplomatie festgenagelt werden muß. Bald darauf wandelte sich der Friedenspräsident in einen Kriegspräsidenten um. Das Ziel der amerikanischen Kriegspolitik war, der Welt den Frieden zu bringen, und zwar den „gerechten" Frieden, das Selbstbestimmungsrecht der Völker und andere schöne Dinge mehr. In den sattsam bekannten 14 Punkten ist die pazifistische Idiologie des Universitätsprofessors Wilson festgelegt worden.

War Wilson ein ehrlicher Makler? Die Frage ist nicht ohne weiteres zu verneinen. Er war aber zugleich auch ein großer Ideologe, ein Mann der Theorie, der an seinen eigenen Theoremen in der Welt der kalten Rechner elend zerschellen mußte. Die Macht, die er heraufbeschworen hatte, brachte der Welt den Frieden — aber welchen Frieden! Clemenceau, Lloyd George und Orlando wickelten ihn nach allen Regeln der diplomatischen Teufelskunst ein. Er gab sein eigenes Geistesprodukt preis und mehr noch: er duldete das Diktat von Versailles, das Europa zu ewigem Siechtum verurteilt. Als einen „Großen" wird ihn die Weltgeschichte schwerlich registrieren, wohl aber als einen Schwächling, als einen, von stärkeren Kräften Geschobenen, als einen Willensvollstrecker der amerikanischen Trustmagnaten. Wir haben keinen Grund, an seiner Bahre zu trauern.

Zeitweise mag Wilson selbst die jammervolle Rolle, in die er gedrängt worden war, zum Bewußtsein gekommen sein. Er hatte Versailles, wie es hieß, als ein gebrochener Mann verlassen, auch nach seiner Rückkehr nach Amerika erhob er sich nicht mehr zu einer kraftvollen Handlung. Er war müde geworden und das amerikanische Volk seiner überdrüssig. Nichts von dem, was er angekündigt hatte, war in Erfüllung gegangen. Die vierzehn Punkte — ein professorales Lehrprogramm, das Selbstbestimmungsrecht — eine Farce. Und dann gar erst der Völkerbund! Die praktischen Amerikaner hatten ihn sofort als das erkannt, was er wirklich ist: eine lockere Staatenvereinigung zur Wahrnehmung der Interessen der Sieger, kein Bund der Völker zur Schlichtung internationaler Streitfälle durch schiedsgerichtliche Entscheidung, wie er ursprünglich gedacht war. Wilson, der Anreger der Idee, mußte ihn preisgeben, um sich nicht selbst Lügen zu strafen. Amerika war unter Aufgebot einer gewaltigen Heeresmacht in den Krieg gezogen, um die Entscheidung herbeizuführen. Das Kriegsziel war erreicht, aber den Nutzen aus dem „Kreuzzug gegen die Hunnen" hatte nicht Amerika gezogen, sondern die assoziierten Staaten. Selbst die politischen Indifferenten mußten schließlich begreifen, daß die Kriegspolitik Wilsons eine gänzlich verfehlte Angelegenheit war. Im allgemeinen herrscht heute in Amerika die Ansicht vor, daß es besser gewesen wäre, wenn man sich nicht in den europäischen Hexenkessel begeben hätte und die „old countries", die dem echten Yankee ein mitleidiges Lächeln abnötigen, ihrem Schicksal überlassen hätte.

Es ist die Tragik Wilsons gewesen, daß sich jedes ehrliche Wollen, jeder gute Gedanke, den er hegte, während seiner Verwirklichung in das Gegenteil umwandelte. Auch über eine andere Angelegenheit, die zunächst Amerika allein angeht, sich aber in diesen Tagen zu einer univer-

sellen Zeit- und Streitfrage ausgewachsen hat, über die unter Wilsons Präsidentschaft zur Entscheidung gebrachte Prohibitionsfrage schwebt ein düsteres Verhängnis. Zwar ist Wilson nicht der Vater der Idee, aber er hat sich auch hier wieder von denen treiben lassen, deren Herzenswunsch die Ausrottung des Alkohols ist. Wilson, der, wie amerikanische Blätter berichten, einen mit den köstlichen Gaben der Weinrebe gefüllten Keller besaß, stand anfänglich keineswegs auf dem Boden der Abstinenz, er hat sich aber sehr schnell unter dem Eindruck der gewaltigen, mit den unlautersten Mitteln betriebenen Propaganda der Prohibitionisten eines anderen besonnen. Die Trockenlegung wurde, als die Kriegspsychose in Amerika ihren Höhepunkt erreicht hatte, zu einer patriotischen Angelegenheit gestempelt. Es hieß damals u. a., daß dem nüchternsten Volk der Sieg zufallen würde — übrigens eine Phrase, die auch unsere Abstinenten aufgefischt haben. Der Kampf richtete sich namentlich gegen das Bier, das als eine teuflische Erfindung der Deutschen charakterisiert wurde, dazu bestimmt, die Menschen auf die Hölle vorzubereiten. Es würde zu weit führen, alle Harlekinaden, mit denen der Kreuzzug gegen den Alkohol, als eine dem Kreuzzug gegen die Deutschen parallel laufende Aktion, eingeleitet wurde, der Reihe nach aufzuzählen. Jedenfalls war die Prohibitionspsychose durch die Kriegspsychose reichlich mit Nährstoff versehen worden. Es ist zu verstehen, daß mancher darüber den Verstand verlor und sich in seiner Herzensangst in das Lager der Prohibitionisten flüchtete. Es ist auch zu verstehen, daß eine so komplizierte, stets mit einer Theorie behaftete Persönlichkeit, wie Wilson, diesem „Volksverlangen" Rechnung trug. Jedenfalls machte er von seinem Vetorecht keinen Gebrauch, als der Kongreß den ungeheuerlichen Beschluß faßte, die Herstellung, den Transport und den Verkauf alkoholhaltiger Getränke im Gebiet der Vereinigten Staaten zu verbieten. Es schien ihm nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein, daß durch einen solchen Beschluß mit der freiheitlichen Tradition der Vereinigten Staaten gründlich gebrochen worden war. Welche Kräfte am Werke waren, um den Präsidenten für die Prohibition zu gewinnen, können wir erst dann richtig ermessen, wenn wir berücksichtigen, daß die Anti-Saloon-League, die von zahlreichen Milliardären Amerikas, wie Rockefeller und Ford, und nicht zuletzt vom Antialkoholkapital, den Fabrikanten von Mineralwässern und Limonaden, finanziert wird, selbst mit Drohungen mit dem Bürgerkrieg nicht zurückschreckte. Gleichzeitig wurde der Kongreß mit allen erdenklichen Mitteln bearbeitet. Welche Rolle der Dollar in diesem groß angelegten Propagandafeldzug für die Trockenlegung Amerikas gespielt hat, geht aus zahlreichen amerikanischen Presseäußerungen deutlich genug hervor.

Wilson war auch in diesem Fall der Ueberrumpelte und Geschobene. Ueber die Auswirkungen eines Alkoholverbotgesetzes in wirtschaftlicher, moralischer und hygienischer Beziehung ist er sich ebenso wenig klar geworden, wie über die praktische Auslegung seiner vierzehn Punkte. Er hat es noch erlebt, daß die durch das Prohibitionsgesetz ausgelöste Korruption, Demoralisierung und Gesetzverachtung Formen angenommen haben, die selbst im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten niemand für möglich gehalten hätte.

In Versailles, wie in Washington, hat Wilson es an der nötigen Energie fehlen lassen, um sich durchzusetzen. Das ist der größte Fehler,

den man einem Staatsmann vorwerfen kann. Groß war er nicht, die ihn in seine verhängnisvolle Bahn drängten, überragten ihn an Willenskraft und politischer Begabung. Wenn Wilson während des Weltkrieges als Professor der Geschichte seines Amtes gewaltet hätte, würde er vielleicht ein sehr beachtenswertes, kluges Buch über diese Zeitepoche geschrieben haben, in der exponierten Stellung als Präsident der mächtigen transatlantischen Republik hatte er es gerade zu einigen papierenen Erklärungen gebracht, die sich in der Niederschrift zwar auch recht klug ausnehmen, sich aber an der Wucht der geschichtlichen Tatsachen in nichts auflösen. Welches Schauspiel böte heute die Welt, wenn der Mann der vierzehn Punkte sich im rechten Augenblick der historischen Aufgabe, die ihm das Schicksal zugewiesen, bewußt geworden wäre! Wilson wird in dem Gedächtnis der Nachwelt als der Präzeptor beider Hemisphären weiterleben, nicht aber als der Heros, zu dem ihn seine Landsleute bei seinem Uebergang in die ewigen Jagdgründe durchaus stempeln wollen.

# Hermann Stehr und die andern.

Von C. F. W. Behl.

In Hermann Stehrs reifstem und größtem Werke, dem „Heiligenhof", finden sich unter vielen unvergeßbaren Worten auch diese, daß „der Mensch ein Wesen sei, das Gott und den Himmel von Anbeginn in sich trage. Darum, wer den Weg zu Gott, zu der höchsten Glückseligkeit suche, der dürfe nur in sein tiefstes Innere sinken. Und der Himmel werde einst auf Erden sein, wenn alle den Mut haben werden, nach den Gesetzen ihres tiefsten Inneren zu leben." Hermann Stehr, der Dichter und Mensch, ist stets dieser seelischen Erkenntnis treu gewesen. Sie war bis heute der Leitstern seiner Entwicklung und wird es bleiben. Sein künstlerisches Schaffen, begnadet mit einer Wortgewalt, die, aus dem tiefsten Quell der Volkssprache genährt, ihm zur höchsten Vollendung der inneren Form gediehen ist, war stets ein schöpferisches Niedertauchen in das eigene Innere, die inbrünstige Einbeziehung der äußeren Welt in die Seele des Dichters. Schwer ringt sich dann das Geformte aus den Tiefen seines Ichs wiederum ans Licht. Und dem vollendeten Gebilde seiner Phantasie, wie es der Oeffentlichkeit sich darbietet, haftet wohl noch etwas von dieser Schwere, dieser Seelengebundenheit, an. Es wird darum einem Leser, der Unterhaltung oder flüchtige Erbauung oder gar nur ein paar faßliche, möglichst zeitgemäß auffrisierte Gedanken sucht, niemals gelingen, sein eigenes Erleben mit der inneren Vision Stehrscher Dichtung in jene Harmonie zu bringen, durch die Lektüre überhaupt erst fruchtbar wird. Wenn der Sechzigjährige, den jeder, der ihn wahrhaft kennt, unter die großen Dichter unserer Sprache reiht und den Walter Rathenau schon vor zehn Jahren, also vor dem Erscheinen des „Heiligenhofes", den „größten Epiker unseres Landes" genannt hat, leider noch immer nicht einen seiner überragenden Bedeutung angemessenen Kreis äußeren Wirkens erreichte, so liegt das nicht etwa (wie die bequeme Ausrede lautet) an einer Schwerverständlichkeit oder Unzugänglichkeit seiner Kunst, sondern an der beschämenden Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit heutiger Leser. Ist es nicht trostlos, zu wissen, daß selbst Kritiker und berufene Urteiler unseres

Schrifttums gelegentlich eine gewisse Scheu vor den zwei großen Bänden des „Heiligenhofes“ bekannt haben! Schlagworte, Richtungen beherrschen das Getriebe, den Jahrmarkt des Geistes. Sie kommen dem Bedürfnis einer sammlungsunfähigen Zeit entgegen, die es sich mit schematischen Klassifikationen gerne bequem macht. Gefällige, gepflegte Alexandriner, die von vielen Kulturen den Gestus abgeguckt, da und dort ein paar Farbtupfen geschickt entwendet haben, und die nun spielerisch mit Nuancen und preziösem Raffinement der äußeren Aufmachung die innere Unfruchtbarkeit ihres Schaffens verschleiern, gelten für bedeutend. Und gewandte Imitatoren der großen Russen stehen in dem Rufe, unsere wertvollsten Romanciers zu sein... Noch die wirklichen Größen unserer epischen Literatur, Thomas und Heinrich Mann oder Wassermann etwa, kommen irgendwie dem leichteren Unterhaltungsbedürfnis entgegen... Dem ist Stehr immer fremd geblieben. Er hat niemals daran gedacht (und konnte es vermöge seines übermächtigen Innenerlebens auch gar nicht!), sich selber rein äußerlich dem Leser zu vermitteln. Er ist kein Umschreiber; er offenbart das Herz der Menschen und Dinge. Seine Sprache ist nicht gepflegt, sondern voll von innerer Kultur. Seine Dichtung ist Ausdruck der Tiefe, nicht der Weite. Herb und spröde ist seine Kunst, der vielleicht nur die späteren Werke Hermann Hesses, etwa „Klingsors letzter Sommer“, an innerer Schau verwandt sind. Sie verlangt furchtlose Hingabe ohne Vorbehalte; ein Sichführenlassen in unbedingtem, gläubigem Vertrauen auf die Pfadsicherheit des seelischen Führers. Gerhart Hauptmann hat einmal in einer begeisterten Abhandlung über Stehrs frühe legendenhafte Novelle „Das letzte Kind“ festgestellt, daß „die Bücher Stehrs, ähnlich etwa den Werken der Droste-Hülshoff, nicht leicht ins Blut gehen“. Und er nennt auch den Grund: „eine ungewöhnlich starke und sichere Kraft innerer Anschauung, die hinter alles Banale und Gewohnte dringt, und der eine seltsam wählerische Hand flüchtig und blitzschnell ihre Bilder abjagt“.

Stehr steht jenseits aller Richtungen des Tages, außerhalb jeglichen Zeitbedürfnisses. Er ist den gotischen Mystikern zu innerst verbunden. Es gibt ein sehr tiefes Wort von Gerhart Hauptmann, mit dem er seinen eigenen schöpferischen Bezirk gegen den Stehrs intuitiv abgegrenzt hat: „Die Wurzeln Stehrscher Kunst liegen in jenem Humus, aus dem die gotischen Dome sich aufbauten. *Die Renaissance ist für sie nicht dagewesen.*“ Man kann Stehrs Wesentlichstes nicht sicherer umreißen, als es in diesen beiden Sätzen geschehen ist. Die Botschaft seiner Dichtung ist die Wiedergeburt des reinen Menschen aus der Seele, der Kampf um Gott im tiefsten mystischen Dunkel des Menschenherzens.

Stehrs Werke sind stark und hinreißend durch die Spannung des Geschehens, durch die unmittelbare Wucht der epischen Vorgänge. Aber viel stärker und im letzten entscheidend, jede äußere Spannung unbedingt beherrschend, ist die innere Gespanntheit der Seelen, die, ihr Schicksal erleidend, im Schmerze sich läutern... Wenn Marie im „Begrabenen Gott“ in äußerster Empörung ihres Daseinsschmerzes die lange in Zweifel und Inbrunst gehegte Muttergottesfigur tief in ein Schneeloch stampft, bevor sie im letzten Wahn ihr Haus mitsamt dem mißgeborenen Kinde und sich selber den Flammen dahingibt — so ist dieser Vorgang unsagbar erschütternd. Aber tiefer noch, elementarer gewissermaßen,

rührt uns die innere Situation an, aus der die Handlungen Maries jäh und schicksalhaft aufkeimen: „In Verzweiflung an Gott war ihre Seele in ihr verschollen; in Empörung erwachte sie in diesem Augenblicke an dem Gelächter, das Gott über sie ausgestoßen hatte. Davon kam ein Schlagen über ihr Herz, wie wenn eine Glocke Sturm läutet." Das ist es, was Stehr von den meisten unserer Romandichter scheidet, daß er den Leser aus dem äußeren Geschehen hinweg immer sogleich ins Seelische niederzwingt, daß er ihn sozusagen mit hinabtaucht in die purpurne Dämmerung jener tiefsten Abgründe des Seins, in der nur *sein* Wort noch zu blühen vermag, während die Anschauungskraft der meisten dort unten verdorrt... Das ist die besondere Stärke Stehrs, die ihn zu einem Einzigen, zu einem Einzelnen macht inmitten der Vielheit sprachgewandter und anschauungsreifer Erzähler...

Die unvergeßlichen Schlüsse seiner Dichtungen klingen nach, weil sie das Weltgefühl, das schier Unfaßbare, das ihren Geschehnissen entblühte, der Sprache abzwingen. Die ewige Not und Qual der formwerdenden Materie erlöst sich selber in dieser immer ringenden und mit höchsten Erfüllungen reich gesegneten Kunst. Aus dem reinen Gefühl, das größer, schöpferischer und gnadenvoller ist als äußerste Macht noch so scharfen Intellekts, strömt die sichere, in Verworrenheiten und Verfinsterungen siegreich bleibende Kraft der erneuernden Wandlung.

Der Epiker Stehr überhöht seine Erzählungen und Romane durch eine suggestive, aus der tiefen Mystik seines Herzens aufquellende Lyrik. Wenn er irgendeinen Vorgang in der Natur darstellt oder eine Landschaft wiedergibt, so wird das nicht Schilderung, nicht verschönerndes oder realistisches Ausmalen; es wird vielmehr, jenseits alles Zeichnerischen, zum Seelenbekenntnis, fließt, unterirdisch gewissermaßen, in die Menschen und Geschehnisse hinüber... Traum und Vision ist die eigentliche Realität, die wirkliche Sphäre seiner Welt... Am reinsten erfährt man diesen Zauber an den „Geschichten aus dem Mandelhause", wo aus dem Innenerleben einer Kindesseele wundersam Schicksal herausgesponnen wird und das zarte, traumweiche Gespinst schließlich alles unentrinnbar umhegt... Dieses Buch ist zugleich das behutsamste und lyrisch reichste des Dichters, der so mit der Magie des Unsichtbar-Wirklichen unserer Menschenwelt verwebt ist, daß er es wagen durfte, wirkliche Märchen zu schreiben, die nicht ersonnen oder gar lehrhaft ausgeklügelt, sondern tief innerlich erlebt sind, als sei die Menschheit noch jung und naturverschwistert wie am ersten Tag... Und hier ist sie es tatsächlich noch... „Wendelin Heinelt" und „Das entlaufene Herz" sind zwei Meisterwerke eines dichterischen Genius, der dem ursprünglichsten Volkstum blutsverbunden und seiner Sehnsucht eingeboren ist, dessen Scheitel an die Sterne rührt, während seine Füße innig dem Mutterboden verhaftet blieben.

Hermann Stehr, den die „gebildeten" Durchschnittsleser wegen der Unerbittlichkeit seiner Gesichte und seiner seelischen Strenge, wegen des zu keiner Konzession geneigten Ernstes seiner Kunst und der wundervollen Eigenwilligkeit seiner Form, schließlich auch wegen seiner natürlichen Verachtung aller literarischen Konvention scheuen, den eine immer noch viel zu kleine Schar hingebungsbereiter Menschen als einen großen Meister unter den Deutschen liebt und verehrt — — er ist in Wahrheit — im höchsten Sinne volkstümlich. Was er geschaffen hat und künftig

noch schaffen wird, das muß — langsam vielleicht — aber doch mit jener Notwendigkeit, die alles wahrhaft Bedeutende schließlich zum Ziele führt (die etwa den Genius Georg Büchners siebzig Jahre nach dem leiblichen Tode den Deutschen plötzlich offenbart hat), zum Gemeingut unseres Volkes werden. Wenn mancher Stern dieser Zeit verblichen, manches brillierende Feuerwerk jählings zusammengefallen ist, wird Hermann Stehrs Dichtung den Deutschen lauterer strahlen, stets sich erneuende Schätze des Geistes spendend und manche sehnsüchtige Seele von innen her zauberisch erleuchtend...

Im „Monolog des Greises", der in Stehrs lyrischem Tagebuch den Lebensweg des nun sechzigjährigen Dichters, mitten hindurch zwischen Not, Zweifel, Inbrunst, Kampf, Trotz und Seligkeit, mit letzter Erkenntnis krönt, findet ein weiser Alter, dessen Evangelium der tiefsten Gottinnerlichkeit die feige, nach billiger Erlösung trachtende Menge floh, Zuflucht in der lebenstiefen Einsamkeit mystischen Einsseins mit der Schöpfung:

Dann stand er auf und öffnet' flügelweit
die Fenster, daß der Berge Gipfelschweigen
sein Zimmer ganz erfüll', das Meisengeigen
und tiefe Glut der höchsten Abendzeit.

Es tut unserer Welt, soll sie im Getriebe der gespreizten Nichtigkeiten nicht rettungslos zugrunde gehen, not, den Ruf zu hören, der von diesem Bilde und Sinnbilde sich selber erneuernden Menschentumes leise und doch mit der Gewalt des Donners ausgeht: Werdet wesentlich! Und wisset, gebunden in die enge Erdenhaft, um jene

. . . . . seligen Weiten,
von denen nur ein schwacher Schimmer fällt
durchs bunte Formenfenster dieser Welt.

Um solcher Botschaft willen grüßen wir heute den sechzigjährigen Hermann Stehr, dessen vom nahenden Alter mit milderem Glanze gesegneter Blick rein und der edelsten Leidenschaft voll diese, unsere Zeit durchdringt, in herzlicher Zuversicht als einen Meister und Führer in die Zukunft.

* * *

Notiz: Der Verlag Friedrich Linz in Trier läßt dieser Tage eine Gesamtausgabe des Stehrschen Lebenswerkes in neun Bänden erscheinen. Band I bringt die frühen Erzählungen und den Roman „Leonore Griebel"; Band II das einzige Drama Stehrs „Meta Konegen" und die reifen Novellensammlungen „Das Abendrot" und „Die Krähen"; Band III die Mythen und Märchen; Band IV–VII die drei großen Romane: „Der begrabene Gott", „Drei Nächte" und „Der Heiligenhof". Band VIII enthält Stehrs neueste, bisher unveröffentlichte Dichtung, den Roman „Peter Brindeisener" und im letzten Band sind Gedichte und Tagebuchaufzeichnungen vereinigt.

# Die Geschichte vom Rauschen.

Von Hermann Stehr*).

Das Licht war von der Wimper des Ewigen geglitten, und nach der langen, langen Finsternis wandelte die Erde in der Schönheit der Sonne durch den Raum. Die frohe Erde genoß ihr junges Glück, und

*) Aus einem soeben bei Friedrich Linz, Trier, erschienenen Bande, der unter dem Titel „Das entlaufene Herz" drei Meistererzählungen von Hermann Stehr enthält.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Die Gegenwart

53. Jahrgang Märzheft 53. Jahrgang

PP. 1-192 = Vol. 95 Vol. 96

# Der alte und der neue Reichstag.

Von Dr. Hermann Pachnike,
Mitglied des Reichstages.

Der Reichstag, dessen Ende am 6. Juni dieses Jahres gekommen sein wird, hat am parlamentarischen System gesündigt. Sein Ansehen seine Autorität ist gesunken. Nicht darum, weil er sich durch das Ermächtigungsgesetz zeitweilig ausschaltete. Das war mit Rücksicht auf Drang der Stunde nötig. Wohl aber darum, weil im Plenum nur oft nicht sachlich gearbeitet, sondern unsachlich geredet wurde, weil Oppositionsparteien die Tribüne zu bloßen Agitationszwecken m brauchten und wüste Auftritte ein ruhiges Fortschreiten der Verhandlungen hinderten. Die Obstruktion, die gelegentlich gegenüber wirklich großen Gegenständen still oder offen alle Parteien angewendet haben, wurde zur Gewohnheit bei jedem beliebigen unbequemen Gesetz. Wenig half die Einschränkung der Redezeit auf eine Stunde, wenig auch die Uebertragung von Ordnungsbefugnissen an den Präsidenten. Die Mißbräuche blieben bestehen und damit deren Wirkung auf die Volksseele.

Es gilt, den Parlamentarismus wieder zu Ehren zu bringen. Nur Persönlichkeiten, die dieses hohen Volksamts würdig sind, sollten zu Kandidaturen zugelassen werden, Männer oder Frauen, die Tatkraft mit Besonnenheit verbinden, die Wort und Stoff zugleich beherrschen, die nicht versagen, wenn sie in den Ausschüssen dem Ressortminister und den Dezernenten gegenüberstehen, die fähig sind, sich im Labyrinth der Haushaltsziffern zurecht zu finden und den Gesetzen die Form zu geben, die dem Bedürfnis der Praxis entspricht. Der Staatsgedanke muß ihr Leitstern sein, nicht der Standesnutzen. Ueber alle Klassen- und Standesinteressen hinweg das geistige und wirtschaftliche Niveau des ganzen Volkes emporzuheben, das ist das Ziel. Keine Zersetzung oder gar Ersetzung der Parteien durch die Interessentenverbände! Solche Verbände sind zur Wahrnehmung besonderer Belange durchaus berechtigt; der Politiker aber muß auf höherer Warte stehen, muß den Mut zur Verantwortlichkeit besitzen und darf selbst vor der härtesten Politik der Staatsnotwendigkeiten nicht zurückschrecken.

Ob die Neuwahlen diese Reform des Parlamentarismus bringen werden? Noch ist die Hoffnung gering. Es besteht im Gegenteil die Gefahr einer weiteren Verschärfung der Gegensätze, einer noch stärkeren Betonung der Standespoltik. Die äußerste Rechte wird an Mandatsbestand gewinnen, ebenso die äußerste Linke, und die Mitte wird geschwächt. Die Deutsche Volkspartei, die Deutschdemokratische Partei, die Sozialdemokratie sehen sich Schwierigkeiten gegenüber, die sie nur zum Teil werden überwinden können. Ein Zerfall vollzieht sich, aus dem die



612315

übelsten Folgen entstehen werden. Zwei Uebel drohen: die Handlungsunfähigkeit des neuen Reichstags oder eine schon unter dem außenpolitischen Gesichtspunkt bedenkliche Rechtsregierung.

Der Zeitpunkt der Neuwahl macht hierfür wenig aus. Ob im April, Mai oder Juni gewählt wird, ist nicht entscheidend. Die Volksstimmung, der die Zusammensetzung des neuen Parlaments entspricht, ...ste in naher Zeit kaum anders sein, als sie heute ist. Große Wendungen, die einen Umschwung brächten, stehen, wenn wir die Zeichen der ...t richtig deuten, nicht bevor. Wir tasten uns vielmehr mühsam ... einem Tag zum anderen weiter, erringen da und dort bestenfalls ...en kleinen Erfolg, müssen aber, selbst wenn eine Aenderung des Ver...ags von Versailles gelingen sollte, immer mit schweren Belastungen, mit drückenden Steuern und mit Enteignung rechnen, die für die meisten einen Vermögensverlust von 80 bis 90 vH. bedeuten. Man mag mit ...emostheni...cher Beredsamkeit den Steuernotverordnungen gegenüber be...eisen, daß es sich hier letzten Endes um die Frage handelt, ob man die ...rung befestigen oder das Geld von neuem entwerten will — die Vor...ften verletzen die Interessen weitester Bevölkerungsschichten und ...en deshalb mit Unmut, ja mit Erbitterung aufgenommen. Dazu die ... der Landwirtschaft, des Mittelstandes, der einst der fruchtbarste ...den für den geistigen Nachwuchs war, die Unwahrscheinlichkeit eines ...aldigen wirtschaftlichen Aufstiegs, der Druck auf die Arbeiterschaft, die Entlassung der überschüssigen Beamten, das alles schafft eine Atmosphäre des Unbehagens, die sich in der Wahlbewegung übel auswirkt und die Aktivposten der Regierungspolitik vergessen läßt.

Solche Aktivposten gibt es. Sie heißen Reichswehr, Bayern und ...eutsche Einheit, Rhein und Ruhr, nicht zuletzt das Wunder der Rentenmark. Der Reichswehr gegenüber war Geßlers Erziehungsarbeit nicht vergebens. Die Leitung hat sich loyal verhalten und Mißgriffe der mittleren Stellen rasch korrigiert. Auch an Bayern bewährte sich die Politik der ruhigen Hand. Was wäre geworden, wenn wir die Reichsexekutive vollstreckt oder sonstige Gewaltmaßregeln angewendet hätten. Alle bajuvarischen Instinkte wären aufgestachelt, die Eigenart zum Eigensinn gesteigert, der bayrische Staat vom deutschen Reich losgerissen worden. Geduld ist Kraft, Ungeduld ist Schwäche. Weil wir Geduld aufgebracht haben, wurde die deutsche Einheit gerettet, und damit war auch an anderen Stellen einer Lockerung des Reiches vorgebeugt. Rhein und Ruhr — wir halten sie. Die Verlustgefahr ist abgewendet. Aus der Pfalz ziehen die Separatisten ab. Die Währung endlich ist gesichert, wenn sie durch die Goldbank weiterhin gestützt und nicht etwa durch die letztere zu viel Devisen aus der Heimat herausgezogen und in das Ausland geleitet werden.

Sache der Regierungsparteien wird es sein, diese guten Gründe für die Rechtfertigung ihrer Haltung auszuwerten und zugleich große Zukunftsziele aufzustellen, die Herzenswärme und Begeisterung erwecken. Als solche gelten die Festigung der Staatsform, die Druchdringung der Verwaltung mit dem Geist der Neuzeit, die schon erwähnte Regeneration des Parlamentarismus, der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund und damit die Befreiung von den Fesseln des Versailler Vertrags, die sittliche Erneuerung des Volkes, die Wiederkehr der Arbeitsfreude, die Erhöhung der Arbeitsleistung.

Würden sich die Mittelparteien um dieses stolze Banner geschlossen scharen, würden sie einen Wahlblock bilden, dann ließe sich die ihnen drohende Gefahr noch abwenden. Ob sie es tun werden, wer weiß es? Noch regt sich kein Gefühl der Solidarität, noch geht jede dieser Parteien gesondert vor und ist überdies in sich gespalten. Zur Selbstbesinnung ist es jetzt die höchste Zeit.

# Der geschobene Präsident.

Von Johannes Gaulke.

Die deutsche Presse hat aus Anlaß des Todes Wilsons Nekrologe über den Kriegspräsidenten der Vereinigten Staaten gebracht, die fast durchweg in respektvollen, ja bis zu einem überschwänglichen Lobe gesteigerten Tönen gehalten waren. Zweifellos schwankt sein Charakterbild bei den Zeitgenossen beider Hemisphären sehr beträchtlich. Die Amerikaner wollen ihn, nachdem sie sich seit seinem Abtreten von der politischen Bühne kaum noch um ihn gekümmert haben, als einen „großen" Präsidenten rubrizieren. Wie überall, so braucht man auch diesseits des Ozeans von Zeit zu Zeit einen Nationalheros. In den Vereinigten Staaten vielleicht ganz besonders, um den Humbug der Präsidentenwahl und den Zank der Parteien um die fetten Sinekuren im Staate etwas in den Hintergrund zu rücken und gewissermaßen darzutun, daß die Persönlichkeit trotz aller Parteimachinationen schließlich die ihr gebührende Anerkennung findet.

Unter Wilsons Herrschaft sind die Vereinigten Staaten, die bis dahin in allen weltpolitischen Fragen fast nur die Rolle des Zuschauers gespielt haben, aus ihrer Reserve herausgetreten. Hieß es früher: Amerika den Amerikanern!, so heißt es jetzt: den Amerikanern die ganze Welt! Man will, wie es in den imperialistischen Staaten Europas ja schon längst geschehen ist, über die Landesgrenze hinaustreten und sich auch in den Ländern, die nicht unter amerikanischer Jurisdiktion stehen, irgendwelche handelspolitischen Vorteile schaffen. Man nennt das Erweiterung der Interessensphären, friedliche Durchdringung eines Landes, Schaffung von Absatzmärkten, Handelsprivilegien usf. Ob nun Woodrow Wilson von Anbeginn seiner Präsidentschaft die Idee des Imperialismus zielbewußt vertreten hat, bleibt eine offene Frage. Von einem Mann, der Jahrzehnte lang auf dem Lehrstuhl einer Universität als Geschichtsprofessor gesessen hat, war von vornherein nicht anzunehmen, daß er sich sofort beim Antritt seiner Präsidentschaft zu einer aktiven Politik im Sinne des Großkapitals, das mit seinem Aktionsradius die ganze Erde umspannt, bekennen würde.

Erst der Krieg hatte ihn unter dem Einfluß der Trustmagnaten, denen sich eine ungeahnte Geschäftskonjunktur erschloß, aus seinem professoralen Gleichgewicht gedrängt und zu einer außenpolitischen Initiative aufgepeitscht. Das amerikanische Kapital hatte sich stark für die Entente-Staaten engagiert und mußte bei einem Siege der Mittelmächte um seinen Profit fürchten. Was lag da näher, als ein Eingriff Amerikas mit seinen unerschöpflichen Mitteln in den europäischen Krieg! Wilson trug sich im zweiten Kriegsjahre — wir wollen es seinem „Idea-

lismus" konzedieren — mit der Idee, der Welt den Frieden zu bringen. Er streckte Ende des Jahres 1916 seine Fühler aus, wurde aber sichtlich ernüchtert durch das nachfolgende Friedensangebot der Zentralmächte, das übrigens als eine der größten Ungeschicklichkeiten der deutschen Diplomatie festgenagelt werden muß. Bald darauf wandelte sich der Friedenspräsident in einen Kriegspräsidenten um. Das Ziel der amerikanischen Kriegspolitik war, der Welt den Frieden zu bringen, und zwar den „gerechten" Frieden, das Selbstbestimmungsrecht der Völker und andere schöne Dinge mehr. In den sattsam bekannten 14 Punkten ist die pazifistische Idiologie des Universitätsprofessors Wilson festgelegt worden.

War Wilson ein ehrlicher Makler? Die Frage ist nicht ohne weiteres zu verneinen. Er war aber zugleich auch ein großer Ideologe, ein Mann der Theorie, der an seinen eigenen Theoremen in der Welt der kalten Rechner elend zerschellen mußte. Die Macht, die er heraufbeschworen hatte, brachte der Welt den Frieden — aber welchen Frieden! Clemenceau, Lloyd George und Orlando wickelten ihn nach allen Regeln der diplomatischen Teufelskunst ein. Er gab sein eigenes Geistesprodukt preis und mehr noch: er duldete das Diktat von Versailles, das Europa zu ewigem Siechtum verurteilt. Als einen „Großen" wird ihn die Weltgeschichte schwerlich registrieren, wohl aber als einen Schwächling, als einen, von stärkeren Kräften Geschobenen, als einen Willensvollstrecker der amerikanischen Trustmagnaten. Wir haben keinen Grund, an seiner Bahre zu trauern.

Zeitweise mag Wilson selbst die jammervolle Rolle, in die er gedrängt worden war, zum Bewußtsein gekommen sein. Er hatte Versailles, wie es hieß, als ein gebrochener Mann verlassen, auch nach seiner Rückkehr nach Amerika erhob er sich nicht mehr zu einer kraftvollen Handlung. Er war müde geworden und das amerikanische Volk seiner überdrüssig. Nichts von dem, was er angekündigt hatte, war in Erfüllung gegangen. Die vierzehn Punkte — ein professorales Lehrprogramm, das Selbstbestimmungsrecht — eine Farce. Und dann gar erst der Völkerbund! Die praktischen Amerikaner hatten ihn sofort als das erkannt, was er wirklich ist: eine lockere Staatenvereinigung zur Wahrnehmung der Interessen der Sieger, kein Bund der Völker zur Schlichtung internationaler Streitfälle durch schiedsgerichtliche Entscheidung, wie er ursprünglich gedacht war. Wilson, der Anreger der Idee, mußte ihn preisgeben, um sich nicht selbst Lügen zu strafen. Amerika war unter Aufgebot einer gewaltigen Heeresmacht in den Krieg gezogen, um die Entscheidung herbeizuführen. Das Kriegsziel war erreicht, aber den Nutzen aus dem „Kreuzzug gegen die Hunnen" hatte nicht Amerika gezogen, sondern die assoziierten Staaten. Selbst die politischen Indifferenten mußten schließlich begreifen, daß die Kriegspolitik Wilsons eine gänzlich verfehlte Angelegenheit war. Im allgemeinen herrscht heute in Amerika die Ansicht vor, daß es besser gewesen wäre, wenn man sich nicht in den europäischen Hexenkessel begeben hätte und die „old countries", die dem echten Yankee ein mitleidiges Lächeln abnötigen, ihrem Schicksal überlassen hätte.

Es ist die Tragik Wilsons gewesen, daß sich jedes ehrliche Wollen, jeder gute Gedanke, den er hegte, während seiner Verwirklichung in das Gegenteil umwandelte. Auch über eine andere Angelegenheit, die zunächst Amerika allein angeht, sich aber in diesen Tagen zu einer univer-

sellen Zeit- und Streitfrage ausgewachsen hat, über die unter Wilsons Präsidentschaft zur Entscheidung gebrachte Prohibitionsfrage schwebt ein düsteres Verhängnis. Zwar ist Wilson nicht der Vater der Idee, aber er hat sich auch hier wieder von denen treiben lassen, deren Herzenswunsch die Ausrottung des Alkohols ist. Wilson, der, wie amerikanische Blätter berichten, einen mit den köstlichen Gaben der Weinrebe gefüllten Keller besaß, stand anfänglich keineswegs auf dem Boden der Abstinenz, er hat sich aber sehr schnell unter dem Eindruck der gewaltigen, mit den unlautersten Mitteln betriebenen Propaganda der Prohibitionisten eines anderen besonnen. Die Trockenlegung wurde, als die Kriegspsychose in Amerika ihren Höhepunkt erreicht hatte, zu einer patriotischen Angelegenheit gestempelt. Es hieß damals u. a., daß dem nüchternsten Volk der Sieg zufallen würde — übrigens eine Phrase, die auch unsere Abstinenten aufgefischt haben. Der Kampf richtete sich namentlich gegen das Bier, das als eine teuflische Erfindung der Deutschen charakterisiert wurde, dazu bestimmt, die Menschen auf die Hölle vorzubereiten. Es würde zu weit führen, alle Harlekinaden, mit denen der Kreuzzug gegen den Alkohol, als eine dem Kreuzzug gegen die Deutschen parallel laufende Aktion, eingeleitet wurde, der Reihe nach aufzuzählen. Jedenfalls war die Prohibitionspsychose durch die Kriegspsychose reichlich mit Nährstoff versehen worden. Es ist zu verstehen, daß mancher darüber den Verstand verlor und sich in seiner Herzensangst in das Lager der Prohibitionisten flüchtete. Es ist auch zu verstehen, daß eine so komplizierte, stets mit einer Theorie behaftete Persönlichkeit, wie Wilson, diesem „Volksverlangen" Rechnung trug. Jedenfalls machte er von seinem Vetorecht keinen Gebrauch, als der Kongreß den ungeheuerlichen Beschluß faßte, die Herstellung, den Transport und den Verkauf alkoholhaltiger Getränke im Gebiet der Vereinigten Staaten zu verbieten. Es schien ihm nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein, daß durch einen solchen Beschluß mit der freiheitlichen Tradition der Vereinigten Staaten gründlich gebrochen worden war. Welche Kräfte am Werke waren, um den Präsidenten für die Prohibition zu gewinnen, können wir erst dann richtig ermessen, wenn wir berücksichtigen, daß die Anti-Saloon-League, die von zahlreichen Milliardären Amerikas, wie Rockefeller und Ford, und nicht zuletzt vom Antialkoholkapital, den Fabrikanten von Mineralwässern und Limonaden, finanziert wird, selbst mit Drohungen mit dem Bürgerkrieg nicht zurückschreckte. Gleichzeitig wurde der Kongreß mit allen erdenklichen Mitteln bearbeitet. Welche Rolle der Dollar in diesem groß angelegten Propagandafeldzug für die Trockenlegung Amerikas gespielt hat, geht aus zahlreichen amerikanischen Presseäußerungen deutlich genug hervor.

Wilson war auch in diesem Fall der Ueberrumpelte und Geschobene. Ueber die Auswirkungen eines Alkoholverbotgesetzes in wirtschaftlicher, moralischer und hygienischer Beziehung ist er sich ebenso wenig klar geworden, wie über die praktische Auslegung seiner vierzehn Punkte. Er hat es noch erlebt, daß die durch das Prohibitionsgesetz ausgelöste Korruption, Demoralisierung und Gesetzverachtung Formen angenommen haben, die selbst im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten niemand für möglich gehalten hätte.

In Versailles, wie in Washington, hat Wilson es an der nötigen Energie fehlen lassen, um sich durchzusetzen. Das ist der größte Fehler,

den man einem Staatsmann vorwerfen kann. Groß war er nicht, die ihn in seine verhängnisvolle Bahn drängten, überragten ihn an Willenskraft und politischer Begabung. Wenn Wilson während des Weltkrieges als Professor der Geschichte seines Amtes gewaltet hätte, würde er vielleicht ein sehr beachtenswertes, kluges Buch über diese Zeitepoche geschrieben haben, in der exponierten Stellung als Präsident der mächtigen transatlantischen Republik hatte er es gerade zu einigen papierenen Erklärungen gebracht, die sich in der Niederschrift zwar auch recht klug ausnehmen, sich aber an der Wucht der geschichtlichen Tatsachen in nichts auflösen. Welches Schauspiel böte heute die Welt, wenn der Mann der vierzehn Punkte sich im rechten Augenblick der historischen Aufgabe, die ihm das Schicksal zugewiesen, bewußt geworden wäre! Wilson wird in dem Gedächtnis der Nachwelt als der Präzeptor beider Hemisphären weiterleben, nicht aber als der Heros, zu dem ihn seine Landsleute bei seinem Uebergang in die ewigen Jagdgründe durchaus stempeln wollen.

# Hermann Stehr und die andern.

Von C. F. W. Behl.

In Hermann Stehrs reifstem und größtem Werke, dem „Heiligenhof", finden sich unter vielen unvergeßbaren Worten auch diese, daß „der Mensch ein Wesen sei, das Gott und den Himmel von Anbeginn in sich trage. Darum, wer den Weg zu Gott, zu der höchsten Glückseligkeit suche, der dürfe nur in sein tiefstes Innere sinken. Und der Himmel werde einst auf Erden sein, wenn alle den Mut haben werden, nach den Gesetzen ihres tiefsten Inneren zu leben." Hermann Stehr, der Dichter und Mensch, ist stets dieser seelischen Erkenntnis treu gewesen. Sie war bis heute der Leitstern seiner Entwicklung und wird es bleiben. Sein künstlerisches Schaffen, begnadet mit einer Wortgewalt, die, aus dem tiefsten Quell der Volkssprache genährt, ihm zur höchsten Vollendung der inneren Form gediehen ist, war stets ein schöpferisches Niedertauchen in das eigene Innere, die inbrünstige Einbeziehung der äußeren Welt in die Seele des Dichters. Schwer ringt sich dann das Geformte aus den Tiefen seines Ichs wiederum ans Licht. Und dem vollendeten Gebilde seiner Phantasie, wie es der Oeffentlichkeit sich darbietet, haftet wohl noch etwas von dieser Schwere, dieser Seelengebundenheit, an. Es wird darum einem Leser, der Unterhaltung oder flüchtige Erbauung oder gar nur ein paar faßliche, möglichst zeitgemäß auffrisierte Gedanken sucht, niemals gelingen, sein eigenes Erleben mit der inneren Vision Stehrscher Dichtung in jene Harmonie zu bringen, durch die Lektüre überhaupt erst fruchtbar wird. Wenn der Sechzigjährige, den jeder, der ihn wahrhaft kennt, unter die großen Dichter unserer Sprache reiht und den Walter Rathenau schon vor zehn Jahren, also vor dem Erscheinen des „Heiligenhofes", den „größten Epiker unseres Landes" genannt hat, leider noch immer nicht einen seiner überragenden Bedeutung angemessenen Kreis äußeren Wirkens erreichte, so liegt das nicht etwa (wie die bequeme Ausrede lautet) an einer Schwerverständlichkeit oder Unzugänglichkeit seiner Kunst, sondern an der beschämenden Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit heutiger Leser. Ist es nicht trostlos, zu wissen, daß selbst Kritiker und berufene Urteiler unseres

Schrifttums gelegentlich eine gewisse Scheu vor den zwei großen Bänden des „Heiligenhofes“ bekannt haben! Schlagworte, Richtungen beherrschen das Getriebe, den Jahrmarkt des Geistes. Sie kommen dem Bedürfnis einer sammlungsunfähigen Zeit entgegen, die es sich mit schematischen Klassifikationen gerne bequem macht. Gefällige, gepflegte Alexandriner, die von vielen Kulturen den Gestus abgeguckt, da und dort ein paar Farbtupfen geschickt entwendet haben, und die nun spielerisch mit Nuancen und preziösem Raffinement der äußeren Aufmachung die innere Unfruchtbarkeit ihres Schaffens verschleiern, gelten für bedeutend. Und gewandte Imitatoren der großen Russen stehen in dem Rufe, unsere wertvollsten Romanciers zu sein... Noch die wirklichen Größen unserer epischen Literatur, Thomas und Heinrich Mann oder Wassermann etwa, kommen irgendwie dem leichteren Unterhaltungsbedürfnis entgegen... Dem ist Stehr immer fremd geblieben. Er hat niemals daran gedacht (und konnte es vermöge seines übermächtigen Innenerlebens auch gar nicht!), sich selber rein äußerlich dem Leser zu vermitteln. Er ist kein Umschreiber; er offenbart das Herz der Menschen und Dinge. Seine Sprache ist nicht gepflegt, sondern voll von innerer Kultur. Seine Dichtung ist Ausdruck der Tiefe, nicht der Weite. Herb und spröde ist seine Kunst, der vielleicht nur die späteren Werke Hermann Hesses, etwa „Klingsors letzter Sommer“, an innerer Schau verwandt sind. Sie verlangt furchtlose Hingabe ohne Vorbehalte; ein Sichführenlassen in unbedingtem, gläubigem Vertrauen auf die Pfadsicherheit des seelischen Führers. Gerhart Hauptmann hat einmal in einer begeisterten Abhandlung über Stehrs frühe legendenhafte Novelle „Das letzte Kind“ festgestellt, daß „die Bücher Stehrs, ähnlich etwa den Werken der Droste-Hülshoff, nicht leicht ins Blut gehen“. Und er nennt auch den Grund: „eine ungewöhnlich starke und sichere Kraft innerer Anschauung, die hinter alles Banale und Gewohnte dringt, und der eine seltsam wählerische Hand flüchtig und blitzschnell ihre Bilder abjagt“.

Stehr steht jenseits aller Richtungen des Tages, außerhalb jeglichen Zeitbedürfnisses. Er ist den gotischen Mystikern zu innerst verbunden. Es gibt ein sehr tiefes Wort von Gerhart Hauptmann, mit dem er seinen eigenen schöpferischen Bezirk gegen den Stehrs intuitiv abgegrenzt hat: „Die Wurzeln Stehrscher Kunst liegen in jenem Humus, aus dem die gotischen Dome sich aufbauten. Die Renaissance ist für sie nicht dagewesen.“ Man kann Stehrs Wesentlichstes nicht sicherer umreißen, als es in diesen beiden Sätzen geschehen ist. Die Botschaft seiner Dichtung ist die Wiedergeburt des reinen Menschen aus der Seele, der Kampf um Gott im tiefsten mystischen Dunkel des Menschenherzens.

Stehrs Werke sind stark und hinreißend durch die Spannung des Geschehens, durch die unmittelbare Wucht der epischen Vorgänge. Aber viel stärker und im letzten entscheidend, jede äußere Spannung unbedingt beherrschend, ist die innere Gespanntheit der Seelen, die, ihr Schicksal erleidend, im Schmerze sich läutern... Wenn Marie im „Begrabenen Gott“ in äußerster Empörung ihres Daseinsschmerzes die lange in Zweifel und Inbrunst gehegte Muttergottesfigur tief in ein Schneeloch stampft, bevor sie im letzten Wahn ihr Haus mitsamt dem mißgeborenen Kinde und sich selber den Flammen dahingibt — so ist dieser Vorgang unsagbar erschütternd. Aber tiefer noch, elementarer gewissermaßen,

rührt uns die innere Situation an, aus der die Handlungen Maries jäh und schicksalhaft aufkeimen: „In Verzweiflung an Gott war ihre Seele in ihr verschollen; in Empörung erwachte sie in diesem Augenblicke an dem Gelächter, das Gott über sie ausgestoßen hatte. Davon kam ein Schlagen über ihr Herz, wie wenn eine Glocke Sturm läutet.“ Das ist es, was Stehr von den meisten unserer Romandichter scheidet, daß er den Leser aus dem äußeren Geschehen hinweg immer sogleich ins Seelische niederzwingt, daß er ihn sozusagen mit hinabtaucht in die purpurne Dämmerung jener tiefsten Abgründe des Seins, in der nur *sein* Wort noch zu blühen vermag, während die Anschauungskraft der meisten dort unten verdorrt... Das ist die besondere Stärke Stehrs, die ihn zu einem Einzigen, zu einem Einzelnen macht inmitten der Vielheit sprachgewandter und anschauungsreifer Erzähler...

Die unvergeßlichen Schlüsse seiner Dichtungen klingen nach, weil sie das Weltgefühl, das schier Unfaßbare, das ihren Geschehnissen entblühte, der Sprache abzwingen. Die ewige Not und Qual der formwerdenden Materie erlöst sich selber in dieser immer ringenden und mit höchsten Erfüllungen reich gesegneten Kunst. Aus dem reinen Gefühl, das größer, schöpferischer und gnadenvoller ist als äußerste Macht noch so scharfen Intellekts, strömt die sichere, in Verworrenheiten und Verfinsterungen siegreich bleibende Kraft der erneuernden Wandlung.

Der Epiker Stehr überhöht seine Erzählungen und Romane durch eine suggestive, aus der tiefen Mystik seines Herzens aufquellende Lyrik. Wenn er irgendeinen Vorgang in der Natur darstellt oder eine Landschaft wiedergibt, so wird das nicht Schilderung, nicht verschönerndes oder realistisches Ausmalen; es wird vielmehr, jenseits alles Zeichnerischen, zum Seelenbekenntnis, fließt, unterirdisch gewissermaßen, in die Menschen und Geschehnisse hinüber... Traum und Vision ist die eigentliche Realität, die wirkliche Sphäre seiner Welt... Am reinsten erfährt man diesen Zauber an den „Geschichten aus dem Mandelhause“, wo aus dem Innenerleben einer Kindesseele wundersam Schicksal herausgesponnen wird und das zarte, traumweiche Gespinst schließlich alles unentrinnbar umhegt... Dieses Buch ist zugleich das behutsamste und lyrisch reichste des Dichters, der so mit der Magie des Unsichtbar-Wirklichen unserer Menschenwelt verwebt ist, daß er es wagen durfte, wirkliche Märchen zu schreiben, die nicht ersonnen oder gar lehrhaft ausgeklügelt, sondern tief innerlich erlebt sind, als sei die Menschheit noch jung und naturverschwistert wie am ersten Tag... Und hier ist sie es tatsächlich noch... „Wendelin Heinelt“ und „Das entlaufene Herz“ sind zwei Meisterwerke eines dichterischen Genius, der dem ursprünglichsten Volkstum blutsverbunden und seiner Sehnsucht eingeboren ist, dessen Scheitel an die Sterne rührt, während seine Füße innig dem Mutterboden verhaftet blieben.

Hermann Stehr, den die „gebildeten“ Durchschnittsleser wegen der Unerbittlichkeit seiner Gesichte und seiner seelischen Strenge, wegen des zu keiner Konzession geneigten Ernstes seiner Kunst und der wundervollen Eigenwilligkeit seiner Form, schließlich auch wegen seiner natürlichen Verachtung aller literarischen Konvention scheuen, den eine immer noch viel zu kleine Schar hingebungsbereiter Menschen als einen großen Meister unter den Deutschen liebt und verehrt — — er ist in Wahrheit — im höchsten Sinne volkstümlich. Was er geschaffen hat und künftig

noch schaffen wird, das muß — langsam vielleicht — aber doch mit jener Notwendigkeit, die alles wahrhaft Bedeutende schließlich zum Ziele führt (die etwa den Genius Georg Büchners siebzig Jahre nach dem leiblichen Tode den Deutschen plötzlich offenbart hat) zum Gemeingut unseres Volkes werden. Wenn mancher Stern dieser Zeit verblichen, manches brillierende Feuerwerk jählings zusammengefallen ist, wird Hermann Stehrs Dichtung den Deutschen lauterer strahlen, stets sich erneuende Schätze des Geistes spendend und manche sehnsüchtige Seele von innen her zauberisch erleuchtend...

Im „Monolog des Greises", der in Stehrs lyrischem Tagebuch den Lebensweg des nun sechzigjährigen Dichters, mitten hindurch zwischen Not, Zweifel, Inbrunst, Kampf, Trotz und Seligkeit, mit letzter Erkenntnis krönt, findet ein weiser Alter, dessen Evangelium der tiefsten Gottinnerlichkeit die feige, nach billiger Erlösung trachtende Menge floh, Zuflucht in der lebenstiefen Einsamkeit mystischen Einsseins mit der Schöpfung:

Dann stand er auf und öffnet' flügelweit
die Fenster, daß der Berge Gipfelschweigen
sein Zimmer ganz erfüll', das Meisengeigen
und tiefe Glut der höchsten Abendzeit.

Es tut unserer Welt, soll sie im Getriebe der gespreizten Nichtigkeiten nicht rettungslos zugrunde gehen, not, den Ruf zu hören, der von diesem Bilde und Sinnbilde sich selber erneuernden Menschentumes leise und doch mit der Gewalt des Donners ausgeht: Werdet wesentlich! Und wisset, gebunden in die enge Erdenhaft, um jene

. . . . . seligen Weiten,
von denen nur ein schwacher Schimmer fällt
durchs bunte Formenfenster dieser Welt.

Um solcher Botschaft willen grüßen wir heute den sechzigjährigen Hermann Stehr, dessen vom nahenden Alter mit milderem Glanze gesegneter Blick rein und der edelsten Leidenschaft voll diese, unsere Zeit durchdringt, in herzlicher Zuversicht als einen Meister und Führer in die Zukunft.

* * *

Notiz: Der Verlag Friedrich Linz in Trier läßt dieser Tage eine Gesamtausgabe des Stehrschen Lebenswerkes in neun Bänden erscheinen. Band I bringt die frühen Erzählungen und den Roman „Leonore Griebel"; Band II das einzige Drama Stehrs „Meta Konegen" und die reifen Novellensammlungen „Das Abendrot" und „Die Krähen"; Band III die Mythen und Märchen; Band IV–VII die drei großen Romane: „Der begrabene Gott", „Drei Nächte" und „Der Heiligenhof". Band VIII enthält Stehrs neueste, bisher unveröffentlichte Dichtung, den Roman „Peter Brindeisener" und im letzten Band sind Gedichte und Tagebuchaufzeichnungen vereinigt.

# Die Geschichte vom Rauschen.

Von Hermann Stehr*).

Das Licht war von der Wimper des Ewigen geglitten, und nach der langen, langen Finsternis wandelte die Erde in der Schönheit der Sonne durch den Raum. Die frohe Erde genoß ihr junges Glück, und

*) Aus einem soeben bei Friedrich Linz, Trier, erschienenen Bande, der unter dem Titel „Das entlaufene Herz" drei Meistererzählungen von Hermann Stehr enthält.

der Umfang ihrer Seligkeit wuchs und baute sich als leuchtender blauer Kreis in die Unendlichkeit des Weltalls. Als Gott der Herr das sah, sagte er zu sich: „Siehe, nun hat auch die Erde ihren Himmel."

Die freundlichen Gedanken des Ewigen sanken zur Erde nieder, und ihre willige Scholle schuf daraus die zarten Leiber der kleinen Pflanzen, die ihre Blätter um sich ausbreiteten und dann ihr buntes Gesicht zum Himmel wendeten, Gott entgegen, ohne zu ermüden, solange über die Sone nicht die Nacht des Schlafes kam. Wenn aber das Dämmern immer dichter das Licht verhüllte, so legten sie ihre Köpfchen auf die Blätter und warteten geduldig, bis das Auge der Sonne wieder aufging. Darauf begannen sie von neuem ihren stummen Dienst. Sie erhoben ihre Blätter, die süß und weich waren, wie die Händchen winziger Kinder, und wenn sie ihr Gesicht wendeten, so erbebte ihr Leib in großer Freude.

Aber nichts hatte eine Stimme auf der ganzen, weiten Gotteserde. Wie der glühende Traum einer stillen Seele rann Tag um Tag von den Bergen. Die Wasser reihten lautlos Welle an Welle. Regungslos hing das schimmernde Tuch der Luft über der Erde, und selbst das Gewölk des Himmels wandelte geräuschlos seine Farben und schlüpfte stumm aus Gestalt in Gestalt. Das dauerte Tag um Tag und Nacht um Nacht und wurde nicht anders. Der Atem der Erde geriet in Stocken und lag sengend in ihrem geheimen Munde. Die Hitze der Luft stieg, das Auge der Sonne rötete sich an seiner eigenen Glut. Das Gewölk des Himmels zitterte wie im Fieber, und wenn die Pflanzen ihre Blätter in die Wasser senkten, um sie zu kühlen, wurden sie schwarz und verwelkten; denn auch die Wellen waren warm geworden und gingen ihren Weg mit glasig-irren Augen.

„Die Erde leidet an ihrer Inbrunst," sagte nachdenklich die ewige Vorsicht zu sich. „Ich will ihr eine Stimme geben, daß sie sich nenne. Sie soll entzweit sein in sich. Ihre Seele gehe einher zwischen dem Ruf des Mundes und ihrem Wesen immerdar."

Also sprach der Herrgott, der sah, daß sein Frieden auf Erden eine Krankheit geworden war, erhob sich von seinem Sitze, sank auf die Kraft seiner Flügel und eilte durch das Weltall. Der Donner seiner Schwingen erfüllte den Raum, und die Säulen des Seins bebten. Die Welten zitterten bei seinem Vorüberflug wie Küchlein unter dem Gefieder des Adlers. Als die Fittiche des Ewigen über der Erde hinstrichen, rüttelte er sie, daß eine Deckfeder sich daraus loslöste. Sie sank hernieder und bohrte sich drunten mit ihrer Spitze in den Boden, der den Abhang eines Berges bedeckte. Wurzeln liefen alsbald aus von ihr, und das Land tränkte sie mit seinen Säften, die darin auf- und niederstiegen und ihre Form wandelten nach den Gesetzen der Erde. Ihr schimmernder Schaft wurde ein Stamm, hart wie Stein und rissig anzusehen gleich dem Felsen. Ihre Fahne aber verwandelte sich in ein grünes Gefieder. Das hob und senkte sich an tausend Aesten und Zweigen. Ehe sich dreimal der Morgen erneut hatte, war das Rauschen heimisch geworden auf der Erde, die dahinein ihre Seele ergoß, die sonst stumm in den Tiefen gelegen hatte, ihr Glück und ihren Kummer, ihr Lachen und ihre schwere Weisheit, und allemal, wenn das Rauschen seine grünen Schwingen rührte, klang es, als strichen die Fittiche des Unnennbaren vorüber.

Nun war der erste Baum erschaffen, und die Luft stand um ihn und lauschte erstaunt, was seine grünen Zungen redeten. Sie war in jener ersten Zeit schon wie heute, sehr schwatzhaft, und konnte nichts bei sich behalten. Nachdem sie eine Weile schweigend zugehört hatte, belud sie sich mit so viel Rauschen, als sie zu tragen imstande war, und eilte davon, um ihren leiblichen Schwestern, den Wolken, zu melden, was sich Neues ereignet hatte. Die standen fernab am Himmel in lautloser Bläße.

Die Luft stieg immer höher. Als das Rauschen die Weiten des Weltalls füllte, dehnte es sich zu einem großen Brausen und war kaum mehr zu bändigen. Die Wolken konnten ein Bangen nicht bemeistern, ihr Herz pochte so gewaltig, daß sie am ganzen Leibe zitterten. Endlich wurden sie ganz grau vor Schrecken und flohen am Himmel dahin. Die Luft schrie ihnen aus Leibeskräften zu, sich doch nicht zu fürchten. Die Wolken aber wollten nicht hören, sondern eilten ohne Umsehen immer weiter. Der Schweiß troff nur so von ihnen und fiel in großen Tropfen zur Erde. Zuletzt konnten sie nicht mehr, lagen wie erschlagen und fielen darauf erschöpft ganz hinter die Berge.

Die Luft hatte das Rauschen unterdes auch verloren. Sie ließ sich mißmutig in die Ebene nieder. Nach einigem Brüten aber raffte sie sich auf und war heiterer als sonst; denn sie hat eine gar leichte Seele. Während sie hin- und herging, probierte sie, ob das Rauschen nachzumachen sei. Allein, so sehr sie sich auch zusammennahm, sie brachte nichts heraus, als einen langen, verschwommenen Ton. Der flog nur weniges über die blauen Blumen des Ginsters. Außer den kleinen Blüten vernahm ihn nur noch die Sonne mit ihren allgegenwärtigen Strahlen. Sie wurde von dem eintönigen Summen der Luft so müde, daß sie vergaß, die Dämmerung von ihren Augen zu verscheuchen und vorzeitig einschlief.

Der Gesang der Luft ging auch gemach in ein traumhaftes Lallen über. Die kleinen Pflanzen falteten ihre Blättchen, die weich und süß waren, wie die Händchen winziger Kinder, neigten das bunte Köpfchen zur Seite und schlummerten auch ein.

Da war es wieder Nacht, und der blaue Himmel wachte allein, hoch und still. Die Erde aber redete ununterbrochen mit dem grünen Rauschen, das ihr Gott geschenkt hatte. Sie redete schon allenthalben mit ihm, denn es waren kleine Flügelein von dem ersten Baum ausgegangen, die in sich lebendiges Rauschen trug. Die flogen überall umher, und fanden sie einen Ort, wo gut zu wohnen schien, sanken sie nieder und wuchsen und rauschten, wie es sein mußte. Bald hatten alle Erhebungen der Erde ihr Rauschen. Die hohen Berge ein mächtiges, tiefes, das wie Brausen klang; die Hügel ein mildes, singendes, und es war, als trügen sie die Flügel der Wildtaube, die über dem Neste kreist. Die Luft jedoch lag noch immer über die Ebene hin und schlief, und niemand war da, der das viele Rauschen nahm und forttrug. Da floß es auf die Erde nieder und gab seinen Geist auf. Es wurde ein schwarzer schwerer Schatten, der über den Berg hinunterrieselte.

Er kam bis an das Wasser und fiel hinein. Als er aber die lebendigen Wellen berührte, bekam er seinen verlorenen Geist wieder, verwandelte sich und wurde, was er gewesen: ein fröhliches Rauschen. Die Wellen freuten sich, auch eine Stimme zu haben, und ließen ihre

Seele hineinfließen. Die Wasser haben ein tieferes, vielfältigeres Innere als die Erde, und ihr Rauschen war bald ein Schluchzen, bald ein Singen, und manchmal redete es mit den dunkeln, unbegreiflichen Lauten eines uranfänglichen Tiefsinnes.

So trugen die Wasser das Rauschen aus dem Gebirge immer weiter in das Land hinein und noch viel, viel weiter. Sie glänzten und zitterten vor Glück, so oft sie die tiefen Augen des Himmels auf sich ruhen fühlten.

Aus den Bächen wurden Flüsse, aus den Flüssen Ströme. Es kam zuletzt so viel Rauschen zusammen, daß es die wandernden Wasser kaum zu ertragen vermochten. Sie blieben stehen und bildeten das unabsehbare Meer. Das Rauschen der ganzen Erde lag darüber hin. Darunter atmete die Brust des endlosen Wassers in ruhigen, tiefen Stößen nach dem Takt der Gestirne, die in den Höhen vorüberzogen.

So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag der unrastvollen Menschenzeit. Noch immer wiegt das Rauschen sein Gefieder über den Meeren. Wer es hört, den ergreift es in tiefer Brust; denn die Seele kennt gar wohl die Fittiche ihres ewigen Herrn.

# Wie die Prohibition sich selbst widerlegt.

Von Dr. med. S. Dana Hubbard,
Direktor des Gesundheitsamtes der Stadt New York.

Ist das 18. Amendement unserer Verfassung, das durch die Volstead Akte mit Hilfe verschiedener einzelstaatlicher Verbotgesetze durchgesetzt worden ist, als ein Fortschritt in der Lösung des Alkoholproblems zu bezeichnen? Ich habe mir diese Frage oft vorgelegt und meine Ohren überall gespitzt, wie der Farmer, der nach der Stadt kommt, um Neuigkeiten zu hören, und ich bin noch immer von jeder Schlußfolgerung zu Gunsten der Prohibition weit entfernt. Die Prohibition hat das Problem für die gelöst, welche den Weg zum Holzalkohol-, zum verfälschten Sprit-, zum giftigen Whiskygenuß eingeschlagen haben. Diese haben mit ihrem Leben einen gar zu teuren Preis dafür bezahlt, was ich persönlich sehr bedaure. Ich bin nicht herzlos genug, um auch nur einen Augenblick daran zu denken, daß sie ihr Schicksal wohl verdient haben, weil sie das Gesetz verletzt haben. Nein! Tausendmal Nein. Wir Amerikaner haben so viele Gesetze, daß es unmöglich ist, an einem Tage keins zu brechen. Wenn man ein Automobil lenkt, läuft man schon Gefahr, das Gesetz zu verletzen. Ein Gesetz, das die Herstellung, den Verkauf und den Transport berauschender Getränke verbietet, schließt die Gefahr einer allgemeinen Gesetzesverachtung in sich.

Das 18. Amendement lautet: „Die Herstellung, der Verkauf oder Transport berauschender Getränke innerhalb, der Import in oder der Export ebensolcher für Trinkzwecke aus den Vereinigten Staaten und aller ihrer Jurisdiktion unterworfenen Territorien ist hierdurch verboten."

Die Sprache ist einfach, aber von jeder Klarheit weit entfernt. Es scheint die Absicht der Gesetzesmacher gewesen zu sein, berauschende Flüssigkeiten für Trinkzwecke in den Vereinigten Staaten zu verbieten.

Wenn jemand den Versuch unternimmt, ein Gesetz niederzuschreiben oder mit wenigen Worten etwas zu sagen, das sehr viele Menschen angeht, wird er bald herausfinden, daß Englisch eine höchst schwierige und vieldeutige Sprache ist. Unsere ausländischen Freunde fragen: Was meint ihr eigentlich? Die lernen unsere Sprache von ihren Lehrern und aus Büchern, kommen dann her und finden, daß sie sich weder verständlich machen können, noch uns verstehen können. Wenn wir das Prohibitionsproblem durchdenken, müssen wir sorgfältig, kühl und überlegend zu Werke gehen.

Das 18. Amendement zur Verfassung ist durch ein Bundesgesetz, bekannter unter dem Namen Volstead Gesetz, zustande gekommen. Eine Volksabstimmung wurde nicht vorgenommen, weil eine solche in der Verfassung nicht vorgesehen ist. Das 18. Amendement wurde genau in derselben Weise wie die voraufgegangenen 17 Amendements ins Werk gesetzt.

Soweit war alles in gesetzlicher Hinsicht auf das beste geregelt.

Es gibt Leute, die behaupten, „man zog uns das Fell über die Ohren", andere sagen: „Ich habe meine Stimme zugunsten dieses Gesetzes nicht abgegeben und kann daher dafür nicht einstehen." Nein, meine Freunde, alle, die da lesen können, wissen, daß schon im Jahre 1913 über dies Gesetz debattiert wurde, als in Columbus, Ohio, eine Bewegung zugunsten der nationalen Prohibition inszeniert wurde. Während der folgenden Jahre wurde von der Kanzel und Tribüne herab im ganzen Lande dieses Thema von jedem Standpunkt erörtert und in der Presse ständig darüber diskutiert.

*

Vor ungefähr 53 Jahren wurde die prohibitionistische Partei gegründet. Vor 29 Jahren wurde die Antisalon Liga gegründet. Der Staat Maine führte 1851 die Prohibition ein, Kansas 1880, North Dakota 1889, Georgia 1907. 33 Staaten votierten für die Prohibition, bevor die nationale Prohibition eingeführt wurde. Im Jahre 1918 stimmten von 3030 Counties in den Vereinigten Staaten 2392 für „trocken". Diese Rekordziffern lassen ohne Zweifel erkennen, wie die Masse unserer Wähler über diese Frage in Wirklichkeit denkt.

Von höchster Bedeutung ist die Frage, wie das Amendement beschlossen wurde und welche Volksgruppen sich für dieses Arrangement eingesetzt haben. Der Beschluß, das Amendement durch die einzelnen Staaten ratifizieren zu lassen, wurde durch den Senat der Vereinigten Staaten am 1. August 1917 und vom Repräsentantenhause am 17. Dezember 1917 gefaßt. Im Senat stimmten 65 dafür, 20 dagegen, im Hause 282 dafür, 128 dagegen. Von den 48 Staaten haben jetzt 46 das Amendement ratifiziert. In 45 Staatslegislaturen bezifferte sich das Gesamtvotum der Senate auf 1288 für die Ratifizierung gegen 213 Stimmen, während in den Häusern sich das Votum dafür auf 3739 gegen 934 Stimmen bezifferte.

Soweit über die Tatsachen, wir kommen nun zu den treibenden Kräften. Wer sind sie? Es gibt Menschen, welche die Situation dahin charakterisieren: Es war wie immer die intellektuelle Minorität, die sich durch Geld und Ueberredungskünste durchsetzte. Wer aber ist die intellektuelle Minorität? Das sind, wenn man sich die Sache bei Licht betrachtet,

alle Männer und Frauen, die im hohen Maße geschäftlich an dieser oder jener Sache interessiert sind. Da sind die Interessenten für Lebensversicherung, die Wissenschaftler, die Philantropen, die Akademiker, Aerzte, Lehrer, Beamte der öffentlichen Gesundheitspflege, Eisenbahn- und Bergwerksinteressenten, Großindustrielle aller Art und schließlich unsere Kirchen und ihre Helfershelfer. Gut informierte und intellektuelle Persönlichkeiten, die an die Demokratie glauben und an eine Regierung für, mit und durch das Volk, wissen, daß das, was auf gesetzlichem Wege eingeführt worden ist, wieder aufgehoben werden kann, sobald sich herausgestellt hat, daß diesem eine irrtümliche Auffassung zugrunde gelegen hat.

*

Wird die nationale Prohibition den Alkoholgenuß unterbinden? Die Antwort ist gegeben, wenn wir uns bei der einzelstaatlichen Prohibition darüber Auskunft holen. Wie schon bemerkt, sind die ersten prohibitionistischen Versuche im Jahre 1851 unternommen worden, außerdem hatten schon 33 Staaten sich für die Prohibition entschieden, bevor die nationale Prohibition eingeführt wurde. Was sind die Folgen gewesen?

Wir wollen gerecht sein und zugeben, daß sich der Einführungsmechanismus und die Erziehung des Volkes noch nicht genügend durchgesetzt haben. Menschen von fest eingewurzelten Gewohnheiten lassen sich nicht so schnell zu einer anderen Ueberzeugung bringen. Der Saloon ist geschlossen, die Bier- und Whiskyschilder sind überpinselt, aber wir können überzeugt sein, daß jeder, der sich mit den Behörden zu verständigen weiß, und jeden Preis zahlen kann, Spirituosen erhält. Die Statistik beweist, daß heute noch, drei Jahre nach Erlaß des Gesetzes, jedes Quantum zu haben ist.

Die Bundesregierung hat ihr Geschäftsjahr vom 1. Juli zum 30. Juni festgesetzt. Heute informieren uns die Zeitungen darüber, daß 68 562 Prohibitionsfälle bei den Bundesgerichten anhängig gemacht worden sind. Vergleichende Jahresberichte zeigen eine Zunahme der schweren Fälle statt einer Abnahme. Wenn das in dieser Weise so weiter geht, wird es — wie einer unserer Publizisten kürzlich sagte — zum guten Ton gehören, sich die Mauern mehr von innen als von außen anzusehen (er meinte natürlich die Gefängnismauern).

Das Prohibitionsbureau wandte dem Bundesschatzamt in einem Jahre die stattliche Summe von 4 804 271 Dollar an Geldstrafen zu. 35 469 Personen sind wegen Verletzung dieses Gesetzes bestraft worden.

*

Die Aerzte sind vielfach durch das Alkoholverbot beengt worden. Bei einer flüchtigen Betrachtung des Amendements, das die Herstellung, den Verkauf und den Transport von alkoholischen Flüssigkeiten für Trinkzwecke verbietet, könnte man annehmen, daß es in keiner Weise ihre Verwendung für Heilzwecke berührt. Wie die Behörden aber das Gesetz in bezug auf die Heilkunde interpretieren, geht über meine Fassungskraft hinaus. Doch eins steht fest, daß sie nämlich so komplizierte Auslegungen getroffen haben, daß die Ausübung der medizinischen Praxis belästigt, verlangsamt und erschwert wird. Der größte Aerzteverein — die amerikanische medizinische Vereinigung — hat durch eine

Umfrage, die an eine große Zahl praktischer Aerzte gerichtet war, festgestellt, daß eine schwache Majorität — 51 zu 49 Prozent — sich für den Alkohol als ein wichtiges therapeutisches Mittel entschieden hat. Wir sind durch den Direktor der Prohibition dahin informiert worden, daß im Staate Newyork 12 500 Aerzte im Jahre 1921 die Erlaubnis eingeholt haben, Whisky als Heilmittel zu verschreiben. Im ganzen Staatsgebiet waren in demselben Jahre 15 602 Aerzte eingetragen gewesen. Während dieser Zeit wurden 20 Prozent der den Aerzten gelieferten Blankorezepte für Alkohol verwendet. Das ist ein Durchschnittsverbrauch von 76 Rezepten für Alkohol bei einer Gesamtziffer von 400, die jedem Arzte pro Jahr zur Verfügung gestellt werden.

Dies ist die beste Antwort des ärztlichen Standes auf die geradezu teuflischen Auslegungsbestimmungen. Die Aerzte als Stand widersetzen sich naturgemäß allen Bestimmungen, die sie in der Ausübung ihres Berufes zum besten ihrer Patienten behindern, und sie fühlen sich keineswegs verpflichtet, alle Gesetze kritiklos hinzunehmen und ihre Durchführung zu unterstützen. —

*

Das 18. Amendement hat ein gewaltiges Heer von ungesetzlichen Händlern von alkoholischen Getränken auf die Beine gebracht, vielleicht das größte in der Geschichte. England erhebt einen Zoll von zwei Dollar auf jede exportierte Gallone Sprit. Nach Presseberichten sind im letzten Jahr nach den Bahama-Inseln eine Million, zweihunderttausend Gallonen exportiert worden. Neuerdings wurde ein Mann verhaftet, bekannt als der König der Schleichhändler. Es wurde festgestellt, daß dieser Ausländer während seines Aufenthaltes von wenigen Jahren ein Vermögen von vielen Millionen angehäuft hat. Ein Schuhputzer in einem kleinen Orte auf Long Island hatte sechzehn Tausenddollarnoten durch Scheichhandel zusammengerafft. Weintrauben, aus denen früher alkoholfreier Fruchtsaft gewonnen wurde, wurden früher mit 75 Dollar pro Tonne verkauft, heute haben sie es auf 350 Dollar pro Tonne gebracht.

An Stelle der öffentlichen Schankstätten haben wir heute die Kneipe in der Familie. An vielen Orten hat man eine Zunahme der Schulversäumnisse und der Sittenverderbnis bemerkt, desgleichen eine starke Zunahme der Trunksucht und des lüderlichen Lebenswandels unter den jungen Leuten, die das alles für besonders forsch halten. Es ist allgemein bekannt, daß Kinder große Nachahmer sind und gern die Lebensgewohnheiten der Alten annehmen, auch inbezug auf das Trinken. Bedauerlicherweise führt eine unmäßige Lebensweise bei der Jugend zu weiteren Komplikationen. Wahllose geschlechtliche Beziehungen sind oft die Folge davon, kein Wunder, daß eine Zunahme der unehelichen Geburten offiziell festgestellt wird.

Und so geht es fort bis ins Ungemessene, solche Reaktionen können uns indessen nicht überraschen unter den gegenwärtigen unglückseligen Zeitverhältnissen, die sich herausgebildet haben aus Opposition gegen das 18. Amendement. Der Naturforscher und Trainer weiß, daß bei der Tierdressur Fortschritte nur ganz allmählich gemacht werden. Der extreme Prohibitionist dagegen fordert, daß die Spirituosen mit einem Schlage abgeschafft werden sollen, wogegen sich der gesunde Menschen-

verstand zur Wehr setzt. Das Publikum würde zweifellos gegen eine Einschränkung des Alkoholgenusses nichts einzuwenden gehabt haben, da aber ein radikales Verbot erlassen wurde, haben wir nicht das von allen denkenden Individuen gewünschte Resultat erzielt, sondern eine heftige Opposition dagegen und einen unerhörten Mißbrauch. Nicht nur Opposition und Mißbrauch dieses Gesetzes, sondern, wie uns führende Persönlichkeiten und die Presse versichern, ist durch dies eine Gesetz die gesamte Gesetzgebung in Mißkredit gebracht worden. Das Verbrechen hat sicherlich zugenommen.

Das Endresultat ist, daß die bisher Bier konsumierende Bevölkerung mindestens zu 95 Prozent durch die Prohibition zu Schnapssäufern geworden ist. Darum sei die Frage gestattet: welches wird, wenn dies so weiter geht, die Wirkung auf unsere öffentliche Gesundheit sein?

*

Regierungen können die Menschen nicht bessern. Es ist Sache der Menschen, die Regierungen zu verbessern. Jeder Versuch, die öffentliche Moral durch das Gesetz zu heben, muß fehlschlagen. Die Mäßigkeit kann nicht durch das Gesetz erzwungen werden. Die Gesetzgebung haut oft daneben, die Erziehung nie. Es gibt nur einen sicheren Weg zum Fortschritt, zum moralischen Fortschritt wenigstens, und dieser führt durch die Herzen der Menschen. Die Vollendung ist ein unschätzbarer Besitz und gute Manieren sind das Merkmal wahrer Bildung. Dr. Brockfield, ein entschiedener Verteidiger der Mäßigkeit in England, sagte hierüber im Jahre 1841: „Mäßigkeit ist nicht Enthaltsamkeit, sondern vernunftgemäßer Gebrauch aller Dinge."

*

Die staatliche Prohibition hat jedenfalls nichts erreicht und die nationale Prohibition wird ebenso zur Fruchtlosigkeit verurteilt sein. Die Amerikaner sind eine zur Mäßigkeit neigende, intelligente, freiheitliebende Nation und haben für die Freiheit gekämpft. Die durch das Gesetz erzwungene Prohibition negiert die persönliche Freiheit.

Die Prohibition muß versagen, weil die Vereinigten Staaten im Norden an Länder grenzen, wo schwere Spirituosen getrunken werden, ebenso im Süden, während im Westen und Osten dem Import von alkoholischen Getränken überhaupt keine Grenze gezogen sind.

Es ist sehr zu bezweifeln, ob je in irgend einem Staate der Union die stimmberechtigte Bevölkerung in ihrer Majorität auf dem Boden der Abstinenz stand, oder auch nur in der Prohibition die Rettung erblickte.

Alle, die ein Getränk nicht entbehren können, bekommen es, ob auf gesetzlichem oder ungesetzlichem Wege. Der Mensch, der zu träge ist, hundert Schritte zu laufen, um dem Gottesdienste beizuwohnen, wird fünf Meilen laufen, um sich ein Stelldichein mit einem Schleichhändler zu geben.

Die bisher erzielten Resultate beweisen, daß die gesetzlich erzwungene Prohibition nicht im entferntesten den Wunsch, den wir alle hegen, erfüllt hat. Nämlich unsere Mitmenschen zu bessern. Eine gesetzliche Regelung der Alkoholfrage mag ja, wenn sie nicht geradezu reaktionär gefaßt ist, in mancher Beziehung nützlich sein, aber wenn wir unser Volk

in intellektueller Hinsicht mit anderen Völkern vergleichen, so liegt es klar auf der Hand, daß wir durch eine planmäßige Erziehung mehr erreichen.

Der gesund empfindende Mensch wird nie zu einem Trinker werden. Die überwältigende Majorität unseres Volkes, man kann sagen 95 Prozent, sind diesem Typus zuzuzählen. Die wenigen erblich Belasteten und die Gewohnheitstrinker werden kein Feuer und kein Wasser scheuen, auch kein Unwetter, um zu ihrem Getränk zu kommen. Das ist wohl zu beachten, darum müssen wir in allen Reformen zwischen normalen und nicht normalen Personen unterscheiden.

Menschen mit zerrüttetem und geschwächtem Intellekt sind vollkommen außerstande, dem Hang zum Alkohol zu widerstehen. Die einzig mögliche Reform, die Erfolg verspricht, kann sich nur auf solche Personen beziehen, die Opfer des Alkoholismus geworden sind.

*

Um den öffentlichen Gesundheitszustand zu heben, muß man sich die Gesundheit des einzelnen angelegen sein lassen. Gesundheit kann nicht durch den bloßen Wunsch gewonnen werden, sondern durch ehrliche Bemühungen. Wer gesund sein will, muß danach leben, der gute Wille macht es allein nicht. Die Gesundheit ist nicht eine Sache, die man sich im ersten besten Laden kaufen kann. Die Gesundheit ist ein Ziel und das Mittel, das Leben zur höchsten Vollkommenheit zu bringen. Wir können jede Krankheit bekämpfen, sie in den meisten Fällen auch verhindern. Die Gesundheitsstatistiken liefern einen vollwertigen Beweis dafür. Krankheiten, wie Tuberkulose und Syphilis, welche die Ursache der Rassenverschlechterung sind, müssen bekämpft werden, und wo sie vorhanden sind, müssen sie kontrolliert werden. Unsere Rasse ist das Erzeugnis der Einwanderung. Sie kann verbessert werden durch die sorgfältige Ueberwachung der neuen Ankömmlinge und durch die Ausscheidung der körperlich und geistig Untüchtigen.

Wir müssen für die Schlupfwinkel der unteren Klassen, für die Saloons, die Spielhöllen, die Winkelkneipen, bessere Einrichtungen treffen. Wir müssen das öffentliche Interesse auf die Verbesserung der Gesundheit, des Komforts und der Wohlfahrtspflege lenken.

Was mich persönlich betrifft, so kann ich die bösen Folgen der gesetzlichen Regelung der Alkoholfrage nur als eine selbstverständliche Erscheinung betrachten. Es war nicht schwer, hier den Propheten zu spielen. Ein Komitee von 50 Gelehrten machte eine prozentuale Aufstellung über die graduelle Verschiedenheit der Alkoholkonsumenten. Ganz enthaltsam lebten von der Gesamtbevölkerung 20 Prozent, zu Exzessen neigten 5 Prozent, mäßig lebten 50 Prozent, gelegentlich, im geselligen Kreise, tranken 25 Prozent.

Diese Tatsachen sollten jedem denkenden Menschen den Ernst der Lage vergegenwärtigen und ihn veranlassen, darüber Erwägungen anzustellen, ob dies der richtige Weg zur Lösung des Problems ist. Lebensgewohnheiten, die so selbstverständlich wie das Leben selbst sind, sind über Nacht rücksichtslos unterdrückt worden, kein Wunder, daß eine heftige Reaktion entstanden ist, die geeignet ist, eine an sich gute Sache zu schädigen. Das sollte uns zu denken geben.

(Uebersetzt aus „New York Medical Journal" von Joh. Gaulke.)

# Das schöne Gesicht.

Von Hugo Marcus.

Heute bei Familie Hansen eingeladen. Ein Fräulein Dr. Wanner ist zu Besuch gekommen. Ich bin doch ein langer Schlingel, aber sie sitzt im Sessel — große Augen, dichte Brauen, Hakennase — und ist noch ein ganzes Stück größer als ich. Ich rede einige Paradoxien — ganz gut — obwohl ich dann eigentlich immer nicht recht weiß, wie weiter, und ob mir im nächsten Augenblick noch etwas einfallen wird, worüber die anderen lachen oder sich ärgern können. Zugleich fühle ich, nachdem ich einmal das Gespräch aus Widerspruch gegen die bürgerliche Kleinlichkeit der Themen in diese Höhe des Problematischen gehoben habe, die Verantwortung, es auch darin zu halten. Ich habe mir selbst zu schlichten Worten den Weg verrammelt. Doch schlichte Worte — das hieße Trivialitäten, und die liebe ich nicht. Dann besser schweigen! Aber können sechs Menschen schweigend zusammensitzen, zumal wenn Besuch da ist? Man sieht, ich war zu Paradoxien gedrängt, auch wenn ich sie etwa nicht billigte . . . .

Fräulein Dr. Wanner schweigt allerdings in allen Zungen. Ich fühle, daß sie mich ansieht, immer ruhig betrachtend. Ich denke: vielleicht lehnt sie mich ab. Aber das ließe mich kalt, obwohl mir bei einer Frau der Doktor nicht unsympathisch ist.

Als der Gast sich verabschiedet hat, erläutert mir Frau Hansen, daß Fräulein Dr. Wanner Amerikanerin ist. Sie hat von einem Oheim ein Stipendium bekommen und dafür noch ein Jahr in Deutschland studiert. Jetzt hat sie sich mit dem letzten Geld einen ganzen Wagnerzyklus in der Wiener Hofburg „gegönnt". Und nun reist sie nach Amerika: arbeiten. Ihr ist um die Zukunft nicht bange.

Am nächsten Sonntag bin ich wieder bei Hansens zu Tische. Da erzählt mir Frau Hansen: „Fräulein Dr. Wanner hat gesagt, Sie sind der schönste Mensch, den sie in Amerika und Europa gesehen hat!" Und dann fügt Frau Hansen noch deutlicher werdend hinzu: „Amerikanische Damen sind gewöhnt, daß man ihnen eine Aufwartung macht, wenn man ein junger Herr ist, und ihnen vorgestellt wurde. Uebrigens treffen Sie meine Freundin auch nächstens bei den alten Zs." — Ich fühle, daß ich überrot werde unter dem Ansturm solcher Mitteilungen und beeile mich zu antworten. „Nicht wahr, es ist merkwürdig, wie für einen Geschmack manche Menschen haben!" Dabei jubelt es in mir. Ich bin der Amerikanerin sehr dankbar. Etwas Tiefstes ist in mir getroffen. Schön sein, dafür gäbe ich mein Leben, alles was ich bin und habe. Meine Stellung, auch allen etwa vorhandenen Geist und Witz. Ich will ganz offen sein. Es ist eine Schande für einen Mann, aber: es ist nicht nur ein großer Reiz für mich, zu wissen, daß ich gefalle — es ist das Beglückendste, Berauschendste, Stolzeste, was es für mich gibt.

*

Bei den alten Zs. bin ich nun doch nicht gewesen. Und besucht habe ich die Dr. Wanner auch nicht. Frau Hansen erkundigte sich nach beidem. Ich gab eine Malice zur Antwort. „Ach so, Sie wollen Ihre Macht ausproben!" rief Frau Hansen etwas unwirsch.

„Ja, es macht Vergnügen, warten zu lassen!“ antwortete ich. Wie ist es aber wirklich? Ich schwankte lange, ob ich zu ihr gehen sollte. Doch ich hatte Angst vor der Begegnung. Denn ich weiß ja nur zu gut, daß ich in Wahrheit: gar nicht schön bin. Ich bin ihr nur das eine Mal so erschienen! Ich bin also gar nicht der, den sie meint. Und nun, beim zweiten Male, wird sie den Irrtum merken. Und ich werde verlegen sein und nicht einmal Witz genug zur Verfügung haben, um mich durch ein Wort aus der Affäre zu ziehen. Am liebsten freilich wäre ich ganz schlicht zu ihr gegangen und hätte gesagt: „Hier bin ich, Werner Ziemsen, gnädiges Fräulein! Es gibt aber zwei Werner Ziemsens. Der eine lebt nur in Ihrem Kopf, der andere bin ich, und wir sehen grundverschieden aus. Leider! Ueberzeugen Sie sich!“ Doch dann würde der Werner Ziemsen sterben, der nur in ihrem Kopfe ist; und das möchte ich nicht. Um ihn wäre es schade, und auf ihn kommt es mir an.

*

Fräulein Wanner ist plötzlich abgereist. Das war ein seltsames Gefühl, ein kalter Schwindel, als ich es erfuhr. Denn wir haben uns wirklich nicht wieder gesehen. Das heißt, wenn man will, haben wir uns wiedergesehen. Ich wenigstens habe sie wiedergesehen. Ich traf sie auf der Straße. Da faßte ich einen Entschluß. Ich ging an ihr vorbei, ohne durch einen Gruß ihren Blick auf mich zu lenken. Würde sie mich erkennen, so war ich's, den sie meinte; würde sie mich nicht erkennen, so meinte sie den andern, den es gar nicht gibt. Und ich ging sie nichts an. Ich schritt vorbei, und es geschah, wie ich erwartet — gefürchtet hatte: sie erkannte mich gar nicht. Wie seltsam: ich, der ich sie nicht liebte, erkannte sie, und sie erkannte mich nicht, den sie doch liebte . . . .

*

Liebe Felicitas Wanner! Du fährst jetzt auf dem Ozean und nimmst das Bild eines schönen jungen Menschen namens Werner Ziemsen mit, den es nicht gibt, den es nur in Deinen Gedanken, nur Dich gibt. Und diesem schönen jungen Werner Ziemsen habe ich zum Opfer gebracht: Dich, Felicitas Wanner, und mich, Werner Ziemsen, den Alltäglichen. War das Opfer zu groß? Aber es ist nicht so würdiger für uns beide, daß sie das Bild eines jungen Helden bewahrt, der sich freilich etwas hart und brutal gegen sie verhielt und sich wenig um sie kümmerte, als daß sie die Physiognomie eines jungen Alltagsmenschen zu vergessen hätte, der ihr erst eine flüchtige Täuschung, dann eine rasche Enttäuschung bereitete? Leb' wohl, Felicitas Wanner!

Wie aber kommt es, daß ich ihr damals so superlativisch schön erschienen bin, ohne es zu sein? Ist da nicht ein Rätsel? Die Sache liegt so: es gibt schöne Menschen, die sind nur schön. Dagegen gibt es Menschen, die haben zerbrochene Züge, daß sie nicht ein einziges, sondern viele, ganz verschiedene Gesichter zeigen. Die meisten dieser vielen Gesichter sind häßlich. Aber darunter ist wohl auch einmal ein schönes. Vielleicht gerade in diesem Lichte, von dieser einen Ecke aus, da bist du schön! Bewahre, nicht in der Hauptansicht, nein, in irgendeiner zufälligen Seitenverschiebung. Und eine Vierteldrehung weiter ist's schon

wieder aus. „Schöne Menschen sind nur schön. Zerbrochene Menschen, ja, das ist noch etwas mehr," sagte ich neulich zu Frau Hansen, um sie zu provozieren: „Zerbrochene Menschen, die sind unter vielem anderen, was sie sonst noch sind, ganz nebenbei auch schön!" Nun, und damit habe ich mein Schicksal erzählt. Felicitas Wanner saß bei jenem denkwürdigen Besuche so, daß sie den schönen Zug zu sehen bekam, den es an mir gibt. Davon nahm sie den Eindruck mit fort nach Amerika. Und da wir uns nicht wiedersehen werden, gibt es den einen einzigen Menschen auf der Welt, in dessen Augen ich der schönste junge Mann bin, den Europa und Amerika hervorgebracht haben. Und irgendwo in der Welt lebt ein einziges Mal das verklärte Bild meiner Vollendung, unbekümmert um meine wirkliche Existenz.

*

Aber daß es dieses Bild gibt, bleibt doch für mich ein höchstes Glück und eine adelnde Aufforderung . . . .

# Randbemerkungen.

## Vom Geist zum Bizeps.

Die gute Stadt Breslau, die auf Grund ihrer Einwohnerzahl fast den Anspruch auf den Rang einer Weltstadt erheben könnte, gilt — ob mit Recht oder Unrecht, das will ich nicht entscheiden — als eine große Kleinstadt, in der es sich aber immerhin behaglich leben läßt. Das hat sich jedoch mit einem Schlage durch die Umwandlung der Jahrhunderthalle, die im Jubiläumsjahr 1913 errichtet wurde, um der schlesischen Hauptstadt das ihr gebührende Relief zu geben, in eine Sportarena mit gigantischem Ausmaß geändert. Der größte Kuppelbau Deutschlands, der pathetisch als der „Dom des Volkes" verkündet wurde, zu dessen Weihe Gerhard Hauptmann sein „Festspiel 1913" dichtete, ist damit endgültig einer den neuen Zeitverhältnissen Rechnung tragenden Bestimmung ausgeliefert worden. Deutschland in der Welt voran! Der edle Sport setzte allerdings etwas später bei uns ein als in den anderen „Kulturländern", aber trotzdem haben wir es dank der uns eigenen Begeisterungsfähigkeit für große Aufgaben, zu etlichen Weltmeisterschaften gebracht. Wenn ich nicht irre, hat kürzlich der große Breitensträter sogar seinen Niggerpartner im Boxkampf zur Strecke gebracht. Ferner hat Berlin, das rastlos am Werke der Kultur schaffende Berlin, auch in diesem Jahre seinen guten Ruf als Zentrale des deutschen Sports durch Inszenierung eines Sechstage-Rennens neu begründet. Nun gilt es aber für die Reichshauptstadt, ihr wohlerworbenes Renommee als die Stadt des Sports im heißen Ringen mit der jüngeren Rivalin zu behaupten. Denn kaum war Breslau mit seiner gewaltigen Sport-Arena auf den Plan getreten, so wurde auch schon an geweihter Stätte ein Sechstage-Rennen nach berühmtem Muster veranstaltet. Ueber den Ausgang, das heißt über die Anzahl der Abstürze und Knochenbrüche, können wir in diesem Rahmen nicht ausführlich berichten — es tut auch nichts zur Sache. Aber in einem Punkt sind die Breslauer den Berlinern entschieden voraus: sie befinden sich nämlich in der beneidenswerten Lage, ihre Wett-

rennen und Boxkämpfe, je nachdem, mit Orgelbegleitung stattfinden zu lassen, da die einstige Jahrhunderthalle die größte Orgel auf dem Kontinent als Requisit aus besserer Zeit besitzt. Ein Gefühlsmoment von unberechenbarer Tragweite, das ganz dazu angetan ist, die Stellung der Reichshauptstadt auf sportlichem Gebiet zu erschüttern.

## Ein Filmdrama nach dem Leben.

In New York ist eine junge Kinoschauspielerin, Luise Lawson, die als einer der leuchtendsten Stars am amerikanischen Kinohimmel galt, unter geheimnisvollen, man kann schon sagen, kinodramatischen Umständen ermordet worden. Nach New Yorker Zeitungsnotizen soll es sich bei diesem Morde um die bestellte Arbeit eines verschmähten Liebhabers handeln, nach anderer Version um den Racheakt einer betrogenen Geliebten. Die dritte Version geht dahin, daß Miß Lawson einfach das Opfer zweier Alkoholschmuggler, welche die junge Schauspielerin mit den für ihre luxuriösen Gastmähler notwendigen „Flüssigkeiten" versorgten, geworden sei. Da das Alkoholverbotgesetz einen neuen Verbrechertyp, der es erstens mit den Landesgesetzen, dann aber auch mit den Menschenleben nicht so genau nimmt, herangezüchtet hat, so gewinnt diese Annahme um so mehr an Wahrscheinlichkeit, als die Mörder sich einer größeren Geldsumme und der Kleinodien der Schauspielerin bemächtigt haben. Also ein glatter Raubmord, von dem man in diesen bösen Zeitläuften nicht viel Aufhebens macht. Die Affäre bekommt jedoch dadurch einen besonderen — man kann schon sagen kulturgeschichtlichen Hintergrund, daß das schauerliche Drama der Wirklichkeit eine kinodramatische Bearbeitung erfahren soll. Eine amerikanische Filmzeitschrift hat einen Wettbewerb ausgeschrieben, der an alle gerichtet ist, die es nach dem Ruhm des kinodramatischen Dichters gelüstet. Kunst und Natur sei eines nur! So hätte sich endlich das Dichterwort, dem Kurbelmann sei's gedankt, in ungeahnter Folgewichtigkeit erfüllt. Fortan kann nur noch böser Wille oder notorischer Widerspruchsgeist die hohe sittliche und erzieherische Mission des Kinos in Zweifel ziehen.

## Tschechoslowakische Liebenswürdigkeiten.

In Böhmen hatte das Deutschtum bereits unter der Habsburger Herrschaft einen schweren Stand, nach der Konstituierung des tschechoslowakischen Staates geht es aber für die Deutschen um Sein oder Nichtsein. Die Regierung hat es im Bunde mit den herrschenden Parteien darauf abgesehen, das Deutschtum in den Sudetenländern mit Stumpf und Stiel auszurotten. Man geht in dem Kampf gegen das Deutschtum ganz systematisch zu Werke. Zunächst sollen die deutschen Bildungsinstitute und Schulen auch in den Bezirken, die von einer kerndeutschen Bevölkerung seit altersher bewohnt werden, tschechisiert werden. In dieser Beziehung entfaltet der tschechische Schulverein eine außerordentliche Betriebsamkeit. Wäre es da nicht angebracht, mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln den Aspirationen der Tschechoslowaken entgegenzutreten! Wenn wir zurzeit auch über keine Machtmittel verfügen, die es uns ermöglichen, die Lage der drangsalierten deutschen Be-

völkerung in den Sudetenländern zu erleichtern, so könnten wir doch durch wirtschaftliche Maßnahmen dem Tschechentum einen empfindlichen Schlag versetzen. Dazu gehört in erster Linie, daß wir das Pilsener Bier, das ein bedeutender Exportartikel der Tschechoslowakei ist, meiden. Aber was geschieht in Deutschland? Statt einer Einschränkung können wir eine Steigerung des Imports von Pilsener Bier, für das wieder einmal die Reklametrommel stark gerührt wird, feststellen. Vor dem Kriege haben wir jährlich 454 000 Hektoliter Bier importiert, davon aus Oesterreich-Ungarn rund 434 000 Hektoliter. Die Summe, die wir dafür an das Ausland, in Sonderheit an die Pilsener Brauereien, abführten, betrug 10 bis 11 Millionen Mark. Das war in der glücklichen Zeit, da wir als ein Land mit aktiver Handelsbilanz uns diesen Luxus allenfalls leisten konnten, heute treiben wir aber einen unverzeihlichen Raubbau, wenn wir Nahrungs- und Genußmittel, die wir im eigenen Lande in derselben Qualität herstellen können, aus dem Auslande importieren. Jede Mark, die wir an das Ausland für leicht zu entbehrende Artikel zahlen, drückt unsere Valuta ganz automatisch herab. Man kann auch nicht geltend machen, daß handelspolitische Rücksichten in diesem Falle zu beobachten wären. Die Tschechoslowakei braucht uns als Exportland für Salz, Düngemittel, Maschinen und andere Industrieartikel notwendiger als wir sie brauchen. Darum fort mit einem leicht zu entbehrenden Importartikel, für den es außerdem in Deutschland einen vollwertigen Ersatz gibt! Man kann doch wirklich von den Leuten, die sich das teure Pilsener Bier leisten können, verlangen, daß sie durch Verzicht auf ein leicht zu entbehrendes Genußmittel der Allgemeinheit ein kleines Opfer bringen! Ohnehin sind unsere deutschen Biere den tschechischen durchaus gleichwertig. Allerdings läßt sich über den Geschmack nicht streiten. Aber in den meisten Fällen ist es nur ein eingewurzeltes Vorurteil, das uns die Auslandware schmackhafter und gehaltvoller erscheinen läßt. Das gilt namentlich in bezug auf das Pilsener Bier. Aber nicht allein aus wirtschaftlichen Gründen, sondern auch vom Standpunkt der nationalen Würde verdienen die tschechoslowakischen „Liebenswürdigkeiten", die von einem glühenden Deutschenhaß diktiert werden, eine gründliche Abfuhr.

# Börsenspiegel.

## Der ausgeplünderte Anleihenbesitzer.

Der deutsche Effektenbesitzer hat heute allen Grund, Gott zu bitten, er möge ihn vor seinen Freunden bewahren, vor seinen Feinden werde er sich schon selbst schützen. Die Freunde nämlich sind die eigenen Landsleute und vor allem die eigenen Parteiangehörigen, und das ist das besonders Tragische an der Sache. Hätten beispielsweise die Herren Marx, Luther, Emminger und so weiter bei ihrer Kandidatur zum Reichstage ihr „Programm" entwickelt und auf eine neugierige Frage eines Wählers: „Wie hältst du's mit den Kriegsanleihen?" prompt und deutlich erwidert, sie müßten annulliert werden, so wären die verschiedenen Herrschaften überall anders hin gewählt worden sein. Nur nicht in den deutschen Reichstag. Und das ist, wie gesagt, das besonders Tragische an der Affäre.

Nur die allergrößten Kälber...

Aber damals sprach natürlich niemand von einem solchen Plane oder auch nur von einer solchen Möglichkeit, und wäre dennoch davon gesprochen worden, so wäre es ganz sicher gewesen, daß alle solche Gedanken mit Entrüstung zurückgewiesen worden seien.

Eigentlich sind die Herren in Sowjetrußland kluge Leute. Sie wissen, daß man durch das Nichtzahlen von Zinsen sehr viel Geld erspart, und da Rußland seine Anleihen klugerweise im Auslande aufgenommen hat, so haben es die Herren in Moskau sehr bequem, wenn sie keine Zinsen zahlen und ihre alten Anleihen nicht anerkennen. Außerdem nicht die von i h n e n aufgenommenen Anleihen, sondern die einer ganz anderen, einer zaristischen Regierung, die das Privateigentum kannte und anerkannte. Aber was gehen die Versprechungen und Verpflichtungen der ehemaligen Zarenregierung die Sowjetleute an?

In Deutschland aber hat man zwar die Monarchie abgeschafft, aber doch nicht das Privateigentum, das im Gegenteil in der Verfassung „verankert" wurde, wie man damals so schön zu sagen pflegte. Außerdem hatten die eigenen Parteigenossen der jetzt regierenden Männer die feierlichsten Erklärungen, Versicherungen und Versprechungen bei Aufnahme der verschiedenen Anleihen abgegeben, und in dieser Hinsicht — das muß man sagen — ist niemals gespart worden.

Auch n a c h dem Verlust des Krieges. Auch n a c h dem Versailler Vertrage, auch n a c h der Verpflichtung zu den Reparationszahlungen. Ganz besonders im Falle der „berühmten" Sparprämienanleihe. Das ganze Aufgebot von Ministern, anderen hohen Beamten und was sonst noch an Autoritäten und Kapazitäten kreuchte und fleuchte, wurde damals aufgeboten als Eideshelfer für die Sicherheit, Güte und Heiligkeit der Sparprämienanleihe. Derartige feierliche Erklärungen verpflichten zwar zum Glück zu nichts. Sie sind billig und schmerzlos, und wenn es nachher anders kommt, so war es eben Pech. Das heißt, nicht etwa für den Abgeber jener schönen Erklärungen, sondern für den Erwerber der Anleihen, die harmlos naiven Gemüter, die Ministerworte allzu ernst nahmen.

„Kein Reichstag und keine Regierung wird es jemals wagen dürfen, auch gesetzliche Maßnahmen an der Sicherheit des Zinsenertrags der Kriegsanleihen zu rühren."

Oder auch, was mindestens ebenso schön klang: „Die erste Pflicht des Reiches wird es stets sein, für die Zinsen der Kriegsanleihe zu sorgen." Es war — nebenbei gesagt — ein Fraktionskollege des gegenwärtigen Reichskanzlers, der also gesprochen. Aber ein anderer deutscher Reichskanzler hat ja auch einmal das unsterbliche Wort vom „Fetzen Papier" geprägt, und wieder einer hatte das weniger unsterbliche, aber ebenso charakteristische Wort gesprochen: „So, wie i c h sie auffasse..." Es ist eben alles Auffassungssache.

Hinter der Sparprämienanleihe sollte angeblich — laut amtlicher Versicherung — die ganze Steuerkraft des deutschen Volkes stehen. Steuern zahlt zwar das deutsche Volk mehr, als ihm lieb ist; aber der Sparprämienanleihe kommen sie nicht zugute. Ob Herr Matthias Erzberger, der Vater dieser Anleihe, bereits ein Denkmal aus Erz in deutschen Landen besitzt, weiß ich nicht. In der Sparprämienanleihe aber hat er sich eins gesetzt, dauerhafter als Erz...

Ja, wenn es sich nur um die Staatsanleihen handelte. Aber auch die Pfandbriefbesitzer und alle anderen Besitzer festverzinslicher Werte sind in einer Weise behandelt worden, als seien ihre Ansprüche der berühmte „Fetzen Papier". Angeblich, um weitere „Beunruhigungen" zu vermeiden. Jedenfalls werden die meisten Besitzer dieser Papiere der Meinung sein, die größte Beunruhigung sei bei ihnen entstanden, als sie eines Tages erfuhren, die ganze Materie sei durch „Notgesetz" geregelt worden, und damit sei die Sache einfach erledigt.

Als in Preußen noch die absolute Monarchie herrschte, gab es zwar, wenn der Monarch in die Rechtssphäre eines „Untertans" eingriff, ein vielzitiertes „Kammergericht in Berlin". Die Tage des Absolutismus sind vorüber, ebenso die des Unternehmertums, aber auch leider die des Kammergerichts. Es lebe die Notverordnung! Das deutsche Volk hat viele Millionen und Milliarden im Laufe der verflossenen Jahre für Reichs-, Staats- und Stadtanleihen, für Hypothekenpfandbriefe und ähnliche „Werte", die außerdem beinahe sämtlich „mündelsicher" waren, ausgegeben und auf dem Altar — ja, wessen Altar eigentlich? — geopfert. Es war ein kostspieliges Experiment, und alles ist in Rauch aufgegangen. Laut Verordnung vom Volke gewählter Personen, die freilich auf dieses Programm hin sicherlich nicht gewählt worden wären. Aber warum hat man sie nicht vorher gefragt?

Es gibt nämlich auch Dinge, die — von allem andern abgesehen — eine Dummheit bedeuten, einen Fehler darstellen, und zu diesen fehlerhaften Dummheiten, zu diesen dummen Fehlern gehört es auch, wenn jemand seinen eigenen Kredit schädigt. Wozu das beste und unfehlbarste Mittel ist, daß man alte Schulden nicht bezahlt. Würde heute eine von der Sowjetregierung in England oder Frankreich aufgelegte Anleihe Erfolg haben? Ganz bestimmt nur dann, wenn Rußland vorher seine alten Schulden an diese Länder bezahlt hätte. Andernfalls würde man russische Anleihen und russische Zahlungsversprechungen als „Fetzen Papier" betrachten und behandeln. Und das nicht ganz mit Unrecht.

Deutschland aber wird auch noch eines Tages wieder pumpen müssen. Es kann ganz sicher nicht auf die Dauer ohne Anleihen leben, und in solchen Fällen pflegt der Anzupumpende sich sehr genau nach der finanziellen Vergangenheit des Anleihesuchenden zu erkundigen. Wie aber soll in diesem Falle die Auskunft über Deutschland, zumal über die gegenwärtige Regierung und ihre Zuverlässigkeit in Sachen der Reichsschulden lauten? Daran scheint man in gewissen Kreisen gar nicht gedacht, sondern über dem hohen und erstrebenswerten Ziel alles andere vergessen zu haben.

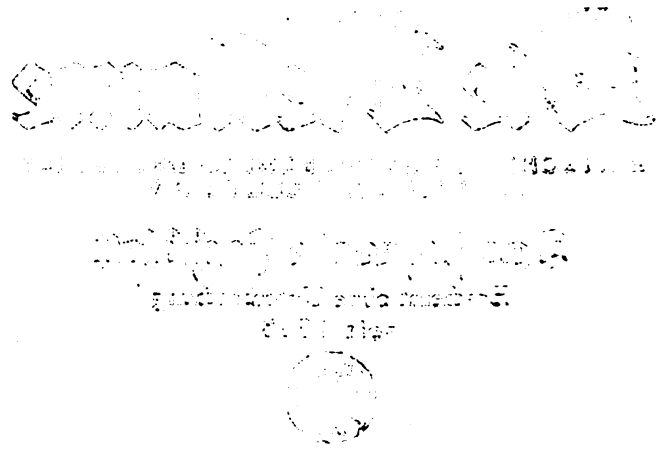
Schuldner vergessen manchmal schnell, Gläubiger aber gewöhnlich nicht, und was nützen in diesem Falle in Zukunft alle feierlichen Versprechungen, alle großen, kleinen und mittleren Ehrenwörter?

„So, wie ich sie auffasse", hat bekanntlich ein deutscher Kanzler einmal gesagt...

Florian.

* * *

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61.
Druck: Gustav Pritz & Co., Leipzig-Stötteritz.



# Die Reklame

ZEITSCHRIFT DES VERBANDES DEUTSCHER REKLAMEFACHLEUTE E.V.

**Das führende Fachblatt**

Erscheint ohne Unterbrechung
seit 1908

**Unentbehrlich**

für jeden,
der praktisch oder wissenschaftlich sich
mit Reklame in irgendeiner Form befaßt

**In Vorbereitung:**

Sondernummer Rheinland-Westfalen
„ Frankfurt a. M.
Heftpreis GM. 5.30 postfrei bei Voreinsendung
Jahres-Bezug (12 Hefte) GM. 28.—
postfr. bei Voreinsendung d. Betrages

Verlag

**Franckh & Lang G. m. b. H., Abt. „Ew."**

Berlin W 57


Druck von Gustav Fritz & Co., Leipzig-Stö.

# Die Reklame

ZEITSCHRIFT DES VERBANDES DEUTSCHER REKLAMEFACHLEUTE E.V.

**Das führende Fachblatt**

Erscheint ohne Unterbrechung
seit 1908

**Unentbehrlich**

für jeden,
der praktisch oder wissenschaftlich sich
mit Reklame in irgendeiner Form befaßt

**In Vorbereitung:**

Sondernummer Rheinland-Westfalen
" Frankfurt a. M.
Heftpreis GM. 5.30 postfrei bei Voreinsendung
Jahres-Bezug (12 Hefte) GM. 28.—
postfr. bei Voreinsendung d. Betrages

Verlag
**Fromken & Lang G. m. b. H., Abt. „Ew."**
Berlin W 57


Druck von Gustav Pritz & Co., Leipzig-Stö.

# DIE GEGENWART

POSTVERTRIEB AB LEIPZIG

## ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN U. KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH ILGENSTEIN

AUS DEM INHALT:


Das allgemeine Wahlunrecht Von Spektator

Jugendbewegung und Askese
Von Johannes Gaulke

Zur Philosophie des Individualismus
Von Paul Friedrich

Die Reichspostsparkassen
Von Arved Jürgensohn

Elisa Lynch Von Hanns Heinz Ewers

Randbemerkungen:
Eine politische Nottaufe / Dernier cri!
Blochmannsche Kalenderreform

Börsenspiegel:
Die Milliardenverluste der Börsenwelt



APRILHEFT 1924 / JAHRGANG 53

VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE

HEFTPREIS M. 0.30

VERLAG: GEGENWART G·M·B·H / BERLIN W 57 BÜLOWSTRASSE 56

# Die Gegenwart

58. Jahrgang | Aprilheft | 58. Jahrgang

## Das allgemeine Wahlunrecht

Von Spektator

Nichts bestechender, als der im deutschen Wahlrecht zum Grundsatz erhobene Gedanke der politischen Gleichberechtigung aller Staatsbürger. Ob Frau ob Mann, ob jung ob alt, ob reich ob arm . . . Nichts erhebender als diese Tatsache, daß vor der Wahlurne alle Unterschiede der Geburt und des Besitzes keinerlei Geltung haben, daß wenigstens allemal, wenn eine Legislaturperiode abgelaufen oder das jeweilige Parlament wegen schlechten Benehmens von einer wohlweisen Regierung nach Hause geschickt ist, der bewußte allgemeine, gleiche und geheime Deutsche in Erscheinung tritt.

Wir sind auf Grund dieses Wahlrechts, wie man uns immer wieder versichert, das freieste Volk der Welt. Wir haben, um mit Herrn Hugo Preuß, dem geistigen Vater der Weimarer Verfassung zu reden, es in puncto staatsbürgerlicher Gleichheit herrlich weit gebracht. Wir brauchen nur, wenigstens in der Mehrheit, „richtig" zu wählen. Und alles wird gut.

„Richtig" wählen? Schwer zu sagen, wie man das macht. Der Demokrat versichert uns, daß es nur eine Art, „richtig" zu wählen, gibt. Jene Art, die sich dadurch als „richtig" erweist, daß man einen demokratischen Stimmzettel abgibt. Der Sozialist erklärt dies für baren Unsinn und fordert von dir, sofern du „richtig" wählen willst, die sozialistische Stimmenabgabe. Der Völkische erkennt nur die völkische Stimme als richtige Wahl an. Kurzum, es gibt in Deutschland zurzeit so ungefähr vierundzwanzig „richtige" Wahlen, von denen immer dreiundzwanzig unrichtig sind.

Demokratie Trumpf! Wenn die Mehrzahl für Rot ist, rot! Ist die Mehrzahl für Lila, dann lila! Man sagt, daß die rote Couleur wenig Chancen hat. Und die Demokraten um Herrn Preuß, die die politische Gleichberechtigung aller, ohne jede Einschränkung, in Weimar zum ewig heiligen Prinzip erhoben, haben auch mächtige Sorgen. Aber sie bleiben dabei: das Prinzip ist richtig. Muß richtig sein. Weil die politische Gleichberechtigung ohne jede Einschränkung die Kultur an sich sei.

Wahlfreudigkeit? Keine Spur mehr davon . . . Keine Uebertreibung, zu sagen, daß das Gros der Stimmberechtigten heutzutage nur noch aus Verzweiflung wählt. Einer immer größer werdenden Zahl von Bürgern fehlt das Zutrauen zu dem System überhaupt. Muß dies Zutrauen, immer deutlicher empfunden, fehlen, weil es sich nicht um die Ausübung eines Wahlrechts, sondern um das Mittun an einem Wahlunrecht handelt.

Das allgemeine gleiche Wahlrecht ist schon deshalb ein Nonsens, weil es allen Staatsbürgern ohne Unterschied ihres Bildungsgrades und

Wissens denselben Einfluß auf die Zusammensetzung der gesetzgebenden Körperschaften einräumt. Die Stimme des verbummelten Eckenstehers gilt genau so viel wie die des Gelehrten, des Staatsmanns, des Dichters und Denkers. Durch das demokratisch verbrämte Wahlrecht wird die Intelligenz an die Wand gedrückt. Es gewährt jeder Agitation, ob sie von links oder rechts einsetzt, den weitesten Spielraum und macht das parlamentarische System zu einer Farce. Daher kommt es, daß den Parlamenten die großen Gesichtspunkte verloren gegangen sind und breiteste Mittelmäßigkeit sich nach Herzenslust austummelt.

Wenn es so weiter geht, ist die Frage nicht ganz unberechtigt: Wie schützen wir uns vor dem Parlamentarismus? Fast alle empfinden es dunkel, daß nur ein auf ganz anderer Basis beruhendes Wahlrecht das Ansehen der Volksvertretung wieder herstellen kann. Es muß vor allem wieder ein Kontakt zwischen den Wählern und den Wahlkandidaten hergestellt werden. Das Listensystem, auf dem bis zu einem Dutzend Nummern figurieren, hat das sonst so schätzenswerte demokratische Wahlrecht vollends auf den Hund gebracht. Man weiß ja überhaupt nicht mehr, wen man wählt, und um was es geht. Früher konnte man sich, wenn man etwas besonderes auf dem Herzen hatte, an „seinen" Abgeordneten wenden. Wer ist heute unter den vielen Gewählten ein Auserwählter? Die Leute, die das Volk ins Parlament schickt, haben mit ihren Wählern kaum noch irgendwelche Beziehungen, namentlich, wenn, wie es jetzt der Fall war, der Reichstag an chronischem Marasmus zugrunde ging. Selbst in den Parteien der Linken, welche die Demokratie in Reinkultur vertreten, ist die Führerschaft immer mehr zu einer geschäftlichen Angelegenheit geworden. Die Sozialdemokratie hat es schon unter dem alten Regime fertig gebracht, die eigenen Abgeordneten um einen Teil ihrer Diäten zu erleichtern, um die Finanzen, die von der Wahlpropaganda verschlungen wurden, wieder aufzufrischen. Also ein Geschäft in schönster Form.

Dem Reichstag der Wilhelminischen Aera wurde nachgesagt, daß er die Rolle eines bissigen Hundes an der Kette gespielt habe, also die eines Geschöpfes, das ganz ungefährlich ist, mag es auch noch so gefährlich bellen. Das Bild trifft selbstverständlich auf den Reichstag der Republik nicht zu. Die Kette ist gesprengt! Heute trägt jeder Hausdiener, auch jedes Ladenfräulein sozusagen den Marschallstab im Tornister. Heute steht selbst jedem Bürger ohne Unterschied der Geburt und der Bildung der Weg zu den höchsten Staatswürden, gar zu dem Posten des Präsidenten offen. Die Demokratie hat auf der ganzen Linie gesiegt! Dem allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlunrecht, das die Stimmen zählt, aber nicht wägt, sei's gedankt!

Sollte nicht manchmal den Erfindern eines Wahlrechts, das im Grunde genommen eine Persiflage auf jede Demokratie ist, angst und bange werden vor dem eigenen Geschöpf? Die ich rief, die Geister . . . Nun haben wir sie und werden sie nicht los . . .

Verstand ist nur bei wenigen stets gewesen! Hier gähnt das Loch! Die Gleichberechtigung aller, ob erfahrungsreich oder noch nicht trocken hinter den Ohren, führt immer zu Katastrophen — um nicht zu sagen in den Sumpf. Das allgemeine Wahlrecht ist eine unmögliche Anwendung und Auslegung, eine unnatürliche Ueberspannung des demokratischen Prinzips. Hier ist der Hebel anzusetzen! Wir müssen von der

Phrase loskommen, uns überhaupt erst Klarheit über den Begriff Demokratie verschaffen. Demokratie bedeutet zwar in wörtlicher Uebersetzung Volksherrschaft. Aber die Volksherrschaft ist bei weitem nicht gleichbedeutend mit Massenherrschaft, sie kann wie jede Herrschaft nur von einigen wenigen, das sind die Auserwählten des Volkes, ausgeübt werden. Wenn wir dies klar erkannt haben, erst dann werden wir Mittel und Wege finden, das allgemeine Wahlunrecht in ein dem Volkswohl Rechnung tragendes Wahlrecht umzuwandeln.

# Jugendbewegung und Askese

Von Johannes Gaulke

Als wir jung, schön und begehrenswert waren, vor etwa einem Menschenalter, war die Jugend ganz anders geartet wie heute. Das soll kein Lob, aber auch kein Tadel sein. Denn es ist nun einmal die Besonderheit der Jugend, daß sie anders sein will, als die Alten und sich mit leichter Geste über die Wesensart ihrer Vorgänger hinwegsetzt. Und es ist gut so. Es gäbe keinen Fortschritt, keine Erweiterung unseres geistigen Horizonts, wenn wir an der Tradition kleben bleiben würden und das, was uns als Wahrheit gepredigt wird, kritiklos als solche hinnehmen würden.

Im großen ganzen wohnt der Jugend das schöne Streben inne, die Eltern-Generation in allen Punkten, im Guten wie im Bösen, zu übertreffen. Auch das ist gut. Kennzeichnet sich darin doch der ungebrochene Wille, der Zug zum Leben und zur Macht. Die Gegensätzlichkeit der Anschauungen zwischen Alten und Jungen ist bedingt nicht allein durch den Altersunterschied, sondern in höherem Grade durch die Zeitverhältnisse. Es gibt Zeiten stagnierenden Lebens, da sich das öffentliche und private Leben nach einem überkommenen Schematismus abspielt, die Jungen frühzeitig in die Fußstapfen der Alten treten und jede Aenderung der Lebensführung instinktiv ablehnen. Dann setzt wiederum, scheinbar ohne Ursache eine heftige Bewegung ein, Einzelindividuen wie Völker geraten in den Zustand heftigster Erregtheit, in den Köpfen rebelliert es, man möchte etwas zerbrechen, zum Brecher der alten Schranken werden. Eine starke Aktion, meistens begleitet von einer Reaktion gegen das sich heranbildende Neue, setzt ein. Wir haben diesen Zustand, der sich Jahrzehnte vor dem Ausbruch des Weltkrieges vorbereitete, am eigenen Leibe verspürt.

Kein Wunder, daß die Jugend ganz besonders von der Zeitstimmung gepackt wird. Sie ist nicht nur aufnahmefähiger als die Alten, sondern sieht die Dinge auch unbefangener, der Blick ist durch keine Parteibrille getrübt, das Denken durch keine geistigen Scheuklappen eingeengt. Man hört so häufig aus dem Munde eines beiseite geschobenen oder sich überflüssig fühlenden Alten den Seufzer: „Ja, zu unserer Zeit war das ganz anders; ich verstehe diese Jugend nicht mehr.“ Der Mann hat ganz recht, an seiner Erkenntnis ist nicht zu rütteln, auch nicht daran, daß die heutige Generation von der voraufgehenden durch eine tiefe,

tiefe Kluft getrennt ist, durch eine vollkommene Neueinstellung zu der Umwelt, wie sie in der Geschichte wohl kaum dagewesen ist.

Es hat vor allem noch nie eine organisatorisch geleitete Jugendbewegung gegeben. Alle großen Bewegungen der Geschichte, religiöser, politischer, kultureller Art, waren Gemeingut, an dem sie alle, alt wie jung, teilnahmen. Nun tritt plötzlich die Jugend mit einem Programm hervor, das zwar nicht schriftlich fixiert ist, dessen Einzelpunkte aber um so energischer in der Praxis durchgeführt werden. Was will die als Wandervögel, Pfadfinder u. dgl. organisierte Jugend? Sie will hinaus ins Freie, den Großstadtstaub von den Sandalen schütteln, ein naturgemäßes Leben führen, das sie in der Enge des Elternhauses und der Schule nicht führen kann. Damit ist aber das Programm der Jugendbewegung nicht erschöpft. Die Jugend von heute will mehr: es schwebt ihr eine Reform der gesamten Lebensführung vor Augen und darüber hinaus eine neue Ethik, auch eine neue Sexualethik. Inwieweit ihr diese ungeschriebenen Programmpunkte zum klaren Bewußtsein kommen, ist schwer zu sagen. Ich habe oft Gelegenheit genommen, mich mit jungen Leuten, die der Wandervogelbewegung angehören, über diese Angelegenheit zu unterhalten und ich habe staunen müssen über die — sagen wir — „Aufgeklärtheit" vieler Männlein und Fräulein. Nun ist es allerdings von jeher ein Vorzug der Jugend gewesen, über mancherlei Dinge besser unterrichtet zu sein als die Alten, was aber heute in der Jugend an profundem Wissen steckt, das ist vielleicht doch noch nicht dagewesen. Für sie gibt es überhaupt keine Problematik mehr zu lösen, selbst das Sexualproblem ist für sie gelöst. Man weiß, daß es zwei Geschlechter gibt, denen beiden die Erhaltung der Art obliegt, denn sonst hätte der Schöpfer sie doch nicht in seiner Allgüte und Weisheit geschaffen. Also Arterhaltung! Das ist der sublime Zweck der Sexualität. Das Drum und Dran — Himmel hoch jauchzend, zu Tode betrübt! — ist Unsinn, eine einzige große Lächerlichkeit. Man tut sich zusammen, zeugt ein Kind und wartet bis die sexuellen Vorbedingungen zur Zeugung des zweiten Kindes wieder erfüllt sind. Und so fort, bis man genug hat — nämlich von den Kindern und den Bemühungen um sie.

Der junge Mann, der mir in so schlicht sachlicher Form seine Anschauung über die neue Sexualethik vortrug, gehörte allerdings der extremsten, stark asketisch abgetönten Richtung an, er hatte außerdem bis auf weiteres das Gelübde der Keuschheit abgelegt. Ob diese Ethik tief in die Jugendbewegung eingedrungen ist, kann ich nicht entscheiden, es ist aber nicht zu verkennen, daß eine asketische Geistesrichtung die Vorherrschaft in der Jugendbewegung gewinnt, ja sie vielleicht schon gewonnen hat. Die Jugend von heute denkt ganz im Gegensatz zu der verflossenen Generation rationalistisch — so vernünftig, daß man nicht mehr folgen kann. Man muß die großen tollen Leidenschaften, selbst die kleinen Emotionen vermeiden, denn sie bringen nur Trübsal über uns und stumpfen uns frühzeitig ab! Daran mag etwas sein. Aber welch' ein Leben muß das sein, das sich ganz programmatisch abspielt, aus dem alles ausgeschaltet ist, das nach „Verführung„ riecht! Sie haben doch alle in Baccho et Venere exzediert, die der Welt etwas zu sagen hatten, die ihrer Zeit um Jahrhunderte vorauseilten.

Und nun sagt man uns, daß die Denker, die Dichter, die Erfinder mehr geleistet hätten, wenn sie sich einer asketischen Lebensweise be-

fleißigt hätten. In einer Jugendzeitschrift las ich kürzlich ein sehr erbauliches Kapitel über diese Angelegenheit. Goethe war als ein Säufer und Schürzenjäger charakterisiert; welche Ladung von Unflat sich über den unglücklichen Grabbe ergoß, mag lieber unerwähnt bleiben. Ich frage nur: wie mag es in einem Kopf aussehen, der die Imponderabilien, die das Leben erst lebenswert machen, der das gewaltige Auf- und Nieder unserer Empfindungen glaubt ausschalten zu können, und das alles zu dem Zweck, um Höchstleistungen zu erzielen!

Die Askese hat noch in keiner Form der Menschheit irgendwelchen Nutzen gebracht, noch irgendwelche Kulturwerte geschaffen. Es ist darum höchst bedenklich, daß die Jugendbewegung sich in den Bannkreis solcher Bestrebungen begibt, die mehr oder weniger auf eine „Ernüchterung" der Welt tendieren. Dazu gehört in erster Linie die auch in Deutschland seit den letzten Jahren stärker an die Oeffentlichkeit tretende Abstinenzbewegung. Man kann vielfach schon die Beobachtung machen, daß die Wandervögel eine Art Vortrupp der Abstinenten bilden. Viele junge Leute, die sich den Guttemplern oder Blaukreuzlern attachieren, legen das Abstinenzgelübde ab. Man kann in der Alkohlfrage eine Stellung einnehmen, welche es auch sei, so ist gewiß die Enthaltsamkeit der Jugend von alkoholischen Getränken aller Art, nur zu empfehlen, was aber darüber hinausliegt, ist vom Uebel. Dazu gehört die Einspannung der Jugend in den Dienst einer Bewegung, deren Tragweite sie nicht übersehen kann. Es macht einen überaus komischen Eindruck, wenn junge Leute über die lästerlichen Gewohnheiten der Alten vom Leder ziehen und den Alkohol als den bösesten Feind des Menschengeschlechts verdammen.

Man ist in der Jugend nicht nur schnell fertig mit dem Wort, sondern auch mit den Sitten und althergebrachten Lebensgewohnheiten. Zweifellos kann der Alkohol Verwüstungen anrichten, sofern er im Uebermaß genossen wird. Es hieße aber das Problem am falschen Ende anpacken, wenn man den Alkohol, um die Masse vor der „Versuchung" zu bewahren, überhaupt abschaffen wollte. Man könnte mit derselben Berechtigung und Folgerichtigkeit auch die Abschaffung der Kunst fordern, weil sie nach der Meinung gewisser Puritaner geeignet ist, die sexuellen Gelüste zu reizen, wie überhaupt einen demoralisierenden Einfluß auf unreife Menschen auszuüben. Auch mit der Philosophie hat es sein Bedenken, schon im Altertum wurden die Philosophen als Jugendverführer bezeichnet. Und so geht es weiter. Wenn man nach Verbotsgründen sucht, findet man sie. Schließlich ist das ganze Kulturleben eine einzige Anomalie. Darum fort damit! Es genügt, daß der Mensch Rüben ißt, Wasser trinkt und in Erdhöhlen haust. Die extremen Abstinenten, die sämtliche Stimulantien, selbst Kaffee und Tee meiden, die zur vegetarischen Ernährungsweise neigen, kommen diesem „Ideal" schon recht nahe.

Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten. Möchte nur jeder nach seiner Fasson leben und selig werden. Das ist allerdings meistens ein frommer Wunsch. Denn wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt . . . oder: Und willst du nicht mein Bruder sein, dann schlag ich dir den Schädel ein! Die Abstinenten sind Fanatiker, die, wie alle Fanatiker, ihre Heilslehre für die allein mögliche halten und sich daher verpflichtet fühlen, alle Menschen damit zu beglücken. Gelingt das Bekehrungswerk

nicht durch gütliches Zureden, dann ruft man die Polizei und den Gesetzgeber an. Es ist eine Anmaßung ohnegleichen, daß die Abstinenten in die persönlichsten Angelegenheiten der Menschen mit täppischer Hand eingreifen, selbst die Lebensführung nach ihrem Schema „regulieren" wollen.

Soweit zur Charakterisierung der abstinenzlerischen Bewegung und ihre Ziele, um anzudeuten, welche Gefahr die Jugendbewegung läuft, wenn sie sich in das Fahrwasser dieser allein seligmachenden Sekte begibt. Die Jugend kann sich nur dann in ihrer Eigenart ausleben und dem ihr vorschwebenden Ziel näher kommen, wenn sie sich von jedem Sektentum, aber auch von jedem Parteidogma fernhält.

# Zur Philosophie der Individualismus

Von Paul Friedrich.

„Nicht als Mensch und nicht den Menschen entwickle Ich, sondern als Ich entwickle Ich — Mich."
Max Stirner.

Ursprünglich und primitiv bestand die Klasse „Mensch" nicht aus Völkern, Nationen, Kasten und dergleichen, sondern aus einzelnen. Als im Verlauf der Zeit die Menschen sich immer stärker vermehrten, vermochten die Einzelnen sich allein nicht mehr im Kampf ums Futter und die Befriedigung ihrer Nahrungs- und Fortpflanzungstriebe zu behaupten. Sie bildeten aus Egoismus, um so ihr Dasein zu retten, Horden, Stämme, Clans, die unter sich Weideland und Beute teilten. Da dadurch jedoch der Kampf nicht aufhörte, sondern nur andere, größere Formen annahm, wählten die Stämme und Sippen einen aus ihrer Mitte, der sich besonders durch Mut und Kühnheit auszeichnete, zum Führer, zunächst nur so lange sie sich auf dem Kriegspfad befanden. Nach und nach bürgerte sich dieser Führer auch für die Zeiten der Waffenruhe ein und sehr bald schon setzte er alles daran, seine Macht seinen Söhnen zu vererben.

Das Christentum, das im Anfang ohne eine andere als die Macht seines Glaubens zu den Heiden ging, um sie zu „bekehren", fand sich wiederum aus gesundem Selbsterhaltungstrieb am besten damit ab, daß es sich an die Mächtigsten der einzelnen Stämme machte, sie geistig in seine Gewalt bekam, wofür es den Volksgenossen eintrichterte, daß sie ihre Obrigkeit ehren sollten, denn sie sei „von Gott gewollt" und über sie gesetzt, was aber nicht hinderte, daß die Priester, nachdem sie mächtiger geworden waren, ihre Macht gegen ihnen unbequeme, allzu energische Fürsten in der fein gesponnenen Intrige wandten und danach trachteten, das Volk mehr und mehr in ihre Abhängigkeit zu bringen.

An die Stelle der körperlichen Stärke, die in der Urzeit den Sieg allein verbürgte, trat der „Geist" als Mittel zum Zweck im Dienste dynastischen oder klerikalen Willens zur Macht. So wurden weltlich die allgemach zu Volkseinheiten zusammengeschmolzenen Stämme in das Netz der „Vasallität" gebracht, das aus Freien in allen Abstufungen

mehr oder weniger Unfreie machte und geistlich wurden die Seelen von einer genau so gestuften Hierarchie umgittert, die ihnen vorschrieb, was für sie gut und was böse war. Die unkomplizierten Gehirne waren leicht zu fangen. Ein ausgeklügeltes Strafrecht setzte auf alle Abweichungen zum Teil hohe Geld- und Leibesstrafen — so wurden aus Menschen: Untertanen nicht nur einzelner mächtiger Fürsten und Priester, sondern Untertanen der von beiden Seiten ihnen fortdauernd eingeimpften Ideen, wie Gehorsam, Reue, Buße, Opferwillen und dergleichen.

Lange Zeit währte die absolute Macht dieser Suggestion.

Bis nicht sowohl die Ideen selbst, als der immer krasser werdende Gegensatz von Lehre und Leben in den führenden Kasten einzelnen, selbständiger Gearteten die Augen öffnete.

Lange ehe Luther in Rom das lasterhafte und schwelgerische Leben der Renaissancekardinäle an Ort und Stelle sah, war durch große Satiriker, wie Boccaccio, die Verlotterung des römisch-italienischen Klerus an den Pranger gestellt worden, hatte der große Dante die Menschen seiner Zeit und gerade die Mächtigen vor seinem Richterstuhl ihrer Würden entkleidet und sie in die verschiedenen Kreise seiner persönlichen Hölle gebannt.

Luther ahnte, daß der „Christenmensch" nicht durch Ablaß und Beichte, sondern nur durch den Glauben, den er selbst hatte, selig werden könne. Er ließ die Religion unangetastet, nur suchte er innerhalb ihrer Sphäre dem einzelnen seine persönliche „Freiheit" zu retten. Gleichzeitig aber brachte die Ausgrabung der Antike endlich den fortgeschrittensten Intelligenzen bei, daß die „Heiden" nicht nur fluchwürdige Teufelsbraten waren, sondern daß sie einen hohen Sinn vom Menschen, seiner leiblichen Wohlgestalt und Schönheit hatten, und zugleich begann die abendländische Philosophie den Versuch, „voraussetzungslos" zu erkennen, wobei sich vieles und immer mehr, was die Heiligen und Kirchenväter als unantastbar gelehrt hatten, als nicht mit dem gesunden Menschenverstand vereinbar zeigte.

Aber das Dogma, gestützt auf geistliche und weltliche Macht, war nicht leicht aus dem Sattel zu heben. Da, wo die Macht der Kirche abnahm, setzte sich Fürstenmacht um so anspruchsvoller aufs Pferd. Und der fürstliche „Absolutismus" verstand seinerseits durch Pfründen, Titel, Auszeichnungen alle ehrgeizigen Elemente vor seinen Wagen zu spannen, während das „gemeine Volk" durch die Geistlichkeit und die weltlichen Büttel in Schranken gehalten wurde. Da man den Geist der „freien Forschung", „der Wissenschaft" nicht mehr mit Feuer und Schwert aus der Welt bringen konnte, engte man das gefährliche Feuer auf die „Hohen Schulen" ein, deren Lehrer wiederum Diener des Staates und der Fürsten als Inbegriff der Staatsautorität (l' état c'est moi!) wurden, und ging nicht fehl in der Hoffnung, daß so aus dem Brande ein unschädliches Herdfeuer werden würde, an dem sich der „aufgeklärte" Bürger seinen Topf Suppe kochen konnte.

Die „Gelehrten" waren zumeist von Natur aus Ideologen. Sie sogen begierig die oft unverständliche und abstruse Weisheit aus den Brüsten der Scholastik, dieses Zwitters von Erkenntnisstreben und Traditionsaberglauben, verfitzten sich in ihren Geldhirngespinsten, waren nebenher gezwungen, „dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist" und

bekamen, wenn ihre Lehren einmal etwas inopportun waren (siehe Kant), von oben auf die Finger geklopft. So wurden die Universitäten zu Vermittlerinnen eines Wustes von großenteils unpraktischem, totem Wissen (siehe Wagner im „Faust"!) und andererseits zu Vorbereitungsanstalten für den künftigen Lehrer, Geistlichen, Staatsmann, also zu wiederum von Staat und Obrigkeit eng abhängigen Tätigkeiten.

Wenn dennoch das Feuer nicht völlig lokalisiert wurde, so war das das Verdienst einzelner starker, feuriger Einzelner, die diesen scholastischen Trick durchschauten, und denen mehr an der Verkündung ihrer Ueberzeugung als an einer Karriere lag.

Johannes Gaulke, von dem hier zu sprechen ist, sagt in seinem Schmerzensbekenntnis eines Deutschen, der ganz besonders schwer innerlich an dieser Unfreimachung durch die sogenannte „Bildung" gelitten hat, in seinem „Gefesselten Faust": „Hat Alexander, der im jugendlichen Alter Asien seinem Zepter unterworfen hat, sich für seinen Beruf auf einer Kriegsakademie vorbereitet? Haben Hippokrates, Sokrates, Aristoteles an staatlichen Lehranstalten promoviert?" Man kann ruhig sagen, Goethe würde noch heute von vielen Kathederleuten bekrittelt und bespöttelt werden, wenn er nicht zugleich Staatsminister und „Exzellenz Wirklicher Geheimbde Rat" geworden wäre. Mit Kleist und ähnlichen Leuten macht man weniger Umstände!

Wie tief die Ideologie der Professorenscholastik das ganze deutsche Kulturleben noch am Ende des neunzehnten Jahrhunderts beherrschte und unfruchtbar machte, dafür zeugen des Rembrandt-Deutschen Langbehn schmerzliche Polemiken gegen den „Virchow-Geist".

Sehr bezeichnenderweise hatte es die Tollwut des Abstraktionsideologentums, die mit Hegel zugleich Staatsphilosophie des Polizei- und Obrigkeitsstaates geworden war, dahin gebracht, daß ein völliger Gegenschlag gegen diese Wolkenkuckucksheimerei einsetzte. Von Hegel her kam ebenso der russische Anarchismus eines Bakunin, wie der deutsche Solipsismus Kaspar Schmidts, der sich Max Stirner nannte und diesen „Begriffsrittern" einmal gründlich die Spukhaftigkeit ihrer sogenannten Allgemeinbegriffe wie „Staat, Vaterland, Moralität, Sittlichkeit, Glaube" nachwies.

„Ihr glaubt das Aeußerste getan zu haben," heißt es in seinem Grundbuch „Der Einzige und sein Eigentum" (1844) — „wenn Ihr kühn behauptet, es gebe, weil jede Zeit ihre eigene Wahrheit habe, keine „absolute Wahrheit". Damit laßt Ihr ja dennoch jeder Zeit ihre Wahrheit, und erschafft so recht eigentlich eine „absolute Wahrheit", eine Wahrheit, die keiner Zeit fehlt, weil jede Zeit, wie ihre Wahrheit auch immer sei, doch eine „Wahrheit" hat... Jede Wahrheit einer Zeit ist die fixe Idee derselben, und wenn man später eine andere suchte: man reformierte nur die Narrheit und zog ihr ein modernes Kleid an."

Es ist nun wieder sehr ergötzlich, zu sehen, wie die deutsche Wissenschaft diesen „Zunder" unschädlich zu machen suchte. Ueberweg-Heinze nannte dies Buch spöttisch-akademisch: „eine ironische Karikatur der Feuerbachschen Religions-Kritik," Hartmann nannte es: „In seiner Verabsolutierung des Ich die wahre praktische Konsequenz des subjektivistischen Monismus Fichtes"!! Kurz, man betrachtete dies immer-

hin geistig nicht zu übersehende Buch Stirners als einen Anachronismus, tat es in den philosophischen „Giftschrank" und überließ die Herausgabe seines Nachlasses einem Unzünftler, dem anarchistischen Dichter John Henry Mackay.

*

Ich mache keinen Hehl daraus, daß ich die Argumente Stirners, soweit man sie nicht nur als seine persönliche und dann natürlich aus seinem Wesen nach für weder richtig noch unrichtig zu erklärende Ansichten hält, nicht als stichhaltig betrachten kann. Dabei stelle ich mich nicht etwa auf den Standpunkt Vaihingers, daß alle diese Allgemeinbegriffe an sich unreal so wirken, als ob ihnen eine höhere Wirklichkeit zugrunde läge.

Ich stehe auf dem Standpunkt, daß größere Gemeinwesen genau so ein Organismus sind, wie der einzelne Mensch; und wie dieser gemeinhin zwar aus seiner Natur bedingt, so doch nicht ohne eine gewisse Einsicht in die Notwendigkeit gewisser Maximen diesen folgt, weil er sich dadurch am besten zwischen dem „zu wenig und zu viel" in der hygienischen Balance hält, so haben sich auch die zusammengesetzten Organismen der Völker eine Reihe von „Ueberzeugungen" allgemeineren Charakters nach und nach geschaffen, die ein soziales Gemeinschaftsleben erst möglich machen und, wenn sie auch nicht alle ewig gültig sind, so doch so lange einen Allgemeinwert besitzen, als sie dem Volk oder Gemeinwesen in seinem Willen korrespondieren. Der durchaus egoistisch gesunde Grundsatz, daß äußere Macht die beste Bürgschaft gegen eine Bedrohung der eigenen Willenssphäre ist, kann den Völkern natürlich durch den „Willen zur Macht" schlechthin nicht verständlich gemacht werden. Die heuristische Methode muß für diesen, jedem einzelnen innewohnenden „Willen" ein Konkretum suchen, und verwandelt ihn in „Vaterlandsliebe". An sich ist „Vaterlandsliebe" absolut kein abstrakter Begriff — denn die Heimat ist etwas, das mit jedem Menschen, der sie besitzt, hochwächst und einen Teil seiner Machtsphäre umfaßt. Natürlich wird das Wort ganz etwas anderes, wenn damit militaristischer Zwang, Drill und die Pflicht, sich mit irgendeinem anderen Volk auf Tod und Leben herumzuschlagen, gemeint ist.

Es kommt eben für den einzelnen, wie für ein ganzes Gemeinschaftswesen darauf an, wie weit diese Allgemeinbegriffe mit ihrem ursprünglichen Ursinn und mit dem ineren „Willen" dieser „Egos" übereinstimmen. Daher kann „Glaube", wenn er von einer ganzen Gruppe von Menschen, wie den „Albigensern" oder „Stadingern„ für jeden von ihnen für vollverbindlich gehalten wird, größte Kulimination aller einzelnen bedeuten und, wenn er befohlen ist — nichts. Daher ist der Patriotismus von 1813 etwas fundamental anderes als der von 1917.

Diese Allgemeinbegriffe sind, da sie im Wesen der allgemeinen Menschennatur angelegt sind, an sich durch kein noch so kluges Räsonnement eines Stirners zu entwerten, so sicher es ist, daß in ihnen allen ein großes Teil Fiktion liegt, und sie über die Menschen im Verlauf der Geschichte oft namenlosen Jammer und Elend gebracht haben.

War Stirner die notwendige Reaktion des gesunden Menschenverstandes gegen den Hegelschen „Absolutismus des Absoluten" mit all seinen „Satzungen" von hierarchisch-feudalistisch abgestuften „Wer-

ten an sich", so ist Gaulke der eben so notwendige Kritiker der noch viel unheilschwangeren „Heucheleien" des alten „Obrigkeitsstaats", der in der Explosion des Weltkrieges zugrunde ging.

Nie klaffte eine tiefere Kluft zwischen vorgeblichen „Idealen" und der Wirklichkeit, als in dem Deutschland von 1890—1918. Von „oben" herunter wurde mit allen erdenklichen Mitteln versucht, mit zu hohlen Phrasen gewordenen Schlagworten die effektive soziale Frage als „nicht vorhanden" erscheinen zu lassen und andererseits dem Machtdünkel des neuen Deutschlands ein Kulturmäntelchen von „hohen Idealen", wie „Treue zu Thron und Altar", „Vaterlandsliebe", „stramme nationale Gesinnung", „christliche Frömmigkeit" (Sontagskirchgang) umzuhängen. Die Wissenschaft suchte mit diesen „staatserhaltenden Maximen" ihre „Ideen" vom „Fortschritt der Entwicklung" — wohin?, „zum Wahren, Schönen und Guten", in Einklang zu setzen, philiströsen Strohdrusch, der zur „ethischen Läuterung" künftiger höherer „Staatsbeamten" vonnöten war. Und in Wirklichkeit herrschte, wie Gaulke in seinem „Gefesselten Faust" mit mephistophelischem Hohnlachen nachweist, der grausamste „struggle of life", wer zu schwach war, um sich wirtschaftlich oben zu halten, wurde ohne Gnade zertrampelt, weder Freiheit noch Menschenwürde, noch Persönlichkeit entschied, sondern schlaue Skrupellosigkeit, Liebedienerei, und in den subalternen Lagen — Kadavergehorsam.

Daß da dem armen Johann Faust der Glaube an die von den Schul- und Hochschulkathedern gepredigten „Ideale" klirrend zu Scherben ging und Freund Mephisto ihm ähnlich wie dem armen Moritz Stiefel Wedekinds „der vermummte Herr" die „Kehrseite der Medaille" zeigen konnte, wo man unter jeder dieser Allgemeinbegriffe etwas ganz anderes, zumeist höchst Inhumanes, meinte, das ist mehr als nur subjektiv interessant: Das war ein glänzender Beitrag einer blutigen Satire zu dem hohlen Pathos des „Wie wir's so herrlich weit gebracht!"

Auch dieser „Gefesselte Faust" Gaulkes wurde bei seinem Erscheinen „verleugnet". Es waren da doch Ansichten vertreten, die man nicht anders als „staatsgefährlich" bezeichnen konnte. Dann kam der riesige Kladderadatsch. Gaulke sah ihm aus seinem primitiven Vorortrefugium zu und wunderte sich nicht, daß sich zu ihm nach dem ersten „Rausch" des trunken gemachten Volks außer einem den krassesten Business-Standpunkt vertretenden Yankee-Chinesen Hug Be Ling (There is money in!) auch sein alter Freund Mephisto gesellte, der ihm in seinem Kino „Walhalla" den welthistorischen Nonsens aller Kriege und vor allem die Diskordanz zwischen ihren wahren und angeblich rein „idealen" Beweggründen stimmungsvoll vordemonstriert. Gaulke, geschworener Antimilitarist, weil Militarismus die größte Menschen- und Geistesknebelung zu irgendeinem „Staatszweck" ist, verfolgt als Faust, in dem Mephisto Platz genommen hat, die unvermeidlich letale Entwicklung des deutschen Obrigkeitsstaats und zeigt, wie die schönen Phrasen immer mehr vor der krassen, grausamen Wirklichkeit wie durchlöcherte Schweinblasen zusammenschrumpfen. — Zum Schluß kann Hug Be Ling den „Rumpelkasten des Deutschen Reichs" voll ehemaliger Säbelraßler, Kriegsprofessoren und jener pfäffischen Verfertiger eines jämmerlich konstruierten „Stufenreichs der Nächstenliebe" als Attraktion nach Amerika verkaufen.

Aber auch der Sozialismus, der das traurige Erbe antritt und der mit großem Menschbeglückungsphrase auffuhr, macht völlig Pleite und so bleibt am Schluß Stirners bitterlustige Weisheit: „Was mich nicht brennt, macht mich nicht heiß" und „Ich hab' mein Sach' auf mich gestellt (nicht auf Nationalismus, Kapitalismus, Sozialismus, Kommunismus) „Juchhe!"

*

Gaulkes lachender Spott ist der Hohn eines reifen Mannes, der den Unwert aller seiner Entwicklung aufgepfropften Scheinideale erkannt hat. Wenn er auch damit die „Gespenster" der Ideen nicht für immer verscheucht hat, so hat seine Satire, ein bitter lachender Epilog einer traurigen Menschenalter-Tragikomödie doch die Luft gereinigt. Sein „Gefesselter Faust" und sein höchst witzig-unterhaltsames Weltkriegsbuch „Die entfesselte Bestie" (beide in Leipzig, im Verlag von Walter Krieg) sichern ihm den Ruhm eines dezidierten Nachfolgers Stirners zu.

# Die Reichspostsparkassen

Von Arved Jürgensohn

Das unlängst in der Presse veröffentlichte neue Programm der finanziell selbständig werdenden Reichspost brachte uns eine Ueberraschung: die geplante Einrichtung von Postsparkassen. Das ist ein großes, folgenschweres Unternehmen, das für die Post eine Bürde, für den Schalterverkehr leicht eine Störung, aber auch ein Gewinn für die Finanzen unserer Verkehrsanstalt und ein wertvoller Anstoß zu erneuter Kapitalbildung unseres arg verarmten deutschen Volkes, insbesondere der unteren und mittleren Schichten werden kann. Diese Neuerung käme ja zu uns reichlich spät. Denn Postsparkassen gibt es fast in allen Nachbar- und Kulturstaaten schon seit Langem, wohl in mehreren Dutzenden von Ländern. Sie wurden in England schon im Jahre 1861 von dem berühmten Postreformator Rowland Hill, dem Urheber des einheitlichen Pennyportos, eingerichtet. Sie bestehen in Frankreich, Belgien, Holland, Oesterreich, Italien usw.

Die deutsche Reichspostverwaltung verfolgt diesen Plan allerdings nicht zum ersten Male. Sie hegte ihn schon seit 1878, und Stephan hat tatsächlich den Entwurf eines Postsparkassengesetzes dem Reichstage zugehen lassen. 1885 kam er dort zur Beratung, hatte aber kein Glück. Man warf der Post vor, daß sie da ernten wolle, wo die bestehenden Gemeinde- und Kreissparkassen gesät hatten, und so wurde die Vorlage einfach begraben.

Der Staatssekretär des Reichspostamts, Dr. v. Stephan, sagte damals (1885) bei der ersten Beratung der Postsparkassenvorlage im Reichstage zur Begründung u. a.:

„Neben den stabilen Postanstalten (damals etwa 17 000) besitzen wir über 20 000 mobile Postanstalten; das sind unsere Landbriefträger, die

bis in den letzten Wohnort, bis in das äußerste, letzte Wohnhaus täglich gehen. Da nur die Landbriefträger Postnachnahmegelder annehmen, sogar die Zeitungsabonnementsgelder, die Postvorschüsse einziehen, so liegt nichts näher, als daß man die Frage in Erwägung zieht, daß sie die Postsparkassengelder direkt in Empfang nehmen, um dem Landmann, der nicht viel Zeit zu vergeuden hat, den Weg zur Postanstalt zu ersparen."

Durch Einrichtung von Reichspostsparkassen würde natürlich die Zahl der Kassen mit einem Schlage gewaltig vermehrt und über Stadt und Land ein dichtes, riesiges Netz dieser Sparstellen ausgebreitet werden. Das würde zugleich eine Vereinheitlichung dieses Sparwesens im ganzen deutschen Reich bedeuten und einen Organismus ergeben, dem man mit seinem Sparbuche an allen Punkten Deutschlands nähertreten könnte. Eine gewisse Verbindung mit dem schon so hoch entwickelten Postscheckwesen wird sich natürlich von selbst ergeben. Vor dem Kriege zählte man im Deutschen Reiche etwa 3000 öffentliche Sparkassen mit ungefähr 8000 Zweigstellen, zusammen also rund 11 000 Sparkassen. 1920 waren es etwa 12 300. Die Zahl der Postanstalten aber betrug 1921 rund 35 400 (1913: 41 400), wozu dann vermutlich noch mehr als 30 000 „mobile Postanstalten" im Sinne Stephans kämen, nämlich die Landbriefträger. Damit ergeben sich so etwa 65 000, vielleicht gar 70 000 Spargeldannahmestellen, also das Fünf- bis Sechsfache der bestehenden Sparkassen, von denen übrigens eine große Zahl wegen der rasenden Papiergeldentwertung und der Unmöglichkeit des Sparens im abgelaufenen Jahr geschlossen worden ist.

Die Spartätigkeit war bei uns nach der Beteiligung der Bevölkerung wohl in recht fortschreitender Entwicklung begriffen. 1912 zählten die öffentlichen Sparkassen etwa 21 Millionen Sparkassenbücher mit 17 Milliarden Mark an Sparguthaben. 1920 waren es über 34 Millionen Sparbücher. Die Guthaben betrugen, allerdings in entwerteter Papiermark, reichlich 44 Milliarden. Gewiß war das eine sehr hohe Zahl von Sparern, etwa die halbe Bevölkerung des Reiches und ungefähr vier Fünftel der Erwachsenen von mindestens 18 Jahren. Aber der Besitz eines Sparbuches bedeutet an sich noch kein regelmäßiges Sparen und besagt noch nichts über die Höhe der ersparten Summen.

Man könnte nun die Frage aufwerfen, ob das deutsche Volk jetzt überhaupt sparen kann. Denn die meisten Einkommen sind viel, viel kleiner als in Friedenszeit und reichen kaum zu einer sehr bescheidenen Lebenshaltung und zur Befriedigung der allerdringendsten Bedürfnisse. Die Beamten arbeiten für die Hälfte des früheren Gehalts, die Arbeitslosigkeit ist gewaltig, der Mittelstand und ein sehr weiter Kreis der Gebildeten, die Hausbesitzer, die freien Berufe sind verarmt, die Zahl der Kriegsbeschädigten, der Witwen, der Unterstützungsbedürftigen und nur sehr knapp Unterstützten ist größer denn jemals. Die Industrie kann zurzeit auf dem Weltmarkt wenig absetzen, und im Hinblick auf die Einkommen stellen die jetzigen Preise für Lebensmittel und Waren noch eine schwere Teuerung dar.

Gegenwärtig macht die Wertbeständigkeit des Geldes das Sparen wenigstens wieder möglich, soweit man vorausschauen kann. Neben denen, die nichts sparen können, weil sie sich nichts zu versagen vermögen, wird es aber immer auch solche geben, die stark und enthaltsam

genug sind, zugunsten der Zukunft auf irgendeinen Genuß oder eine Bedürfnisbefriedigung in der Gegenwart zu verzichten; die die gewohnte Zigarre oder Zigarette ganz aufgeben, das Glas Bier oder den Bohnenkaffee weiter entbehren, die Anschaffung neuer Kleider unterlassen, Theater und Kinos nicht besuchen, kurzum ihre Lebenshaltung so einrichten, daß doch noch irgendein Scherflein ständig zurückgelegt wird.

Die Postsparkassen könnten den Spartrieb zweifellos weiter unterstützen, wenn sie durch zweckmäßige Verbesserungen neue Anreize für ihn böten. Vielen Gemeinden mag die weitere Unterhaltung von Sparkassen zurzeit ein unlohnendes Unternehmen sein, das nicht mehr, wie früher, Ueberschüsse abzuwerfen vermag, zumal da jetzt wegen der allgemeinen Geldknappheit hohe Zinsen gezahlt werden, während früher der Sparkassenzinsfuß meist unter dem landesüblichen Zinsfuß stand.

Die Postsparkassen könnten das Sparen zunächst dadurch fördern, daß sie die Zahl der Spargeldannahmestellen sehr vermehren und sie nicht bloß, wie bei den alten Sparkassen die Regel ist, am Vormittage geöffnet sind. Sie könnten die Spargelder ständig, in Stadt und Land, auch durch die Briefträger entgegennehmen oder gar regelmäßig abholen lassen. Bei einigen rheinischen Sparkassen haben sich seiner Zeit die Einlagen seit Einführung des Abholungsbetriebs bald verdoppelt und verdreifacht. In England, Frankreich und Oesterreich-Ungarn pflegten die Landbriefträger schon seit Langem die Spargelder entgegenzunehmen. Sparfördernd wirkt auch die Verwendung von Sparmarken, die gesammelt und in Sparbücher eingeklebt werden. Sie können von den Postanstalten und den Briefträgern überall verkauft werden und dienen als Quittung über die Höhe des eingezahlten Betrages. Solche Sparmarken wurden in Württemberg schon in den siebziger Jahren bei vielen Gemeinden eingeführt, und auch in Sachsen in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts.

Als ein weiteres Anregungsmittel für Sparer ist die Einführung von Prämiensparkassen und Sparlotterien schon seit den vierziger und sechziger Jahren und nachher noch viele Male später vorgeschlagen worden. Auch der Verbindung dieses Gedankens mit Postsparkassen hat man das Wort geredet. Es besteht eine ganze Literatur über diese Ideen, die äußerst beachtenswert ist. Vielen wird insbesondere noch das 1890 in reifer Ausgestaltung veröffentlichte Prämiensparsystem oder richtiger die Sparlotterie des Berliner Zeitungsverlegers August Scherl erinnerlich sein, das seiner Zeit schon so weit war (1904), in Preußen von der Staatsregierung genehmigt und plangemäß durchgeführt zu werden, in Verbindung mit den bestehenden Sparkassen. Es sah regelmäßige Abholung fest abgestufter wöchentlicher kleinerer Sparbeträge durch eine eigene Botenanstalt vor, Verwendung von Sparmarken und Beteiligung — ohne Kapital-Einsatz — an einer Lotterie, deren Schatz durch die kleinen Zinsen des ersten Jahres aufgebracht werden sollte. Und dann weitere Abführung dieser Ersparnisse an die bestehenden Sparkassen, deren Verbandsvorstände diese Verbindung schon gutgeheißen hatten. Heftige Gegnerschaft in der Presse und im Landtag brachten den Plan jedoch zum Scheitern. Unter den Schriften Scherls befand sich auch eine längere von Dr. Cornelius Löwe verfaßte Denkschrift über diese Ideen, die noch heute sehr lesenswert ist.

Spätere Anhänger solcher Ideen haben mehr den Gedanken betont,

daß die besten Sparer ohne Loos und ohne alle Zinsverluste aus einem Schatz der Sparkassenüberschüsse, die ihnen viel zu hoch und als Verkürzung der Sparerzinsen erschienen, nach Maßgabe ihrer Sparfortschritte mit Prämien bedacht werden sollten. So z. B. der Professor Mayet (1904). Auch Vorschläge solcher Prämien für die Postsparkassen in Oesterreich tauchten auf.

Jedenfalls verdienen diese Anregungen durchaus nicht, so einfach bei Seite geworfen zu werden, sondern bleiben dauernd von Wert, und von besonderem Wert in unserer jetzigen Zeit. In der Löweschen Denkschrift wurde behauptet, „daß viele Sparkassen die Erzielung von Ueberschüssen zum Selbstzwecke machen, ein Fehler, welchen sich gerade die deutschen Sparkassen zu Schulden kommen ließen." Um 1900 erzielten die 2685 öffentlichen Sparkassen im Deutschen Reich nämlich rund 18 Millionen Mark an Ueberschüssen. Von diesen sollte nach Mayet 1 Million für die Prämien verwandt werden.

Nach Löwe genügten die Postsparkassen allein, trotz der durch die Postämter vermehrten Sparstellen, der Betätigung des Sparens noch lange nicht. Deshalb war noch eine besondere Botenanstalt zum Abholen der wöchentlichen Sparbeträge vorgeschlagen worden. Auch wurde eine Schädigung der örtlichen Gemeindesparkassen für unerheblich erklärt, da es eine falsche Sentimentalität sei, ungenügende Einrichtungen vor Konkurrenz und Benachteiligung zu schützen.

Jedenfalls hat die Reichspostverwaltung sich mit dem neuen Plane der Reichspostsparkassen eine große, wichtige Aufgabe gestellt, deren zweckmäßige Lösung für das deutsche Volk von hervorragender Bedeutung werden kann. Allerdings fragt man sich dabei, ob sie durchführbar sein wird ohne neue Personalvermehrung, die nach dem oben erfolgten Personalabbau behufs finanzieller Gleichgewichtsherstellung nicht ohne Bedenken wäre. Fortlaufende Zinsberechnungen würden, wenn man nicht ein einfacheres Verfahren einschlägt, große Arbeit machen. Und tägliche Abhebungsmöglichkeit würde die Belagerung der Schalter sehr vermehren. Wenn es gelänge, in allen diesen Fragen eine besonders zweckmäßige Ausgestaltung zu erzielen und eine gemeinnützige, nicht bloß fiskalische Haltung des Postsparkassenwesens durchzuführen, so würde das ein großes Verdienst unserer Reichspostverwaltung sein.

# Elisa Lynch

Von Hans Heinz Ewers

Nirgend ist die Emanzipation der Frau so zurückgeblieben, wie in den Talmikulturländern des lateinischen Amerika. Viel Puder und Schminke, viel schöne Spitzen und Kleider und Parfüms: Coti und Poiret waren früher bekannt am La Plata als an der Spree. Aber das ist auch alles — ein wenig äußerliches Herrichten, schreiend, laut, geschmacklos: Paris in der Karikatur. Nur auf einem Gebiete ist die Frau hier zuweilen stärker in die Erscheinung getreten, als Amazone, wenn sie in Kriegen und Revolten eintritt und Soldat spielt. Gewiß nicht aus Ueberzeugung für irgend eine Sache, aus politischen Gründen ...

sondern aus rein persönlichen: um den erschlagenen Vater oder Bruder zu rächen oder aus Liebe zu irgend einem schönen Reiterführer. Und nur eine Frau erscheint unter diesen größer und bedeutender, die seltsame Abenteurerin Elisa Lynch.

Man kennt ihren Namen in Europa kaum und doch verdient diese merkwürdige Frau in der Weltgeschichte ihren Platz dicht neben Nelsons Freundin, ihrer Landsmännin Lady Hamilton, zu deren Lebensgang der ihre eine seltsame Parallele bildet. Emma Lyon Harte, die spätere Lady Hamilton, erwarb kümmerlich ihren Unterhalt auf dem Pflaster Londons, bis eines Tages ein Wunderdoktor die Straßendirne aufgriff und sie in seinen Räumen als Hygieia, die Göttin der Gesundheit, einem erstaunten Publikum ausstellte. Dort sah der berühmte Romney ihren herrlichen Körper; über zwei Dutzend prächtiger Meisterwerke verdankt die Welt seinem Pinsel und der reinen Schönheit der Dirne. Emma Lyon war im Augenblick berühmt und die Dandies rissen sich um sie. Sie ging aus einer Hand in die andere, um schließlich den englischen Gesandten am napolitanischen Hofe, Lord Hamilton, zu heiraten. Dort spielte sie bald eine außerordentlich politische Rolle, nicht so sehr durch ihre intime Freundschaft mit Maria Antoniettes Schwester, der Königin Caroline, als besonders auch durch die glühende Liebe Lord Nelsons, des Königs der Meere. Ihr Einfluß ging weit über Italien hinaus, sie spann ihre Ränke sowohl in Wien und Hamburg, wie in dem heimischen London, und Frankreich hatte mit dieser Frau nicht weniger zu rechnen wie mit dem König von Preußen. Nach Nelsons Tode verblich dann schnell ihr Stern, selbst die Tochter, die sie von Englands Nationalhelden hatte, vermochte nicht, ihr Alter vor den englischen Heuchlern zu schützen und ihren vollständigen Ruin aufzuhalten. Sie starb in bitterster Armut, elend und verlassen.

Ein halbes Jahrhundert später machte die Londonerin Elisa Lynch eine ähnliche und gewiß nicht weniger abenteuerliche Karriere. Als sechzehnjähriges Mädchen heiratete sie einen vermögenden Engländer, der aber kurz darauf starb. Sie ging dann mit ihrer Mutter nach Paris und heiratete bald zum zweiten Male, und zwar einen Pariser Arzt, der heute noch als Direktor eines großen botanischen Gartens lebt. Aber wohl schon vor dieser Ehe hatte die Engländerin die Reize des Pariser Nachtlebens kennen und lieben gelernt; so ließ sich ihr Mann bald von ihr scheiden. Elisa Lynch legte sich nun keine Rücksichten mehr auf, sondern wurde, was ihre Natur ihr gebot, eine „grande cocotte". Sie besuchte regelmäßig die öffentlichen Balllokale und namentlich war es der Garten Mabille, berühmt durch Heinrich Heines herrlichen Zyklus von der „Königin Pomare", den sie mit ihrem Erscheinen beehrte. Dort lernte sie Francisco Solano Lopez kennen, den Sohn des Diktators von Paraguay.

Merkwürdig genug ist die Geschichte dieses Landes. Die spanischen Eroberer zogen gleich nach ihrem Einbruch ins Land vom Süden her den La Plata hinauf; Assuncion, die heutige Hauptstadt des Landes, ist eine ihrer ersten Gründungen. Die fast wehrlosen Chocoindianer dieser Gebiete ließen sich bald ansiedeln, im Gegensatz zu den wilden Pampasindianern des Südens. Hier harmlose Waldmenschen, fast Kinder oder Affen, wie man will, — dort die Spanier, starke Eroberernaturen, roh

und rücksichtslos; da war die Folge natürlich, daß die „Ansiedlungen“ sehr bald zu Sklaveninstituten wurden, in denen die Indianer in Scharen zugrunde gingen. Dann kamen, von der spanischen Krone mit den weitgehendsten Privilegien versehen, zu Beginn des 17. Jahrhunderts die Jesuiten; neben den „Laienansiedlungen“ entstanden sehr bald die „geistlichen“, die, wachsend von Jahr zu Jahr, bald zu einem mächtigen Reiche sich entwickelten, der „Republica Christiana“, wie die Padres sie nannten, die sich zur Zeit ihres höchsten Glanzes von der Küste Rio Grandes bis weit nach Bolivien hinein erstreckte. Ein theokratischer, kommunistischer Staat, in dem die Herrschenden eine Handvoll Padres waren, während die beherrschten Indianer in solchem Gehorsam und solcher Abhängigkeit lebten, daß sie schon vom fünften Lebensjahre ab auch nicht die kleinste Handlung aus eigenem Antriebe heraus mehr tun durften. So sehr war in diesem geordnetsten Staate der Weltgeschichte, in dem die Behandlung der Indianer durch ihre Herren, die Jesuiten, übrigens eine recht gute, ja mustergültige war, alles vorgeschrieben und reglementiert, daß sogar die Liebe geregelt war, wie in Gestüten. Nach einem 150jährigen Bestehen zerfiel der Jesuitenstaat; der Neid des Laienelementes und der Franziskaner, sowie ein großer Indianeraufstand, der den Jesuiten in die Schuhe geschoben wurde, verursachten ihre Austreibung. Die Indianer des Jesuitenreiches, treu ihren Padres, widersetzten sich aufs äußerste, in Jahren blutiger Kämpfe mit Spaniern und Portugiesen wurden sie vernichtet; was übrig blieb, flüchtete tief in die Wälder Paraguays und nahm die Gewohnheiten der Wilden wieder an. Alle 36 Jesuitenstädte wurden zerstört, heute hat längst wieder der Urwald das einst blühende kultivierte Land zurückerobert.

Als dann 1810 die südamerikanischen Kolonien ihre Unabhängigkeit von der spanischen Krone erfochten, führte einer der neuen Staaten sofort wieder die schrankenloseste Sklaverei ein: Paraguay. Die Jesuiten hatten aus den hundert Indianerstämmen eine Art Volk zusammengeschweißt — die Guarani. Nur Guarani durfte in ihrem Lande gesprochen werden, kein Wort Spanisch. Diese Guaranimasse gab den Hauptstamm der neuen Nation ab, daneben befand sich die kleine Oberschicht der spanischen Kolonisten.

Aus dieser trat ein seltsamer Mann an die Spitze des Landes, ein Mann, der in Wahrheit mit viel mehr Recht als der vierzehnte Ludwig von sich sagen konnte: „L'Etat c'est moi.“ Das war Dr. Francia. Er war ein glühender Feind der Geistlichen, trieb alle aus und duldete so wenig eine Religion in seinem Lande, daß er sogar jede Eheschließung untersagte. Trotzdem aber adoptierte er das ausgezeichnete Regierungssystem der Jesuiten in allen Stücken, seine Verwaltung des Landes war gerade so vorzüglich und gerade so drakonisch streng, wie die der Padres. Er war der einzige Herr, ja der Gott des Landes. In einem Punkte übertraf seine Verwaltung noch die der Jesuiten; während diese allen Gewinnst aus dem Lande heraus nach Europa trugen, verwandte Dr. Francia alles für das Land selbst. Jedermann war Sklave des Staates, keiner hatte ein Eigentum — — aber auch Dr. Francia nicht, er starb als blutarmer Mann. Nach außen war das Land streng abgeschlossen, niemand konnte hinein noch hinaus. 27 Jahre herrschte der eiserne Diktator; als er starb, wußte kein Mensch, was geschehen sollte,

gab es doch weder eine Regierung noch Regierungsorgane. Aber es fand sich doch ein trefflicher Nachfolger, der Diktator Lopez, der nicht weniger eisern regierte. Freilich hob er das kommunistische System zum Teil wieder auf, rief die Priester wieder ins Land und tat einiges für den Unterricht, aber im großen und ganzen blieb auch während seiner zwanzigjährigen Herrschaft die Guarani genau so Sklaven, wie sie es unter den Jesuiten und unter Dr. Francia gewesen waren. Und wie sehr sie das waren, wie sehr sie ihren Herrn, der sie wie Vieh behandelte. als Gott verehrten, das zeigten sie in dem Vernichtungskampfe unter seinem Sohne, Francisco Solano Lopez.

Lopez, der Vater, hatte Dr. Francias System, daß jeder Untertan Soldat sei, noch viel kräftiger ausgebaut; seine ganze Regierungszeit war im Grunde ein stetiges Rüsten. Sein junger Sohn war sein Kriegsminister; als solchen sandte er ihn 1854 nach Paris; dort lernte er im Garten Mabille die kankanierende Elisa Lynch kennen. Ihre Beziehungen wurden bald nähere, und als der junge Lopez einige Jahre später in seine Heimat zurückkehrte, nahm er die Geliebte mit sich. Geheiratet hat er sie nie, obwohl sie zwei Söhne von ihm hatte; nichtsdestoweniger war Elisa bald die eigentliche Herrscherin des Landes.

1862 starb der alte Lopez, ihm folgte, zum lebenslänglichen Diktator von seinem Vater ernannt, sein Sohn. Schon den alten Lopez wollte der Kongreß zum „erblichen" Kaiser proklamieren, der Sohn aber — oder vielmehr Elisa Lynch — wollte mehr: das Kaisertum des lateinischen Amerika. Nie wird man freilich ganz feststellen können, inwieweit die Handlungen Lopez' seiner Iniative oder der Elisas entsprangen; ich glaube, man wird wohltun, so viel wie möglich das letztere anzunehmen. Denn in der Folge verleugnete der „Supremo" seine eigenste Natur so sehr, daß man die meisten seiner Taten kaum mehr auf sein eigenes Konto setzen kann.

Den Krieg mit den drei viel mächtigeren Nachbarstaaten Brasilien, Uruguay und Argentinien brach er völlig grundlos vom Zaun; daß er ihn durch sieben lange Jahre gegen zwanzigfache Uebermacht bis zur völligen Aufreibung seines Volkes fortsetzen konnte, ist nur der ungeheueren Energie der schönen Madame Donna Elisa Lynch zuzuschreiben. Man stelle sich diesen Feldherrn vor, so feige, daß er sich in den tiefsten Keller versteckte, sobald Schüsse knallten, dazu ein Heer aus den harmlosesten, friedliebensten Menschen zusammengesetzt, denen in jahrhundertelanger Sklaverei der Begriff „Vaterland" — in der ersten Waldesfreiheit hatten sie ihn natürlich auch nicht gekannt — vollständig inhaltlos geblieben war, die auch nicht den geringsten Grund hatten, sich für irgend etwas zu schlagen. Dazu eine Frau, die nur ein Interesse über alles verehrte: Geld zu verdienen. Die zwischen Toten und Verwundeten nach der Schlacht herumlief, um den Soldaten die erbeuteten fremden Goldmünzen abzuhandeln. Aber sie verstand es, den Marschallpräsidenten zu entflammen, und der vermochte wieder sein Volk durch seine glühenden, inhaltlich ganz albernen Reden so in Feuer zu setzen, daß es für ihn in die Hölle gegangen wäre. So sehr war der Gehorsam diesem Sklavenvolke eingewachsen, daß Schwerverwundete, die gefangen wurden, baten, man solle sie doch niederschießen: der „Supremo" habe verboten, daß sie Pardon nähmen. Je mehr der Krieg zu seinen Un-

gunsten sich wandte, um so grausamer wurde der Tyrann, zu Hunderten ließ er seine treuen Paraguays niederschießen oder totpeitschen. Freilich, man konnte sich loskaufen — bei Madame Lynch!

Als der Krieg 1870 zu Ende, der Diktator erschossen war, da war die männliche Bevölkerung des Landes fast völlig ausgerottet. Nur ein paar tausend Krüppel waren noch im Lande, und einige hunderttausende Weiber mußten sich mit dem brasilianischen, orientalischen und argentinischen Gesindel trösten, das die Kriegswoge ins Land geschwemmt und zurückgelassen hatte. Das seltsame Volk war tot, das einen der heroischsten und dummsten Kriege geführt hat, die die Weltgeschichte kennt, das sich „um der Freiheit willen" fast bis zum letzten Mann abschlachten ließ — für die grausamste Tyrannei. Ein Volk, das nicht einmal wußte, was ein Vaterland sei und doch dafür starb, das „Independencia à Muerte" brüllte, aber die rücksichtsloseste Sklaverei gewohnt war und nicht von ihr lassen wollte.

Das feige war wie kein anderes Volk und das die unglaublichsten Heldentaten verrichtete. Das einen Führer hatte, der ohnmächtig und seekrank wurde, wenn die Büchsen krachten, und doch die blutigsten Schlachten führte, die der amerikanische Kontinent kennt. Fürwahr eine Fülle seltsamer Rätsel, deren Schlüssel nicht minder merkwürdig ist: eine englische Dirne aus einem Pariser Ballhaus, deren Ehrgeiz weit flog, die aber doch einem Gedanken vor allem Raum gab, dem — möglichst viel Geld zu verdienen! Und die — mit diesem banalen Motor — eine ungeheure Maschine in Bewegung setzte, zusammengeschweißt aus Hunderttausenden von Menschenleibern, die alle schmählich zugrunde gingen.

Bis zum letzten Schuß hielt Elisa Lynch bei dem Diktator aus, ihre erstaunliche Energie ließ keinen Augenblick die Hoffnung fahren, ihr unerhörter Mut rettete oft genug das Leben des Geliebten. Die verbündeten Regierungen entließen sie mit ihren Söhnen nach Europa; sie hatte es schon während des Krieges verstanden, dorthin große Reichtümer hinüberzuschaffen. Ihr letztes Schicksal ist dann wieder ähnlich dem der Lady Hamilton, ein langsamer Zusammenbruch, ewige Prozesse und der Tod — irgendwo in der Welt. Kein Mensch bekümmerte sich um sie hier in Europa, aber da drüben wird man ihren Namen in Jahrhunderten nicht vergessen.

# Randbemerkungen

## Eine politische Nottaufe

Großes Heil steht dem deutschen Volke bevor! Der senil gewordene Reichstag soll durch einen neuen ersetzt werden. Gut ein Dutzend Parteien und Parteirudimente, die alle ihre Ueberflüssigkeit und absolute Unfähigkeit zur praktischen Arbeit nicht begreifen können, rüsten sich zum Wahlkampf. Abermals ergießt sich, wie schon so oft nach dem Zusammenbruch eine Flut von Versprechungen und schönen Verheißungen auf eine lichtvollere Zukunft über das deutsche Volk. Jede Partei befindet sich im Besitz des alleinigen sozialen Heilmittels. Wer's nicht glauben will, dem ist nicht zu helfen.

Wenn man auch sonst nichts ist, muß man wenigstens Parteimensch sein, das heißt ein Mensch, der den Teil (pars), der gerade in sein Gesichtsfeld geschoben wird, für das Ganze hält. Das gehört sozusagen zum guten Ton, wie es früher zum guten Ton gehörte, sich rechtschaffen taufen zu lassen. Von einem ähnlichen, den modernen Menschen etwas antiquiert anmutenden Zeremoniell nimmt jede Partei Abstand. Und welche Partei gebärdete sich nicht „modern"? Allerdings gibt es Ausnahmen. Zum Exempel bei den Präsidentenwahlen in Amerika. Da kann es vorkommen, daß ein willfähriges Stimmvieh heimischer Provenienz oder selbst ein aus Europa Zugereister, auch Grünhorn benamset, etwas wie eine politische Nottaufe empfängt, sofern er sich entschließt, dem Häuptling der bestzahlenden Partei seine Stimme zu verkaufen. Es gibt drüben eine nicht unbeträchtliche Menschensorte, die ihre politische Ueberzeugung so häufig wechselt, wie ein Mitteleuropäer der „besseren" Gesellschaft sein Hemd. Dem Lande schadet es nichts, denn es ist ziemlich gleichgültig, ob Demokraten oder Republikaner die Sinekuren untereinander verhökern, dem politischen Nottäufling erwächst aber aus dem ständigen Fluktuieren von Links nach Rechts und Rechts nach Links eine schöne Einnahmequelle. Non olet! oder in ein gemeinverständliches Deutsch übertragen: Geschäft ist Geschäft!

So etwas kann bei uns natürlich nicht vorkommen. Unsere Parteimenschen sind politisch einwandfrei, unbestechlich, treu und bieder. Der Deutsche ließe sich eher ein paar Gliedmaßen stückweise abhacken, als daß er einen Verstoß gegen sein Parteiprogramm begehen würde. Aber es gibt Ausnahmen oder sagen wir richtiger Ausnahmezustände. Man kann in Deutschland zu einer politischen Nottaufe kommen ohne seine Ueberzeugung zu wechseln — weil man eben keine hat.

Zur Illustrierung dessen will ich eine Episode aus dem letzten Wahlkampf zum preußischen Abgeordnetenhaus zum Besten geben. In einem oberschlesischen Wahlkreise, wo sich Deutsche, Polen, Zentrumsleute, Demokraten, Sozialdemokraten, Kommunisten und was sonst noch der Parteigeist ausspeit, im heißen Kampf gegenüberstanden, machte die sozialdemokratische Partei eines Tages die recht peinliche Entdeckung, daß ihre Wahlliste nicht komplett war. Die Namen der Prominenten figurierten schon samt und sonders auf der Liste, also mußte man sich schon nach einem weniger Prominenten umsehen. Die Schwierigkeit wurde dadurch besonders erhöht, daß die letzte Nummer der Wahlliste der ausgleichenden Gerechtigkeit wegen einen weiblichen Namen führen mußte. In seiner Not erinnerte sich der Parteivorstand, daß der Theaterdirektor des Städtchens einst, bevor er die weltbedeutenden Bretter betreten hatte, auf der Bühne der Partei eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hatte. Von ihm war zweifellos eine Lösung des Problems zu erwarten. Und er löste es mit gutem Humor, indem er seine Ehefrau, die sich des Vorzugs politischer Unberührtheit erfreute, als Kandidatin empfahl. Es war eine reine Gefälligkeitssache, die zu nichts verpflichtete. Im übrigen kümmerte sich die Kandidatin um nichts und ließ die Wahl in der Annahme, daß ihr nichts geschehen könne, über sich ergehen.

Wie groß war aber das Erstaunen aller Beteiligten, als die Sozialdemokratie mit zwei Kandidaten, einem männlichen und einem weiblichen, das Rennen hielt. Das Erstaunen machte aber einer großen

Beklommenheit Platz, als die Kandidatin Nr. 1 aus familiären Gründen — sie sah einem freudigen Familienereignis entgegen! — die Wahl ablehnte. Es mußte also die Kandidatin Nr. 2 in die Bresche springen — trotz politischer Unberührtheit und einwandfreier politischer Lebensführung. Die Frau Theaterdirektor war in optima forma als sozialdemokratische Abgeordnete, die niemals als Genossin gebucht war, noch Parteibeiträge gezahlt hatte, in den preußischen Landtag gewählt worden. Um den Skandal zu vermeiden, wurde an ihr in aller Stille im Beisein prominenter Genossen die politische Nottaufe vollzogen, das heißt, es wurde ihr in allen Ehren die Parteimitgliedschaft verliehen.

So geschehen unter der Herrschaft des Listensystems, das die Nummer an die Stelle der Persönlichkeit gesetzt hat. Zur Ehre der Frau Theaterdirektor sei noch berichtet, daß sie bis zu der kürzlich erfolgten Niederlegung ihres Mandats sich als fleißige Diätenempfängerin bewährt und bei keiner Partei durch rebellische Reden Anstoß erregt hat, mit einem Wort, sich äußerster politischer Stubenreinheit befleißigt hat!

## Dernier cri!

Die Mode ist zweifellos eine Angelegenheit von hoher wirschaftlicher, wenn man will, auch von gewisser ästhetischer Bedeutung. Das hat schon der große Friedrich Theodor Vischer zugegeben, wenngleich er über diesen Gegenstand eine recht bissige, aber sonst recht beherzenswerte Abhandlung geschrieben hat. Das war allerdings in einer verhältnismäßig harmlosen Zeit, als es noch etwas wie einen persönlichen Geschmack, der heute vollkommen aus der „Mode" gekommen ist, gab. Heute ist die Mode lediglich eine geschäftliche Angelegenheit der führenden Schneidermeister, die in jeder Saison einen Modewechsel mit allen Schikanen durchpeitschen, um die Kauflust des Publikums anzureizen. In Paris, der großen Zentralsonne, die ihre Strahlen in die entlegensten Winkel beider Hemisphären sendet, wird das Geschäft der Modemacher durch Damen der Welt und Halbwelt besorgt. Man schickt dort diese stets gefälligen Mitarbeiterinnen der Konfektionen rudelweise auf die Boulevards, auf die Rennplätze, in die Theater, in den „Salon", und wo sich sonst die große Welt ein Stelldichein gibt, um für den „dernier cri", das heißt für die letzte Ausgeburt der Mode Propaganda zu laufen. Es hängt von tausenderlei Zufälligkeiten und Unwägbarkeiten ab, ob eine Mode sich durchsetzt oder nicht. Daß die Zweckmäßigkeit und Schönheit eines neuen Artikels nicht den Erfolg verbürgt, ist selbstverständlich; dieser hängt im allgemeinen lediglich von dem Geschrei ab, mit dem er den Zeitgenossen verkündet wird.

So war es jedenfalls in der Zeit vor dem Kriege. Der große „Umwerter", der uns so plötzlich auf den Pelz rückte, hat uns außer den paar politischen und wirtschaftlichen Umstellungen auch eine Umstellung auf dem Gebiet der Mode gebracht. Paris ist nicht mehr die einzige Zentralsonne, um die sich die Mode bewegt, Berlin ist drum und dran, der flatterhaften Lutetia den Rang streitig zu machen. Wer noch daran zweifelte, konnte sich auf der in der letzten Märzwoche arrangierten „Großen Berliner Modenschau" eines Besseren belehren lassen. Nicht Weiber zweifelhaften Rufes hatten hier etwas zu „kreieren", sondern es

war das Publikum durch die ausstellenden Firmen gleich vor ein fait accompli gestellt worden. Jedenfalls hatte man hier mit den Gepflogenheiten der Pariser Schneidermeister gänzlich gebrochen und die „Modeschau" sozusagen auf ein künstlerisches Niveau projiziert. Ort der Handlung: Philharmonie. Mitwirkende Künstler: Mafalda Salvatini, Alexander Kirchner usw., sowie viele Prominente von Bühne und Film. Dazu die Mitwirkung des gesamten Philharmonischen Orchesters unter Leitung von Professor Hagel! Die Sache war, wie man heute zu sagen pflegt, glänzend aufgezogen. Wenn wir auf diesem Wege weiter fortschreiten, werden wir es bald erleben, daß die Prominenten von Bühne und Film sich wie die Pariser Kokotten rudelweise durch die Lokalitäten der Reichshauptstadt, wo man sich nicht langweilt, zur Propagierung einer „deutschen" Mode treiben lassen werden.

## Blochmannsche Kalenderreform

„Es erben sich Gesetz und Recht wie eine ew'ge Krankheit fort." Gesetz und Rechte allein? Nein, es gibt viele Institutionen des öffentlichen Lebens, die wir als eine rechte Plage empfinden, von der wir aber dennoch aus Vorurteil oder Trägheit nicht loskommen können. Eine Plage dieser Art ist der Gregorianische Kalender, der gegenüber dem Julianischen zwar einen gewaltigen Vorzug aufweist, aber für das moderne Wirtschaftsleben nichts weniger als zweckentsprechend bezeichnet werden kann. Schon das Schwanken des Osterfestes innerhalb eines Zeitraumes von 35 Tagen ist ein für das Erwerbsleben wie für die Schule schwerwiegender Mißstand, ganz abgesehen von der willkürlichen Festsetzung der Zahl der Monatstage. An Reformvorschlägen fehlt es in dieser Beziehung nicht, aber sie entsprechen alle nicht dem Kalenderideal, nach dem wir suchen. Nun ist Dr. Rudolf Blochmann, Kiel, mit einem Plan an die Oeffentlichkeit getreten, an dem die Anforderungen, die man an einen Kalender stellen kann, restlos erfüllt sind. Blochmann gibt den Monaten Januar, April, Juli, Oktober 31 Tage und erreicht dadurch, daß alle Vierteljahre die gleiche Länge von 91 Tagen und alle Monate die gleiche Anzahl von 26 Werktagen haben. Ferner erreicht er durch diese Einteilung, daß jedes Datum innerhalb des Jahres durch alle Jahre mit einem bestimmten Wochentag zusammenfällt. Das Ideal eines „immerwährenden" Kalenders ist damit erfüllt! Das Jahr hat somit 364 Tage plus 1 Tag, der ohne Wochentagscharakter dem Juni als „Mitjahrstag" angehängt wird. Dasselbe geschieht in jedem vierten Jahre mit dem Schalttag, der dem Dezember angehängt wird. Nach dem Blochmannschen Reformvorschlag fallen der erste Januar, April, Juli, Oktober, also die Quartals-Ersten, auf einen Sonntag, ebenso das auf den 8. April, das ungefähre Durchschnittsdatum, festzusetzende Osterfest, und das auf den 26. Mai festzusetzende Pfingstfest. Auf einen Sonntag fällt gleichfalls der Weihnachtsabend, wodurch das für das Wirtschaftsleben recht störende Einfallen eines Sonntags zwischen Weihnachten und Neujahr vermieden wird. Was die Blochmannsche Kalenderreform für das allgemeine Wirtschaftsleben, für die Einteilung des Schuljahrs in vier gleich lange Zeitabschnitte, für die Abgrenzung des Theaterspieljahres, für die Aufstellung und Benutzung von Fahrplänen für die Eisenbahn, Schiffahrt u. dgl., wie überhaupt

für das ganze Verkehrswesen zu bedeuten hat, bedarf keiner besonderen Hervorhebung. Das Schema des Blochmannschen Kalenders ist so außerordentlich einfach und zweckentsprechend, daß jeder, selbst der in Zahlenaufstellungen Ungeübte, es sich auf den ersten Blick einprägen kann. Man muß staunen, daß nicht schon früher ein Kalenderreformer auf diese einzig mögliche Lösung gekommen ist. Hoffen wir, daß der Blochmannsche Kalender sehr bald aus dem Zustand einer theoretischen Behandlung in den der Praxis übertragen wird! — Wer sich des näheren über diese Frage unterrichten will, dem sei die anregend geschriebene, unter Zugrundelegung eines reichen wissenschaftlichen und historischen Materials verfaßte Broschüre „Kalenderreform mit Festlegung des Ostertermins von Dr. Rudolf Blochmann, Kiel" (Volkswohl-Verlag, Kiel, 1919) warm empfohlen.

# Börsenspiegel

## Die Milliardenverluste der Bankwelt

In den vergangenen Tagen der Inflation, an die übrigens manche Leute mit einer gewissen Wehmut zurückdenken, — denn auch die heutigen Tage sind nicht gerade übermäßig schön und erfreulich — gehörte es zu den eisernen Zwangsvorstellungen weitester Kreise, daß die Banken natürlich zu den Hauptnutznießern der Inflation gehörten. Wußten doch die Herren Bankdirektoren gewissermaßen von Geburt an mit allen jenen Begriffen Bescheid, die sich der gewöhnliche deutsche Staatsbürger erst im Laufe der jüngsten Jahre notgedrungen anzueignen gezwungen war; als da sind Valuta, Substanz, Index, Devisen und so weiter. Wer aber alle diese Dinge schon von Anfang an kannte, wer diese Begriffe als ihm ganz geläufig handhabte, was konnte dem passieren? Besonders, wenn man von Anfang an über die nötigen Millionen verfügte! Und so glaubte man denn, den Banken könne nichts geschehen, sie seien gegen alle Verluste geschützt, sie hätten sogar die willkommene Möglichkeit, durch Diskontierungen bei der Reichsbank gutes Geld, soviel sie wollten, zu erhalten und wesentlich schlechteres später zurückgegeben; und von allem andern abgesehen, es machte sich auch zu politischer und sozialer Hetze sehr gut, wenn man die Banken, ebenso wie die natürlich noch viel mehr verhaßte „Schwerindustrie", als die Inflationsdrohnen hinstellte.

Im übrigen: Daß es den Banken gut ging, sah man auch ohne besondere Informationen über die Lage des Bankgeschäfts. Man wußte doch, wie die Banken mehr und immer mehr Personal einstellten, wie sie ihre Gebäude aufstockten und neue hinzuerwarben; man wußte auch, daß immer neue Filialen und Wechselstuben, selbst in den kleinsten Ortschaften, eröffnet wurden, und wer zufälligerweise einmal in den späten Abendstunden durch die Behrenstraße oder die Französische Straße ging, sah in den Bankpalästen noch zahlreiche Räume hell erleuchtet, konnte sich selbst davon überzeugen, wie bis tief in die Nacht hinein dort gearbeitet wurde, und eine solche Tätigkeit mußte doch etwas abwerfen, besonders wenn man sah, daß auch die von den Banken berechneten Gebühren fortgesetzt erhöht wurden.

Freilich, es gab auch Leute, welche die Situation etwas kritischer ansahen. Zum Beispiel jener Amerikaner, der vor beinahe Jahresfrist in der Generalversammlung der Disconto-Gesellschaft eine recht freimütige und in ihrer Sachlichkeit — fern von jeder Voreingenommenheit und Gehässigkeit — doch recht scharfe Kritik am deutschen Bankwesen übte. An diesem ungeheuren Aufwande an Arbeitskraft, an Raum, an Personal, der in gar keinem Verhältnis zu dem geleisteten Werteffekt stände. Dieser Amerikaner sah den Widerspruch, konnte ihn sich aber seinerseits gleichfalls nicht recht erklären; wir in Deutschland aber verstanden ihn erst recht nicht. Heute erst wird er allmählich klar. Es waren immer nur Bagatellsummen, die damals gekauft, verkauft, eingezahlt, ausgezahlt wurden; Bagatellsummen, wenn man sie auf Goldmark umrechnete. Damals aber erschienen sie sehr stattlich und gewaltig, wenn man mit „Millionen" nur so jonglierte.

Das ist gewissermaßen das Geheimnis, das man damals einfach nicht begriff. Der kluge Amerikaner sah, wieviele Menschen, welche Heere von Angestellten in Bewegung gesetzt wurden, um ein paar hundert Dollars oder auch ein paar tausend umzusetzen, während wir immer noch mit der Papiermark rechneten, Schecks über Bagatellbeträge ausschrieben, Börsenaufträge für wenige Dollars erteilten, Bezugsrechts- und anderer Korrespondenzen wegen ein paar Mark Provision führten. Nur daß man damals auch bei den Banken immer noch nicht in Goldmark dachte, sondern in der Papiermark mit ihren schwindelhaften — in doppeltem Sinne schwindelhaften — Ziffern.

Immerhin, verdient wurde trotz alledem noch bei den Banken, und der große Substanzschwund war noch nicht eingetreten. Daß auch von der Substanz sehr viel verloren gegangen ist, wurde den meisten Leuten erst klar, als sie eines Tages erfuhren, daß bei der Berliner Handels-Gesellschaft, der einzigen noch mit „Goldkapital" arbeitenden Großbank, ebenfalls eine Zusammenlegung der Aktien, eine Kapitalsherabsetzung, erforderlich sein werde, weil weder die 34 Millionen Goldmark offenen Reserven mehr vorhanden seien, die Ende 1914 dort ausgewiesen waren, noch die vor Jahresfrist ausgewiesenen 490 Millionen Papiermark Reserven, noch endlich auch das in Gold eingezahlte Kapital von 110 Millionen Mark; sondern daß vielmehr etwa 60 bis 70 Millionen Goldmark glatt verloren gegangen sind, also rund die Hälfte dessen, was die Handels-Gesellschaft im Jahre 1914 überhaupt an Vermögen besessen.

Bei den anderen Banken wird es nicht viel anders sein, bei der einen etwas günstiger, bei der andern ein wenig ungünstiger. Je nachdem man operiert hat. Kann man aus diesen traurigen Verlusten den Bankleitungen einen Vorwurf machen? Man könnte es, wenn es sich um eine einzelne Bank, auch um ein paar vielleicht, handelte. Aber die Dinge liegen doch heute so, daß alle ohne Ausnahmen das Opfer der Inflation geworden sind.

Es gab eine Zeit, in der die Banken sich, soviel sie wollten, mit Devisen versehen durften. Damals aber hatte noch niemand erkannt, wohin die Reise ginge. Am allerwenigsten die klugen Herren im Reichsfinanzministerium, die unentwegt ihre hohe Weisheit verkündeten: „Die Mark ist gut, und der Dollar bringt keine Zinsen." Im Gegensatz etwa zu den Kriegsanleihen und der Sparprämienanleihe! Als die Dinge aber wirklich bedenklich zu werden begannen, sagte man im Finanzmini-

sterium zwar immer noch unentwegt das alte, abgeleierte Sprüchlein her, aber den freien Devisenkauf verbot man. Und zwar, weil dadurch die deutsche Valuta verschlechtert würde. Man schob also der Verschlechterung einen Riegel vor; mit dem Erfolge, daß der Dollar trotzdem auf 4 Billionen ging und die Mark auf den billionsten Teil ihres ehemaligen Wertes! Also hatte man im Grunde das Verkehrteste und Sinnloseste getan, was man überhaupt hätte tun können.

Die Mark war ohnehin nicht mehr zu retten. Mochte sich da wenigstens jeder einzelne in Sicherheit bringen, soweit er es vermochte. Das wäre die richtige Parole gewesen. Die Banken vor allem hätten die Möglichkeit gehabt, einen sehr erheblichen Teil ihres Vermögens in Devisen anzulegen, solange man im Auslande noch etwas für die deutsche Mark zahlte. Zahlreiche Vermögen hätten auf diese Weise gerettet werden können, und wenn die hohen Herren im Reichsfinanzministerium immer wieder betonten, die Hauptsache sei die Rettung der Valuta, so sollen sie einmal Farbe bekennen und erklären, ob denn die deutsche Papiervaluta „gerettet" worden ist, und ob bei anderer Handhabung des Devisenkaufverbots die deutsche Mark wohl erheblich unter den billionsten Teil ihres Vorkriegswertes gefallen wäre!

Bis in die Mitte des Jahres 1923 hinein hatten auch die Banken noch den größten Teil ihrer Substanz erhalten. Erst dann, besonders in den tragischen Novembertagen, als der Dollar den Billionenkurs überschritt, wurde alles, was an Vermögen noch vorhanden war, und was nicht in Devisen oder reinen Sachwerten festlag, ins Verderben gerissen, in die furchtbare Markkatastrophe hineingezogen. Eine Rettung gab es in jenen Tagen auch für die Banken nicht mehr, und so sind auch sie das Opfer der verfehlten, unsinnigen Valutapolitik geworden, die man seit dem Jahre 1914 in Deutschland getrieben hat. Sie und ihre Aktionäre, denn ebenso wie die Banken haben auch deren Aktionäre natürlich ungeheure Substanzmengen eingebüßt.

Die billige Weisheit, all das sei eine zwangsläufige Folge des verlorenen Krieges, stimmt nicht; denn beispielsweise haben in Oesterreich, das ja den Krieg auch nicht gerade gewonnen hat, die dortigen Großbanken ihre Substanz viel besser zu erhalten vermocht. Nicht einmal die Hälfte der Verluste kommt in Wirklichkeit auf das Konto des verlorenen Krieges, weit mehr auf das Konto der nachher begangenen Fehler, und nicht nur für die Fehler der „Könige" haben die Untertanen zu büßen, sondern auch für die oftmals ebenso großen Fehler erheblich kleinerer Persönlichkeiten . . .

Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61.
Druck: Gustav Pritz & Co., Leipzig-Stötteritz.

# Die Reklame

ZEITSCHRIFT DES VERBANDES DEUTSCHER REKLAMEFACHLEUTE E.V.

## Das führende Fachblatt

Erscheint ohne Unterbrechung
seit 1908

## Unentbehrlich

für jeden,
der praktisch oder wissenschaftlich sich mit Reklame in irgendeiner Form befaßt

**In Vorbereitung:**
**Sondernummer Rheinland-Westfalen**
**Heftpreis GM. 5.30 postfrei bei Voreinsendung**
**Jahres-Bezug (12 Hefte) GM. 39.60 postfr. bei Voreinsendung d. Betrages**

Verlag
**Francken & Lang G. m. b. H., Abt. „Gw."**
Berlin W 57


Druck von Gustav Pritz & Co., Leipzig-Stö.

# DIE GEGENWART

POSTVERTRIEB AB LEIPZIG

## ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN U. KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH ILGENSTEIN

AUS DEM INHALT:


Deutsche Würdelosigkeit — Von Mentor

Diät — Von Paul Engelen

Neue Wege der Astrologie — Von Wilhelm Überhorst

Aesthetik und Weltbild — Von Hugo Marcus

Stark und schwach — Von Walter v. Molo

Stefan, der Entrückte — Von Walter Harlan

Randbemerkungen:

Das Wahlrecht der Unmündigen

Im Zeichen der Zeit

Der französische Wein hat uns besiegt


MAIHEFT 1924 / JAHRGANG 53

VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE

HEFTPREIS M. 0.30

VERLAG: GEGENWART G·M·B·H / BERLIN W 57 BÜLOWSTRASSE 56

# Die Gegenwart

53. Jahrgang — Maiheft — 53. Jahrgang

## Deutsche Würdelosigkeit

Von Mentor

Der römische Korrespondent der Zeitung „Der Tag" zitiert in einem Artikel über Italienfahrer eine Pressenotiz über einen Zwischenfall von der Riviera, in der es heißt: „Im Kasino von Mentone kam es zu einem internationalen Skandal. Im Spielsaal waren sehr viel Deutsche, die sich auf ihre plumpe und vorlaute Art benahmen, mit Gleichgültigkeit beträchtliche Summen setzten und es so bunt trieben, daß plötzlich ein alter englischer Herr, ein pensionierter Hauptmann, der zwei Söhne im Kriege verloren hatte, aufstand und alle anwesenden Nichtdeutschen einlud, den Sal zu verlassen. Die Aufforderung wurde sofort befolgt, aber die Deutschen taten, als ginge sie das gar nichts an. Der Skandal verbreitete sich im Nu an der ganzen Riviera, da der englische Hauptmann auch einen geharnischten Brief in den Nizzaer Zeitungen veröffentlichte."

Schade, daß der englische Hauptmann kein Signalement der sich skandalös benehmenden Deutschen gegeben hat, aber auch ohne nähere Beschreibung wissen wir, mit wem wir es zu tun haben: nicht mit Deutschen schlechthin, sondern mit dem deutschen Reisepöbel, mit jener Horde von Menschen, die, meistens durch skrupellöse Geschäftsmanipulationen zu Reichtum gelangt, sich nicht nur im Auslande, sondern auch in Deutschland durch ein jede Höflichkeitsform und jedes Taktgefühl ausschaltendes Benehmen unmöglich machen. Sie sind es, die durch Nachäfferei des Ausländischen, auch durch Liebedienerei vor dem Ausland, schlechte Manieren und Protzereien uns um den Rest unserer Sympathien bei unseren ehemaligen Feinden bringen. Sie säen nicht den Haß, sondern die Verachtung des Deutschtums im Auslande. Eine quantité négligeable, mit der man sich gerade noch abgibt, um ihr das Geld abzunehmen, die man sich im übrigen vom Halse hält. Der Engländer hat für diese Menschensorte die Bezeichnung „a mere foreigner" oder „but a german" geprägt. Bloß ein Deutscher! Eine bitterböse Charakteristik, wohl etwas hochnäsig — der insulare Engländer bildet sich ein, der einzig mögliche Weltbürger zu sein — aber getragen von einem ausgeprägten Rassenstolz.

Bloß ein Deutscher! Der deutsche Reisepöbel hat, was vier Kriegsjahre nicht zustande gebracht haben, uns zum Gespött Europas gemacht. Es gibt gewiß auch in anderen Ländern noch Köpfe, die uns um unserer Leistung willen schätzen, aber die Menge ist stets geneigt, aus bösen Einzelerscheinungen Folgerungen auf unseren Nationalcharakter zu ziehen. Man beachtet nicht, daß der deutsche Reisepöbel, der meist stark durchsetzt ist mit dem Blut östlicher Völkerschaften, mit dem deutschen Publikum nicht viel zu schaffen hat. Er bereist mit Vor-

liebe Länder, in denen der Deutsche mit Fußtritten regaliert wird. In ganz Italien, aber auch in Frankreich, namentlich in Paris, macht er sich breit, überall gleich unangenehm auffallend. „Mir kann nix geschehen!“ sagt der Anzengruberische Steinklopferhans. Der deutsche Reisepöbel sagt dasselbe, aber nicht aus der philosophischen Einstellung des alten Landstreichers heraus, sondern weil er keine idealen Güter zu hegen hat und jeder Würde bar ist.

Sind wir ein so hoffnungloses Volk geworden, daß wir gegen jene „Repräsentanten“ des Deutschtums, die uns dem Hohn und Spott des Auslandes ausliefern, nichts mehr zu unternehmen wagen? Der Reichsregierung war wahrscheinlich auch etwas über das unerhörte Treiben jener Elemente zu Ohren gekommen, darum entschloß sie sich kürzlich, die Auslandsreise mit einem Steuer von 500 Mark zu belasten, um allen denen, die zu ihrem Vergnügen reisen, einen Strich durch die Rechnung zu machen. Oder waren es lediglich finanzielle Erwägungen, die zu dieser Vorbeugungsmaßnahme führten? Wie dem auch sei, erreicht ist damit nichts. Die es in erster Linie treffen sollte, werden über die weisen Gesetzgeber lachen. Was sind lumpige 500 Mark für den Auslandsfex, der auf einer Spritztour nach Rom etwa die zehnfache Summe zu sein Amüsement ans Bein bindet! Außerdem war der Reisesteuerukas reichlich post festum gekommen. Die Hauptmasse war schon längst davongegangen, um die „Saison“ im Süden zu verleben. Der Rest, der noch anzuzapfen wäre, ist nicht so beträchtlich, daß die Steuerbehörde auf einen großen Zug rechnen könnte. Außerdem bietet die Steuerverordnung soviele Angriffsflächen, daß sie von jedem routinierten Vergnügungsreisenden leicht umgangen werden kann.

Durch eine hermetische Absperrung der Grenzen oder, wie in diesem Fall, durch eine Geldstrafe für „unbefugtes“ Reisen ist das Problem nicht zu lösen. Wie immer, werden Repressalien von der anderen Seite nicht ausbleiben, wodurch der internationale Reiseverkehr und der Gedankenaustausch von Land zu Land allmählich ausgeschaltet würden. Schon aus diesem Grunde ist die Reisesteuer, wie manche andere über Nacht zusammengezimmerte Steuer, ein glatter Fehlgriff. Möglich, daß nicht einmal die Verwaltungskosten des dafür erforderlichen Apparats gedeckt werden. Wir können in dieser Beziehung auf verschiedene Steuermonstrositäten, wie u. a. auf die längst verscharrte Vermögensertragssteuer, verweisen.

Es bleibt uns als einziger Ausweg immer nur die Forderung der Selbsterziehung des Publikums übrig, auf die man in Deutschland von jeher den allergeringsten Wert gelegt hat. Wenn der Engländer reist, so ist er im Auslande, mag er selbst auf angelsächsische Verschrobenheiten versessen sein, sich doch in erster Linie der Pflichten gegen sein Land bewußt. Auch der kleinste Krämer wird sich im Auslande als der Repräsentant eines großen Volkes fühlen und sich danach benehmen. Das ist nun freilich eine Sache des Takts und läßt sich nicht ohne weiteres eintrichtern. „Three generations are neccessary to bring up a gentleman“, sagt ein englisches Sprichwort. Drei Generationen sind zur Erziehung eines Gentleman notwendig! Gewiß eine lange Zeit, aber bei uns, dem sprichwörtlichen Lande der Schulmeister, hat man sich überhaupt noch nicht an diese Aufgabe herangegeben. Es gibt in Deutschland keinen Typ, der durch gute Umgangsformen und Selbstbe-

herrschung in jeder Lebenslage dem Ausdruck gibt, was man unter Gentleman versteht. Ansätze hierzu waren vorhanden, die Umschichtung der Gesellschaft, die über den Untergang eines tüchtigen, kulturfördernden Mittelstandes zum Raffke-Typ führte, hat alles, was wir an kultureller Eigenart besaßen, vernichtet.

Das würdelose Auftreten der Neu-Reichen im Auslande ist nur ein Symptom des Niedergangs von den vielen. Die Nachäffung des Fremden in Mode und Lebenshaltung hat die widerwärtigsten Formen angenommen. In ungezählten Zeitungsinseraten verschafft sich diese verhängnisvolle deutsche Bevorzugung des Ausländischen Ausdruck. Schon werden wieder französische und englische Erzieherinnen für heranwachsende Kinder gesucht, gerade als hätten wir im Lande einen Mangel an fachmännisch vorgebildeten Erziehern und Erzieherinnen! Man mag sprachpädogische Gründe für die Anstellung französischer und englischer Erzieherinnen geltend machen, das trifft aber in den meisten Fällen nicht zu. Im allgemeinen profitieren die lieben Kinder herzlich wenig von der fremden Sprache, um so mehr aber schmeichelt es der Eitelkeit der liebe Eltern eine „Mademoiselle" oder „Miß" als häusliches Paradestück aufweisen zu können.

Und so geht es weiter. Die Nachäffung des Ausländischen äußert sich mit besonderer Aufdringlichkeit in der Mode. Trotz der gänzlichen Verarmung Deutschlands wird gerade in den Kreisen, die uns durch ihre würdeloses Auftreten im Auslande um jeden Kredit bringen, ein modischer Luxus entfaltet, wie wir ihn in den Friedensjahren nicht gekannt haben. Was kümmert es die Neu-Reichen, die ihr Leben hemmungslos ausleben wollen, wenn bei Ausländern falsche Vorstellungen über unsere Lage erweckt werden! Es wäre gewiß grundverkehrt, in Sack und Asche zu trauern, denn der Mensch hat einen natürlichen Anspruch auf Lebensfreude, aber das ostentative Schaugepräge macht uns zu Narren.

Wir haben viel verloren, wohl über die Hälfte unserer materiellen Güter, verlieren wir aber noch die Würde, das ist das höchste Gut jedes Kulturvolkes, dann sind wir erledigt und räumen denen das Feld, die auf unseren Untergang lauern!

# Diät

Von Dr. med. Paul Engelen (Düsseldorf).

Ich will nicht versuchen, Vorschriften für eine Normalernährung aufzustellen. Dieses Bemühen wäre unnütz. Der Mensch ernährt sich nicht von dem, was er ißt, sondern von dem, was er verdaut. Der Darm sucht aus den eingeführten Nahrungsstoffen das aus, was er haben will. Allerdings reicht die Fernhaltung von Schädlichkeiten von den Aufnahmekanälchen des Verdauungsapparates nur bis zu einer gewissen Grenze der Leistungsmöglichkeit; andernfalls wäre eine Vergiftung unmöglich. Trotz dieser Einschränkung müssen wir anderseits die wunderbare Anpassungsfähigkeit des Körpers anstaunen. Für einzelne ungewöhnliche Nahrungsmittel fehlen im Verdauungskanal gewisse Verarbeitungsstoffe (Fermente), die Verdaungsorgane können also zunächst solche Nahrungsbestandteile nicht verarbeiten; es zeigt sich aber, daß bei dauernder Zufuhr der Organismus in kurzer Zeit die fehlenden Vor-

bereitungsstoffe für seinen Bedarf jetzt herstellt, so daß er nun die ihm vorher unaufschließbaren Bestandteile der zugeführten Nahrung sich nutzbar machen kann.

Peinlichst genau ausgeklügelte Vorschläge für eine Normalernährung haben sich immer als unhaltbar erwiesen. Der Mensch gehört zu den Omnivoren, den Allesessern. Allerhand mehr oder minder komische Gesundheitsapostel haben versucht, einseitige Ernährungsweisen (Vegetarismus, Rohkost, Früchtekost, Nährsalznahrung usw.) als „naturgemäß" und gesundheitsfördernd hinzustellen. Auf die Dauer am zuträglichsten für Gesunde ist gemischte Kost. Die genauere Zusammensetzung aus Einzelbestandteilen richtet sich nach Klima, Alter, Gewohnheit, Körperbau, Arbeitsweise und zahlreichen anderen Einflüssen der Lebensführung. Im allgemeinen kann der einzelne bei der Auswahl bevorzugter Nahrungsmittel sich unbedenklich auf die Winke verlassen, die die Natur ihm durch Vermittlung von Neigungen und Abneigungen erteilt.

In Deutschland ist die Gewohnheit vorherrschend, die Hauptmahlzeit gegen die Mitte des Tages einzunehmen. Die Deutschen vor dem Mittelalter, ebenso die alten Kulturvölker (Griechen und Römer) pflegten ebenso wie die überwiegende Mehrzahl der gegenwärtigen Kulturvölker zur ausgiebigsten Nahrungsaufnahme die Zeit nach beendeter Tagesarbeitsleistung zu benutzen. Die wichtigste Verdauungsperiode nach der Hauptmahlzeit beansprucht etwa 5 Stunden. Es ist zweifellos für die Gesundheit zuträglicher, wenn anfangs während dieser Zeit anstrengende körperliche oder geistige Arbeit vermieden wird. Zahlreiche Verdauungsstörungen könnten durch solche Tageseinteilung verhütet werden. Gegen die Forderung, die zur Zeit übliche deutsche Tageseinteilung umzugestalten, werden vielfach theoretische Bedenken geltend gemacht. Ich habe bei sehr zahlreichen angestellten Nachfragen niemanden angetroffen, der bei einem auf praktische persönliche Erprobung gegründeten Vergleichsurteil zu der Aussage gelangt wäre, daß bei der sog. englischen Zeiteinteilung das gesundheitliche Wohlbefinden und die Fähigkeit zur Arbeitsleistung schlechter seien.

Eine zweite deutsche Eigenart ist das Vielessen. Eine fettstrotzende dickbäuchige Gestalt galt früher im Auslande vielfach als deutscher Typ. Im allgemeinen sind die Angehörigen anderer Kulturnationen bezüglich der Nahrungsmenge mäßiger als die Deutschen. Der Nahrungsbedarf schwankt nach Alter, Arbeitsweise, Schlafdauer, Haltung und anderen Lebensgewohnheiten. Die Wissenschaft hat den Nahrungsbedarf unter verschiedenen Lebensumständen genau ermittelt. Das gewaltigste Massenexperiment ist in Deutschland während der Lebenensmittelknappheit 1914 bis 1918 angestellt worden. Diese gewaltige Massenentfettungskur hat den Aerzten an zahlreichen ergreifenden Beispielen die Folgen der Unterernährung und einseitiger Ernährungsweise unvergeßlich eingeprägt. Noch heute sehen wir immer wieder Folgeerscheinungen jener Entbehrungszeit. Aber anderseits war sehr belehrend die auffallende Gesundheitshebung, die durch Abmagerung bei vorher Ueberernährten erfolgte. Besonders auffallend war die erhöhte Leistungsfähigkeit bei vielen Herzleidenden, die nun nicht mehr tagaus tagein, Schritt für Schritt nutzlosen Ballast herumzuschleppen gezwungen waren; selbst schwere Herzklappenfehler wurden leichter ertragen. Selbst alte Leute, die vorher ihren fettüberlasteten Körper nur mühsam einige Schritte bewegen konnten, wurden wieder leistungsfähiger; eine 92jährige Dame, die vor dem

Kriege an den Rollstuhl gefesselt war, lernte nach Gewichtsabnahme wieder spazierengehen und sie vermochte sogar jede Woche eine halbstündige Eisenbahnreise zu ihren Kindern, Enkeln und Urenkeln zu unternehmen. Ebenso zeigten Patienten mit langjähriger Neigung zu Luftröhrenkatarrh eine durchgreifende Besserung, falls sie früher zuviel Fett sich angemästet hatten. Sehr bemerkenswert ist auch, daß viele Zuckerkranke bei eiweiß- und fettarmer, vorwiegend aus Kohlehydraten bestehender Kost von der Zuckerausscheidung befreit wurden infolge der knappen Nahrungsaufnahme; mit anderen Worten: ihr Stoffwechsel zeigte sich der Aufgabe gewachsen, spärliche Nahrungsmengen ohne Fehler zu bewältigen, während er früher bei übermäßiger Zufuhr seine Aufgaben nicht in zweckmäßiger Weise zu bewältigen vermochte.

Vielfach begegnete man der Anschauung, daß eine möglichste Beschränkung der Flüssigkeitsaufnahme als hygienische Forderung aufzustellen sei. Dem gegenüber steht die japanische Dschiu-Dschitsu-Lehre, daß sehr reichliches Wassertrinken zur Gesunderhaltung förderlich sei. Dieser Ratschlag findet sich übrigens auch schon in der älteren deutschen Literatur, so berichtet der berühmte Chirurg Theden (1714—1797), daß er zwischen dem 30. und 40. Lebensjahre sich immer krank fühlte und daß er seine spätere bis zum 80. Lebensjahre aushaltende Gesundheit hauptsächlich dem täglichen Genuß von 7—8 Quart (14—16 Pfund) frischen Wassers (ein Quart = 1,14 Liter) zuschreibe. Anderseits kann es keinem Zweifel unterliegen, daß eine Verwässerung und Aufschwemmung des Körpers vermieden werden muß. Das Quantum der zuträglichen Flüssigkeitsaufnahme hängt von vielen Einflüssen der Lebensführung ab. Die Japaner vertragen sehr große Wassermengen, weil sie durch tüchtige Körperbewegung und durch sehr häufige heiße Bäder überschüssiges Wasser schnell wieder ausscheiden, ihre Körpertextur bleibt trotz reichlichen Trinkens fest und sehnig. Die Körpertextur liefert im Einzelfalle den Maßstab, ob die aufgenommene Flüssigkeitsmenge zuträglich oder übermäßig ist. Absolut irreführend ist es, wenn man kurzweg von einem „deutschen Bierbauch" reden hört. Wenn die Hauptflüssigkeitsreservoire des Körpers, nämlich Bauchraum und Unterhautzellgewebe dauernd mit Brunnenwasser oder Suppen überschwemmt werden, so entsteht genau die gleiche Deformierung des Körpers. Noch eine sehr wichtige Bemerkung: der grundlegende Fehler liegt meist nicht in der Diät, sondern in ungenügender oder falscher Betätigung des Körpers. Wer also nicht etwa gewohnheitsmäßig seinen Körper unter ganz enorme Flüssigkeitszufuhr zu setzen pflegt, der suche zunächst den besprochenen gesundheitlich sehr bedeutungsvollen Schönheitsfehler zu bekämpfen durch richtige Atmungsführung, durch Haltungsübungen und durch passend gewählte Gymnastik. Auch in der Hygiene gilt der in unserer heutigen schlaffen Zeit meist nicht genügend gewürdigte Grundsatz, daß Aktivität weit zuverlässiger zum Ziele führt als Einschränkungen.

Wir haben gesehen, daß bezüglich der Ernährungsweise wichtiger als das „Was" das „Wieviel" ist; ebenso wichtig ist das „Wie". Man soll langsam essen, mit Bedacht und Achtsamkeit, nichts zu heiß, nichts zu kalt, man soll insbesondere die Speisen sorgfältig zerkleinern. In Amerika wurde durch Horace Fletscher das sorgsame Kauen bis zur Verflüssigung aller Speisen als wichtigste Gesundheitsregel aufgestellt. Hierin liegt eine Ueberteibung, aber doch ein guter Kern. Interessant ist die in Versuchsreihen, die sich über Monate ausdehnten, und die mit schärf-

ster Kontrolle gehandhabt wurden, nachgewiesene Tatsache, daß die Ausdauer der Willenskraft durch eine stark eingeschränkte, aber lang und ausgiebig durchgekaute Nahrung um ein Vielfaches besser vorbereitet wird als bei der gewöhnlichen Art der Nahrungszufuhr. Hugo Münsterberg meinte, dieser auffallende Unterschied brauche nicht den chemischen Wirkungen der anders ausgenutzten Nahrung zugeschrieben zu werden, er meint, daß die monatelange Uebung kräftiger rythmischer Kaubewegungen das Resultat bedinge. Zu bedenken ist auch, daß jede Willensübung bei Durchführung irgendeiner Aufgabe die allgemeine Willenskraft steigert. Jedenfalls haben wir in der Angewöhnung sorgfältigen Kauens und langsamen Essens ein vortreffliches Mittel, einer wichtigen Forderung der Gesundheitspflege zu genügen und gleichzeitig eine einflußreiche Uebung zur Steigerung der Willensleistung tagtäglich ohne Zeitverlust und ohne besonderen Müheaufwand durchzuführen.

Im allgemeinen ist es gesundheitlich zweckmäßiger, Essen und Trinken zu trennen. Die Gewohnheit des Trinkens zum Essen verführt leicht zu ungenügendem Kauen. Das ist der Hauptgrund für die eben aufgestellte Gesundheitsregel. Wenn aber in einem gegebenen Fall durch ein Glas Wein oder Bier zu Tisch die darniederliegende Eßlust gesteigert wird, die unzureichende Nahrungsaufnahme gehoben wird, dann gehe ich unbedenklich von der Allgemeinregel ab. Für manche horribile dictu, daß ich bei Schwächezuständen oft Bier ärztlich empfehle. Aber die praktische Erfahrung zeigte mir oft schon so unverkennbar den Nutzen dieser Maßnahme, daß ich durch theoretische Bedenken mich nicht binden lasse. Die Aerzte früherer Zeiten, in denen noch nicht die Angstmeierei in der Hygiene sich ungebührlich breit machte, schätzten den diätetischen Nutzen von Bier und Wein sehr hoch ein. Der ärztliche Praktiker soll sich nicht mit blindem Vertrauen am Gängelbande der Theorie führen lassen. Ich pflichte auf Grund zahlreicher Feststellungen der Verordnung eines früheren Erzbischofs der Diözese Köln bei, der in den Nonnenklöstern, die der Krankenpflege sich widmeten, den Genuß von Bier zu Tisch als Regel vorschrieb. Ich habe ferner während der Entbehrungsjahre des Krieges oft Gelegenheit genommen, Patienten aus solchen Mönchsorden, die intensiver geistiger Tätigkeit sich widmen, zu befragen nach ihrer persönlichen Erfahrung über den Einfluß der Totalabstinenz auf die geistige Leistungsfähigkeit und das gesundheitliche Wohlbefinden; ich habe ausnahmslos die Antwort erhalten, daß der regelmäßige Genuß von kleinen Quanten Bier als zuträglich empfunden worden war.

Aus der Befolgung richtiger Diätordnung ergeben sich Einflüsse auf die geistigen Fähigkeiten. Eine Verfettung des Körpers birgt die Gefahr eines Nachlasses der geistigen Energie in sich, Fettlinge werden sehr oft phlegmatisch. Die Verhütung eines dicken Bauches ist zur Erhaltung geistigen Regsamkeit sehr wichtig. Aber mit Nachdruck und Schärfe ist hervorzuheben, daß psychologisch festgestellt ist, daß negative Strebungen weit weniger einflußreich sind als positive. Askese und Abstinenz beruhen auf einer negierenden Gefühlseinstellung. Steigerung des Stoffwechsels durch Aktivität, insbesondere auch durch körperliche ausgiebige Betätigung, ist gesundheitlich sehr wichtig und fördert auf geistigem Gebiete die Geneigtheit zur Initiative. Ueber den Einfluß schließlich, den die sog. englische Tageseinteilung auf die geistige Arbeitsleistung vielseitig ausübt, sei hier nur erwähnt, daß die Verlegung der Hauptverdauungsvorgänge in die Mußestunden das Aufgelegtsein

zur geistigen Betätigung frischer erhält als die heute noch in Deutschland meist übliche Einteilung der Mahlzeiten. Sodann ist ein psychologischer Faktor von schwerwiegender Bedeutung. Das Gefühl der noch nicht erledigten Tagespflicht, das Verharren im Rahmen der Tagesleistung, das Gefühl des Nochgebundenseins ist ein Ermüdungsfaktor, dessen Bedeutung im Laufe des Tagewerkes von Stunde zu Stunde zunimmt. Wenn also zu frühzeitiger Tagesstunde das Gefühl der erledigten Arbeitspflicht herbeigeführt wird, so ist der Grad der Ermüdung bei gleicher Arbeitsstundenzahl und bei gleicher Leistung erheblich geringer als bei Verteilung der Arbeitsstunden auf eine längere Zeitspanne des Tages.

# Neue Wege der Astrologie

Von Dr. Wilhelm Überhorst

Alles ist in Fluß, und alles kehrt wieder. Die Astrologie, einst Jahrtausende lang die königliche Wissenschaft, vom Rationalismus entthront, vom Materialismus verspottet und verhöhnt, schickt sich an, den ihr gebührenden Platz wieder einzunehmen. Aber es ist nicht die alte Astrologie, sondern eine neue, die man auf dem Fundament der modernen exakten Methoden neu zu bauen beginnt. Und doch ist es auch wieder die alte, denn sie öffnet wie diese Blicke in metaphysische Weiten, rückt unser Denken an die Grenzen der Vernunft — Methoden, wo die Schauer ahnenden Erlebens beginnen.

Es sind neuerdings einige Werke erschienen, die es sich zu besprechen verlohnt. Zunächst aber sei in Kürze dargestellt, was eigentlich Astrologie bedeutet.

Astrologie ist die Lehre von Einfluß der Himmelskörper auf die Erde und das irdische Geschehen. Ihr Hauptteil befaßt sich mit dem Menschen, seinem Charakter und seinem Schicksal, und ist insoweit angewandte, spezielle Psychologie. Ihre Sätze entnimmt die Astrologie einer vieltausendjährigen Erfahrung, der sich neuerdings die Statistik angliedert. Ueber die Wirkungsweise der Himmelskörper bestehen Hypothesen wie in jeder Wissenschaft. Man mutmaßt unbekannte Kräfte; vielleicht gelingt es, diese Kräfte, wenigstens teilweise, auf bekannte, etwa elektrodynamische, zurückzuführen.

Da Einflüsse erforscht und beschrieben werden, die von allen Seiten auf die Erde eindringen, muß diese im Mittelpunkte des gedachten Systems stehen. Die Astrologie bleibt also trotz Kopernikus geozentrisch. Auf der scheinbaren Sonnenbahn, der sogenannten Ekliptik, bewegen sich durch 12 verschieden abgestimmte „magnetische" Felder, deren alte Tierkreisbezeichnungen man beibehalten hat, die Sonne, der Mond und die sieben Planeten, Neptun, Uranus, Saturn, Jupiter, Mars, Venus und Merkur. Die Wirkung dieser Gestirne ist eine ganz spezifische, sie hat sich in den Namen verdichtet, die man aus den, einem jeden von uns bekannten Typen der antiken Götterwelt entlehnte. Je nach ihrer Stellung in den verschiedenen Tierkreisbezeichnungen ist die Wirkung der Gestirne modifiziert.

Das alles hat man der Erfahrung entnommen, und noch mehr. Man hat beobachtet, daß die Gestirne günstiger und ungünstiger wirken,

je nach dem Winkel, in dem sie sich anblicken (Aspekte). Ein Winkel von 60 Grad und 120 Grad (Sextil, Trigon) ist gut, ein solcher von 90 Grad und 180 Grad (Quadrat, Opposition) schlecht.

Der Stand der Gestirne ergibt sich aus den sogenannten Ephemeriden, die bis vor kurzem nur in englischer Sprache erschienen, die aber jetzt auch in deutschen Ausgaben vom Linser-Verlag, Berlin-Pankow, herausgegeben werden. Mit ihnen und einigen anderen Hilfsmitteln stellt man das sogenannte Horoskop eines Menschen für den Augenblick seiner Geburt auf. Es gibt die Erde als Mittelpunkt und darum in einem Kreise den Sternenhimmel. Der Kreis wird in 12 Teile zerlegt, die sogenannten Häuser des Horoskops. Auch die Verteilung der Lichter bzw. Planeten auf diese Häuser ist für das Urteil von Wichtigkeit. Ganz besondere Bedeutung aber besitzt unter den Häusern das erste, am östlichen Horizont aufsteigende, der sogenannte Aszendent. Nach dem Tierkreiszeichen, das im Augenblick der Geburt im Osten aufgeht, richtet sich in der Hauptsache das Aeußere des Menschen und damit seine seelische Grundstruktur.

In meiner noch unveröffentlichten Novelle „Annemarie" lasse ich einen Astrologen über das Wesen des Horoskops sprechen. Ich darf mir erlauben, die Stellen hierher zu setzen: „Ein seltsames Gefühl ist das, in einem Horoskop die Wesenselemente eines Menschen so vor sich ausgebreitet zu sehen. Das nur dem Kundigen verständige Linien- und Zeichengewirr ist wie der kurze Abriß eines ganzen menschlichen Daseins, gleich diesem etwas Organisches, schwer zu Deutendes, nie zu Definierendes, die Partitur gleichsam einer Seelenmusik. Das Technische ist leicht zu bewältigen, schwierig aber ist die Erkenntnis der Möglichkeiten, die in dem feinen Gebilde liegen. Dem reinen Logiker zeigen sie sich nie, nur die Kunst des Intuitiven vermag etwas." Was es mit einem Horoskop auf sich hat, sagte ich Ihnen vorhin schon. Möglichkeiten liegen darin, nicht mehr. Es läßt einen Schluß zu auf Charakter, Intelligenz, Anlagen, Aussichten. Dem Astrologen geht es wie dem Arzt. Die Diagnose am lebenden Menschen ist schwierig und vieldeutig. Auch zu ihr gehört etwas wie Intuition. Ist aber der Patient tot, so führt die Sezierung zu eindeutigen und klaren Ergebnissen. Ebenso die Diagnose des Horoskops, unendlich schwer ist sie beim Lebenden, ist aber das Leben abgelaufen, liegen die Freudens- und Leidensstationen vor Augen, so kann man sie leicht aus den Stellungen der Sterne herleiten. Es wird eine Zeit kommen, wo man jeder Biographie außer dem Bilde des Geschilderten auch sein Horoskop voranstellt. „Zuweilen komme ich mir wie ein mythisches Wesen vor. Es ist mir dann, als stünde ich im Angelpunkte der Welt. Die Planeten sind durch geheimnisvolle Fäden verbunden. Ich greife mit mächtiger Hand in das Gewirr der Fäden, die jedoch nicht greifbar sind. Ich nehme die haltende Faust vor Augen und Hirn. Klein wird das Gewaltige. Zierlich lege ich es auf ein Blättchen Papier. Da steht es denn und man nennt es Horoskop. Seltsame Gedanken, nicht wahr? Aber was ich mir einbilde zu tun, es ist ja nur dasselbe, was der Weltgeist wirklich tut. Wenn ein Menschlein aus dem Ei schlüpft, flugs rafft er die unsichtbaren Planetenstrahlen zusammen, macht ein Gebilde daraus und steckt es in den Neuling. Der hat dann einen Chrakater, das Instrumentarium seiner ewigen Seele. Auf ihm muß er spielen, gut oder schlecht. Und was er spielt, das sind seine

Taten. Wohl ihm, wenn er gut spielt, wenn er sich hinaufspielt in höhere Sphären des Daseins!"

Leider war bisher die Astrologie nicht gerade in den Händen Berufener. Daß sie in deren Hände neuerdings überzugehen beginnt, muß als gutes Anzeichen freudig begrüßt werden. Es ist da ganz besonders das umfangreiche Werk des bekannten Publizisten Oskar A. H. Schmitz: „Der Geist der Astrologie" (Verlag Georg Müller, München 1922), das dem Leser das Bekenntnis abnötigt, es werde eine königliche Wissenschaft wieder mit echter, reiner Tiefe gelehrt und geschrieben. Das ganze Material wird, ohne durch technische Einzelheiten verwirrt und weiteren Kreisen unverständlich zu sein, mit kräftiger Frische vorgeführt. Dabei ist eine kulturelle Linie eingehalten, die auch dem Menschen von höherem geistigen Niveau die Beschäftigung mit diesen Dingen gestattet, ohne daß er, wie es bei fast allen bisherigen Lehrbüchern der Fall war, von der inneren Lehre des Verfassers abgestoßen oder durch seine Naivität zum Lachen gebracht wird. Besonders lehrreich und interessant ist die Einbeziehung praktischer Beispiele, die Ausdeutung der Horoskope bekannter Persönlichkeiten, die mit feiner intuitiver Erfassung gelingt. Am Schlusse faßt Schmitz dann die Erfahrungen und Ueberlegungen einer fünfjährigen Beschäftigung mit dem Gegenstand in ein großangelegtes Weltanschauungsbild, das in den Hauptzügen sich mit den Lehren der Kabbala deckt. Ein Buch, das jedem zur Einführung in die Astrologie nur empfohlen werden kann!

Eine gewisse Kenntnis setzt das Buch des Berliner Arztes Dr. Friedrich Schwab: „Sternenmächte und Mensch" (Hugo Bermühler-Verlag, Berlin-Lichterfelde 1923) voraus. Ganz neuartig ist es, wie er dem Wege der exakten Forschung folgt und sich auf diesem Wege der Astrologie annähert, um schließlich mit einem mutigen und ehrlichen Bekenntnis in sie hineinzuführen. Neu ist auch eine umfangreiche Statistik und ein vorzügliches Bildermaterial. Ganz besonders die Statistik ist es, die der Arbeit den Charakter gibt. Nun können ja über den Beweiswert einer solchen die Ansichten auseinander gehen. Aber hier ist doch das Material so reich, der Beweis, der niemals versagt, so erdrückend, daß man sich unschwer zu den Ergebnissen der mühevollen Arbeit bekennt. Bestätigen sie doch über dies, was von praktischen Astrologen auf Grund der Erfahrung stets behauptet worden ist.

Schwab hat im Laufe der Zeit ungefähr 4000 Horoskope, eine außerordentliche Anzahl, selbst aufgestellt. Sie sind es, die er zur Durchführung seiner einzig dastehenden Statistik benutzt. Ich muß es mir versagen, auf die Einzelheiten einzugehen, da ich eine genauere Kenntnis der Grundlagen der astrologischen Betrachtung nicht voraussetzen kann. Die Statistik versagt auch nicht in einem einzigen Falle. Sie gibt umfangreiche Tabellen von Schriftstellern, Malern, bildenden Künstlern, Musikern, Schauspielern und Sängern, Mathematikern, Geistlichen, Medien, Hysterischen, Offizieren, Geisteskranken, Selbstmördern. Interessant ist es in diesem Zusammenhang, daß der astrologischen Statistik die Entscheidung der Frage gelungen ist, ob Selbstmord aus Feigheit begangen wird, oder ob Mut dazu gehört. Das letztere ist der Fall, denn in der Selbstmördertabelle dominiert das Zeichen Schütze, das persönlichen Mut gibt und das auch in der Offizierstabelle vorwiegt. Einzelheiten der Anordnung mögen zu Bedenken Anlaß geben.

So darf man m. E. Dichter und Komponisten nicht in eine Tabelle bringen, da es sich bei diesen Kategorien um seelisch sehr von einander abweichende Gruppen handelt. Auch Schauspieler und Sänger gehören nicht zusammen. Der Umstand, daß beide auf der Bühne agieren, darf nicht dazu führen, die wesentlichen Unterschiede zu übersehen. In den nächsten Auflagen, die hoffentlich in erweiterter Form kommen, wird in diesen Punkten Wandel zu schaffen sein.

Das beigegebene Bildermaterial soll die Behauptung der Astrologen veranschaulichen, daß der Aszendent eines Horoskops die äußere Erscheinung prägt, daß es demgemäß also nach den 12 Tierkreiszeichen 12 verschiedene menschliche Typen gibt. Dem schärfer Beobachtenden ist es gewiß im Leben schon aufgefallen, daß, so sehr die Menschen einer vom andern sich unterscheiden, dennoch gewisse Typen stets wiederkehren. Die Astrologie beweist in der Tat, daß diese Typen den Tierkreiszeichen entsprechen, daß die äußere Bildung des Menschen auf den Einfluß des Aszendenten — im wesentlichen — zurückzuführen ist. Die Bilder, die Schwab gibt, haben starke Ueberzeugungskraft. Es lag nahe, vom Aeußeren eines Menschen auf dessen Aszendenten zu schließen. Diese Versuche sind in der astrologischen Forschungsgruppe der„ Deutschen Gesellschaft des wissenschaftlichen Okkultismus" gemacht worden, und zwar mit dem denkbar besten Erfolge. Erfahrene Astrologen übten ihr Können an 50 Personen, deren Aszendenten unbekannt waren. In 33 Fällen war die Schätzung richtig, in 7 Fällen war einer von 2 genannten Aszendenten richtig, ein Prozentgehalt von 73 also! Die Wahrscheinlichkeit richtigen Ratens betrug 8,3 Prozent!

Die Wirkung der Häuser des Horoskops war bisher, wenn sie auch durch die Erfahrung jeden Tag aufs neue bestätigt wurde, unerklärt. Man konnte in der Anordnung einen tieferen Sinn nicht entdecken. Schwab versucht, diesen zu finden. Er gibt dem Horoskop eine räumliche und eine zeitliche Koordinate und ordnet dazwischen die menschlichen Schicksalselemente so ein, daß die Beziehungen Berührungspunkte erhalten und im ganzen ein erstaunliches, wesenhaftes und logisch begründetes System ergeben. Man wird von nun an bei der Deutung der Häuser von diesem System auszugehen haben. Seine Begründung ist vielleicht das Tiefste und Schönste des ganzen Buches.

Auf hohem Niveau steht auch Sindbads Werkchen: „Astrologie und Medizin" (Linser-Verlag, Berlin-Pankow 1923), welches der von Surya herausgegebenen Sammlung „Okkulte Medizin" angehört. Das Buch ist eine brauchbare Einführung in das überaus schwierige und umfangreiche Gebiet der Astral-Medizin, die von der herrschenden ärztlichen Welt abgelehnt wird, die aber berufen ist, die Heilkunst der Zukunft zu sein.

Im Linser-Verlag ist neuerdings auch eine von M. Erich Winkel besorgte Uebersetzung des Tetrabiblos des Claudius Ptolemaeus erschienen. Sie kann von Vorteil sein, wenn sie die Astrologenwelt veranlaßt, die Regeln der klassischen Astrologie nachzuprüfen. Material ist hier noch in Fülle vorhanden. Dagegen darf die Wirkung der beiden Bände nicht sein, daß man nun bequem daraus abschreibt, und ein überflüssiges Lehrbuch auf das andere häuft. Die Uebersetzung lehnt sich an die 1553 von Melanchthon besorgte an, sie hätte eine Nachprüfung in Hinsicht auf größere Flüssigkeit des Stils und leichtere Verständlichkeit

wohl vertragen. Auf die in demselben Verlage seit kurzem erscheinende Monatsschrift „Astrologische Blätter", als deren Herausgeber M. Erich Winkel zeichnet, sei gleichfalls verwiesen. Sie scheint über einen Kreis guter Mitarbeiter zu verfügen, das Augustheft enthält neben bedenklichen auch einige interessante Aufsätze.

Zum Schluß darf ich noch auf das kleine Büchlein von A. Frank Glahn: „Das Mutterschaftsmysterium enthüllt" (Uranus-Verlag Max Duporn, Bad Oldesloe) aufmerksam machen. Glahn behauptet, ein neues Gesetz für die Zeiten der Empfängnis gefunden zu haben, die sich mit Bestimmtheit aus dem Horoskop entnehmen ließen. Es sollen das 10 Tage des Monats sein, während an den übrigen 20 Tagen die Frau unfruchtbar ist. In allen ihm bekannt gewordenen gesicherten Fällen soll das von ihm gefundene Gesetz seine Bestätigung gefunden haben. Ich will das nicht bestreiten. Glahns Pflicht wäre es aber gewesen, genauere Angaben über die Zahl der Fälle und ihre Einzelheiten zu machen, mit anderen Worten, eine Statistik seines Materials zu geben. Seit Schwabs Buch wird eine solche nicht zu umgehen sein. Vorerst kann Glahns Behauptung als wissenschaftlich gesichert nicht angesprochen werden. Bedenken muß auch der kolportagehafte Titel erregen.

Ich hoffe, daß meine Darlegungen manchen zu einer ernsthaften Beschäftigung mit der Astrologie anregen werden. Mit diesem Ergebnis will ich zufrieden sein.

# Ästhetik und Weltbild

Von Hugo Marcus

In uns ist ein Drang, der bei keiner Antwort Genüge findet, sondern über alles jeweils Gegebene immer wieder hinaus will bis ins Jenseitige, Absolute. Dieser Drang ist der transzendierende Drang in uns. Er stößt eine Tages an die Grenzen der Erkenntnis. Und das Letzte, was sich ihm oberhalb der Fülle der Einzelfälle erschließt, sind die Gesetze und Gesetze der Gesetze und zuletzt der Gesetzesbegriff selbst. Betrachten wir also solch ein Gesetz, so ist dies sein Wesen. Ein und derselbe Sachverhalt offenbart sich als gültig für alle Fälle seines Wirkungskreises. Das heißt, wir haben eine Einheit in der Mannigfaltigkeit. Und Einheit in der Mannigfaltigkeit ist ein oberstes Prinzip des Aesthetisch-Schönen. Sodann: in sich sebst ist jedes Gesetz entweder Proportion zwischen entgegengesetzten Erscheinungen, z. B. das Gefühlsgesetz: Lust- und Leidempfänglichkeit wachsen proportional miteinander. Oder das Gesetz ist umgekehrte Proportion gleicher Erscheinungen, z. B. das Naturgesetz von der Erhaltung der Kraft: Bewegungsenergie, die verschwindet, taucht als ein entsprechendes Quantum Wärmeenergie auf. Proportion und umgekehrte Proportion, d. i. Symmetrie, beherrschen den Gesetzesbegriff als den spezifischen Inhalt. Und Proportion und Symmetrie sind gleichfalls ästhetische Grundtatsachen. Mithin ergibt sich für die Naturgesetze, daß sie schön sind, weil sie zweierlei enthalten, 1. eine Einheit in der Mannigfaltigkeit, 2. eine Proportion oder Symmetrie *).

*) Auch jede gute Dichtung birgt dieses zweite Element in sich: ein Proportionalsystem. z. B. Tannhäuser kommt zum Papst mit der Bitte um Sündenvergebung. Dieser antwortet: „So wenig

Seit Griechentagen spricht man von der Welt als einem Kosmos, einem Geordneten, Geschmückten. Aber man hat nie bis zur letzten Stelle hindurch verfolgt, worin die der Welt immanente Geschmücktheit, d. i. Schönheit, denn eigentlich besteht. So viel erkannte man freilich, daß die Gesetze die Welt ordnen. Aber nicht, daß dies geschieht kraft der eigentümlichen Gesetzlichkeit, die noch den Gesetzesbegriff selbst beherrscht und die das letzte uns Erkennbare ist. Nun stellen wir fest: die Schönheit der Welt beruht in ihrer Gesetzlichkeit. Die Gesetzlichkeit aber ist eine Einheit in der Mannigfaltigkeit, welche ihrerseits eine Proportion oder Symmetrie zum speziellen Inhalt hat. Dies ist die doppelte Wurzel der Weltschönheit, begründet in der Struktur der Gesetzlichkeit selbst. Und da nun weiter die Struktur der Gesetzlichkeit, das Gesetz der Gesetzlichkeit, das Letzte, Tiefste ist, was unser Erkennen zu fassen vermag, so bedeutet das zugleich: die Welt ist nicht wesentlich durch ihre Oberfläche schön, wie das Kunstwerk, sondern vor allem an ihrem tiefsten, letzten Ort. Und erst deswegen, weil sie in ihrem Innersten, Zentralsten, zugleich allgemein Gültigsten schön ist, ist ihre Schönheit auch all-beherrschend, nicht willkürlich Einzeltatsache.

Mit dieser Feststellung über die Schönheit der Welt und deren Sitz im Innersten der Welt ist aber auch betreffs unserer Lage etwas gesagt. Wir zogen aus, das Transzendente hinter den Dingen zu suchen, und sehen uns durch die Grenzen der Erkenntnis gehindert. Alles, was wir erreichen, ist die Einsicht in die Untergründe der diesseitigen Welt, deren letztes Wort die Tatsache der Gesetzlichkeit ist. Diese aber enthüllt sich nun zugleich unserem Auge als Schönheit. D. h. wir suchten das Absolute hinter den Dingen und fanden statt dessen (beinahe irrtümlich, jedenfalls ungesucht) das Schöne als letztes Erkennbares auf dem Grunde der Dinge. Wir sind mithin betrogen und beschenkt zugleich (verzweifelnd und jubelnd). Denn wir erhielten nicht den absoluten Wert, den wir suchten. Aber: Wert suchten wir. Und Wert fanden wir; ob wir auch einen andern Wert fanden als wir suchten, nämlich den der Schönheit. Und immerhin, man stelle sich einmal vor: es wäre doch auch möglich, die letzten Tatsachen, die dem menschlichen Geist zugänglich sind, erwiesen sich als indifferente Feststellungen, die jeglichen Reizes entbehrten, also auch der Schönheit. Dann hätten wir begonnen mit der Suche nach dem schlechthin Wertvollen, dem Wertmaximum, und wären am Ende nur auf gleichgültige, völlig wertfreie Erscheinungen gestoßen. In diesem Fall hätte unsere Verzweiflung, nicht weiter zu können, kein Trost, ein Gegengewicht gehalten. Daß das Letzte unserer Erkenntnis hingegen im gesetzlichen besteht und das Gesetzliche zugleich das Gepräge der Schönheit trägt, macht, daß uns das Schöne gerade an der Stelle begegnet, wo wir verzweifeln müßten, weil Grenze uns droht. Aber nun verzweifeln wir nicht mehr, sondern frohlocken, wenn wir an die Grenze der Erkenntnis kommen, obwohl wir nicht fanden, was wir suchten, das Absolute, Transzendente. Denn wir fanden dafür zugleich, was wir nicht suchten: die Weltenschönheit.

der verdorrte Ast neu grünen kann, kann ich Dir verzeihen." Tannhäuser geht; der Ast beginnt zu grünen. Der Papst ruft ihn zurück; Tannhäuser ist nicht mehr zu finden. Mithin: Tannhäuser kommt. der Stab ist welk. Tannhäuser geht: der Stab grünt. Der Papst hat nein gesagt, als Tannhäuser da war. Der Papst sagt ja; Tannhäuser ist verschwunden. — Lauter umgekehrte Proportionen! Und auch die Einheit in der Mannigfaltigkeit gibt es in jeder Dichtung, insofern sie einen Einzelfall darstellt, der zugleich typisch, allgemein gültig ist.

Ja, mancher kommt vor Glück an der Weltenschönheit gar nicht zum Bewußtsein, daß ihm doch zugleich auch etwas Allerhöchstes versagt wurde: das Transzendente eben.

Nun ist das Schöne, das Aesthetische aber nicht nur Ersatz, es ist auch zugleich der kontradiktorische Gegensatz des Transzendenten. Es fesselt nämlich, wo jenes über alle Grenzen hinaus weiter treibt, es beruhigt und macht, da es selbst in sich genugsam, rund, geschlossen und reizvoll ist, auch dem Beschauer die ewige Unrast des Darüberhinauswollens vergessen. Damit enthüllt sich erst der ganze Tiefsinn der Situation, daß die Weltenschönheit gerade dort wurzelt, wo uns der Weg ins Weitere, ins Transzendente verzweifelterweise verrammelt ist: Wir können nicht mehr weiter, weil wir an der Grenze sind. Wir wollen aber auch plötzlich gar nicht mehr weiter, sofern die Schönheit eben das ist, was ihrem Wesen nach fesselt und den Drang ins Weitere requiesciert. Wir sind also nicht mehr bloß negativ, sondern auch positiv veranlaßt, zu verweilen. Wo die Katastrophe ist, da erblüht auch ihr Heilmittel.

Die Grenze der Erkenntnis ist es, die den Menschengeist seit den letzten Jahrhunderten zwangsläufig aus der transzendierenden Bahn in die Richtung des Immanenzgedankens umgelenkt hat. Entspricht aber die Transzendenz mit ihrem grenzenlosen Aufwärtswollen dem ethischen Prinzip der Aktivität, der Bewegung, des Handelns, so hat die Weltanschauung der neueren Zeit, die Immanenz, naturnotwendigerweise von vornherein einen ästhetischen Zug. Denn für die Immanenzvorstellung ist die Welt ein in sich geschlossener, aus eigenem Zentrum heraus bestimmter Organismus, in den nichts von außen hineindringt, von dem nichts nach außen abfließt, während jeder Bewegung in seinem Innern eine Gegenbewegung kontrapunktal und ornamental entspricht: als Ursache und Folge. Mithin: die immanente Welt hat lauter Eigenschaften, wie: Geschlossenheit, Zentriertheit, Organisation, Ruhe in der Bewegung, Proportion, d. i. Ornament, umgekehrte Proportion d. i. Kontrapunkt; — Eigenschaften, die dem Kunstwerk nachgerühmt werden.

Ist aber das Letzte, was der Mensch innerhalb der Immanenzvorstellung von der Welt zu begreifen vermag, das Kunstwerk Welt, die Weltenschönheit, so ergibt sich damit vom objektiven Inhalt unserer Erkenntnis her als letzte uns erreichbare seelische Haltung die Nötigung zum ästhetischen Zustand als ein Eingestelltsein auf die Schönheit. Der ästhetische Zustand ist damit Resignation und Bejahung zugleich. Resignation in bezug auf das Absolute; Bejahung in bezug auf die Relationen, wie Proportion und Symmetrie, die sich als das Gesetz aller Gesetzlichkeit enthüllen. Relationen aber sind Relativitäten. Aesthetik, sofern sie Glück ist an Proportionen und Relationen, bedeutet die Bejahung der Welt als einer (nur!) relativen und ist die schicksalsnotwendige Haltung eines relativistischen Zeitalters*).

*) Harmonie: das Wechselverhältnis von Teilen in einem Zusammenhang. Relativität: das Wechselverhältnis von Teilen in einem Zusammenhang. Harmonie und Relativität, die ästhetische und die erkenntnismäßige Formulierung, haben denselben Tatbestand. Nur mit umgekehrtem Wertakzent. Die Harmonie geht vom Wechselverhältnis der Teile aus und findet es sinnvoll. Die Relativität geht vom einzelnen Teil aus und findet, daß er „nur" im Rahmen der anderen gilt, daß er „nur" relative Bedeutung hat. Das entwertet ihn. Harmonie und Relativität sind derselbe Tatbestand des Weltzusammenhanges in entgegengesetzter Beleuchtung.

# Stark und ſchwach

Von Walter von Molo

Gib dich der Ruhe und Vollendung hin — dem wilden Sehnſuchtsſchrei
nach der Unendlichkeit; was nicht zerbrechen will, das bricht dadurch entzwei.

Wenn ich dich liebe, bin ich ganz geſchloſſen,
die wilden Ströme ſind in einen See gefloſſen,
der in ſich hält ſich ſelbſt und alle Welt.

Damit der See entſteht, muß wild das Waſſer brauſen,
muß es den Trieb von Berg zu Tal zu ſauſen
beſitzen und die Sehnſucht, die nie ſtille hält.

Doch iſt es Trug, zu meinen, daß der See nicht dauernd ſinkt,
daß nicht ſein Waſſer in die Erde und zum Himmel dringt,
daß er nicht dauernd Zufluß braucht aus ſchrägem Feld.

Drum ſind die Ruhe, die Vollendung und die Ganzheit Lug,
ſie ſind nur da, ſolange wild die Woge ihren Bug
hinabſchäumt und emporſchäumt in der Sternenwelt.

Wer Sehnſucht in der Liebe und in allem haßt, iſt ſtark und ſchwach,
ſtark: nur im Augenblick der Ewigkeit — und ſchwach im Dauern ihres Ungemach,
das nur das ewige Schwanken aller Wagen von uns hält.

*

# Stefan, der Entrückte

Von Walter Harlan

Immer mal wieder fällt mir dieses Erlebnis ein. Und ich will es nur endlich hinschreiben, obgleich ich nicht weiß, ob es eigentlich komisch ist. Kann einer komisch sein, der sich für selig hält? —

Nach dem Mittagessen hatte ich einen Kaffeegarten erstiegen, der höher als die Turmspitzen lag, und blickte auf die Dächer der lieblichen Hügelstadt Stuttgart.

Es war in der zweiten Aprilhälfte, Vorfrühling in Schwaben. Und ich war in einer heiter aufgeblasenen Erwartung, denn zwei Stunden vorher war dort unten die letzte Probe meiner Tragödie — auf ihren Namen kommt hier nichts an — ohne besonderen Aerger zu Ende gegangen.

Das leergenippte Gläschen Kirschwasser stand vor mir, und ich machte jetzt meinen Plan für den Tagesrest: Von den möglichen Theaterfreuden konnte nur allenfalls der „Barbier von Sevilla" in Betracht kommen; war es da nicht weit klüger, wenn ich den prachtvollen Sor Stefano aufsuchte, den Gotterfüllten?

Nämlich erst kurz zuvor hatte ich an einem Charlottenburger Stammtisch Sempronius Bellermann getroffen, den Altertumsforscher und einzigen Menschen auf Erden, der wohl außer mir an Sor Stefano einigen Anteil nahm; seitdem wußte ich, daß dieser Gotterfüllte und Gottbeschwingte seinen Wohnsitz nach Stuttgart verlegt hatte.

Und ich hatte für den folgenden Abend noch ein Billett in der Tasche — erster Rang, erste Reihe —, mußte er's nicht als eine Ehre empfinden, wenn ein deutscher Bühnendichter zur Erstaufführung seines Werkes ihm eine Eintrittskarte schenkt und eigenbeinig ins Haus bringt?

„Fräulein! Adreßbuch!"

Im Geiste saß ich nun wieder mit Sor Stefano in dieser römischen Spelunke. Eines Tages war vom Wandbord herunter eine schwere Heuschrecke auf die Tischplatte geklackt! Aber der Wein von den Albanerbergen war schlechthin gut, und nebenan am Herd sang Signora Enrichetta, die verwitwete Wirtin, ihre Opernarien.

Ei, wie vorzüglich paßte dieser weinfaßähnliche und dennoch gottbeschwingte Mann in diese Trattoria e Fiaschetteria! Jeder Stuhl, auf dem er saß, knarrte und jammerte ...

Und auch tagsüber hatte Sor Stefano mir manches altrömische Grabmal, manche schöne Kanzel gezeigt, die ich ohne ihn sicher niemals gesehen hätte! Mein einziger Aerger an ihm war der gewesen, daß er auch für einen Weg um drei oder zwei Ecken stets eine Droschke nahm. Er sagte, daß dies am Klima läge. Er sagte, alle Italiener hungerten lieber, als daß sie überflüssige Pflasterwanderungen machten; und er sei nun Römer seit mehr als zwanzig Jahren.

Die Bezahlung dieser Kette von Droschkenfahrten war selbstverständlich seine Sache, aber so schlechthin gelassen nahm er immer die kleinen und größeren Banknoten aus der juchtenledernen Brieftasche, daß ich ihn auch schon damals als einen Mann ohne äußere Sorgen empfunden habe.

Nach Mitternacht, wenn die Ariensängerin erschöpft war, pflegte

Sor Stefano mir mit geschmackvollem Maßhalten je zwei oder drei von seinen Gedichten vorzulesen, aus den handschriftlichen Zetteln. Dann folgten erregte Wechselreden, ich stand im siebenunddreißigsten Jahr, und wir waren wohl ungefähr auf gleicher Werdenshöhe. Ein Wasserrauschen aber musizierte durch die weit offenen Fenster herein, herklingend von den Sturzbächen der steinernen Schildkröten draußen an dem schönen, altberühmten Springbrunnen des kleinen Platzes.

... Fontana delle tartarughe ...

Diese Gedichte waren mir nur teilweise verständlich, das Kerngefühl aber, das wohl in ihnen allen sich offenbarte, hob mir das Herz in den Himmel. Und eines Abends ward ich mit Sor Stefano vollkommen einig, daß Gott nichts anderes wäre, als die fleißige, sichtlich überbewußte Allkraft, die sich in Schwerkraft, Wärmekraft, Tonkraft und alle anderen „wirkenden Kräfte" fortwährend spaltet. Wodurch — bravo dem deutschen Sprachgeist! — die „Wirklichkeit" eben entstünde! Als ein Reigen von rhythmisch wandelnden, vielfach feurigen Kugeln, als ein wiegender Wechsel von warmen Tagen und herrlich kühlen Nächten bei Wein und Brunnenrauschen. Also es sollte dabei bleiben und unser einziges Dogma sein: Gott verwandelt sich in die Welt, in Ewigkeit und überall. Darum ist sie so schön und voller Wunder. Amen. —

Eines späteren Morgens freilich, etwa zwei Wochen nach dem Ende jener Romreise, hat mich Sor Stefano ein klein wenig geärgert.

Ich saß vor neuer Arbeit herrlich erholt an meinem Schreibtisch, da kam ein Paket aus Rom, — eben jene Gedichte.

Man ist ja nun von vornherein ein allzu strenger Richter, wenn man just selber was schaffen will, und nun soll man sich an der Frucht eines andern freuen.

Doch ... ich war immerhin gespannt. Außerdem war's ein verführerisch sauberes Heft, das ich in Händen hielt, aus schwerstem, herrlichem Büttenpapier. Und ebenso verführerisch sauber war alles in des Dichters Handschrift vermehrfacht durch die autographische Tinte und die Steinplatte. Ich fing sogleich zu lesen an und erlebte zunächst ein ausgewachsenes Mirakel: solange ich las, rauschte draußen auf der ganz wasserlosen Straße ein überreicher, laut erschallender Brunnen, und bei einem dieser Gedichte, von einer ganz bestimmten Stelle an, hörte ich eine italienische, ganz bestimmte Opernarie. Ja, ich konnte dies liebliche Mirakel beliebig oft sich wiederholen lassen, ich kann es heute noch.

Eins von diesen Gedichten war völlig klar und erschien mir so schön, daß ich es nie vergessen habe. Es lautet:

Gottes Sohn

Wer Gottes Willen will, sitzt mit ihm auf dem Thron,
Und freilich ist es wahr: er ist sein Zweig und Sohn.

Trotz alledem: diese selben Gedichte, die mich in jenen römischen Nächten beinahe sämtlich so hoch erhoben hatten, erschienen mir jetzt als streckenweise wertlos. Es lag an jenen unverständlichen Stellen. Es ist eben ... es ist eine Faulheit, solche an sich farblosen und unschaubaren Gedankengruppen nicht ordentlich in klares, buntes Geschehen umzusetzen! Eine nichtachtende, kränkende Faulheit!!! Oder es ist eine hilflose Stümperei.

Und natürlich: das erlösende, herrliche Grundgefühl der Gottbe-

schwingten ist ja seit Jahrtausenden von so manchem gefühlt und auch erkannt worden! Zum Beispiel in Indien! Auch Meister Eckehart hat es schon formuliert, wahrscheinlich unüberbietbar: „Gleichwie der Fisch im Meere ist und das Meer im Fisch, also bin ich in Gott, also ist Gott in mir.“ Und im siebzehnten Jahrhundert hat Angelus Silesius, der Engel aus Breslau, es offenbart in demselben, sehr ohrenfälligen Rhythmus und Reim, den Stefan Steinmüller in diesen Gedichten verwendet hatte.

Als ich aber an einem der folgenden Tage mich hinsetzte, um den Dankbrief nach Rom zu schreiben, konnte ich in der großen Hauptsache warmen Herzens bejahen. Ich habe ungefähr geschrieben: Es — gäbe ja überhaupt in der Gesamtseele der Menschheit nur dieses einzige wirklich zutreffende Grundgefühl. Und auch hinsichtlich des — Versmaßes usw. wäre es kindisch und geradezu pariserisch, eine gefundene, dem höchsten Dichterzweck bestens dienende Form durchaus und in jeder Kunstsaison durch eine neue und allerneueste ersetzen zu wollen. Wert aber und Schönheit dieser Gedichte beständen darin, daß jener uralte Gefühlsstamm der Einerleiheit des Menschen mit Gott nun immer neue Aeste und fruchtbehangene Zweige triebe. —

Jetzt, in diesem hochgelegenen Kaffeegarten, fiel es mir wieder mal ein, daß ich auf diesen Brief niemals in diesen zehn Jahren eine Antwort erhalten hatte. Nein, zwölf Jahre waren es nun schon...

Die Kellnerin brachte das Adreßbuch.

„Steinmüller, Stefan, Privatgelehrter, Hölderlinstraße 3, part.“

Alsbald fuhr ich in einer Elektrischen den Zickzackweg hinunter, der mich in die nächste Nähe der Hölderlinstraße brachte, und freute mich an meinem klugen Plan: mußte nicht Sor Stefano, nachdem er nun seit bald zwei Jahren in Stuttgart lebte, mindestens eine menschenwürdige Weinstube wissen, wo wir das Wiedersehen sogleich mit einem schwäbischen, erlesenen Rebentrank von Herzen feiern könnten, vom Weltkrieg redend und etwa von dem Friedensziel Gottes? Der ja ganz offensichtlich die Köpfe der dummen Großmächte nur darum widereinanderstößt, damit sie endlich durch Schaden klug werden? Und wirkliche Christenmächte? Nicht mehr genasführt vom „Willen zur Macht“, sondern mitschaffend aus dem Willen zur Frucht? Und also selig? —

In der Parterrewohnung des Hauses Hölderlinstraße 3 stand bei der Eingangstür ein schlichter, schwäbisch anmutender Name.

Auf alle Fälle aber erzeugte ich ein kräftiges, unternehmendes Geläut, dann mußte ich lange und sehr lange warten. Endlich aber erschien in der Mitte des Milchglases, hinter der kleinen, durchsichtigen Rundung, ein menschliches Auge.

Es wurde geöffnet von einem Weibsgesicht, aus dem die harmlose Gewinnsucht einer echten und gerechten Zimmervermieterin hervorleuchtete, ehe der Mund sich auftat. Und auf meine Frage, ob Herr Stefan Steinmüller hier wohne, erhielt ich die verwunderte Gegenfrage: „Was wolle Sie?“

„Ich bin ein Freund von ihm, ich will ihn besuchen.“

„Ei, da wird er sich aber freue! Er hat noch niemals einen Besuch gehabt!“ Mit diesen Worten ging sie ohne umständliche Anklopferei in ein Zimmer, die Tür weit offen lassend. In der Mitte des Zimmers stand ein seltsam einsamer Armstuhl, mit der Lehne noch mir zu. Die

Frau trat an diesen Armstuhl und schien einen darin Sitzenden durch Schütteln zu wecken. „Besuch!“ rief sie. „Es ischt ein Besuch do!!“

Die Visitenkarte in ihrer Hand wurde ihr endlich abgenommen, und lärmend ermutigte sie mich: „Komme Sie doch herein! Ei, wenn ein Millionär sei Mittagsschläfche hält, isch denn das eine Sünd!?!“

Wunderlich!! War es denn möglich, daß der Mann in diesem Armstuhl, der so lärmend und beinahe roh behandelt wurde, wirklich Sor Stefano wäre?

Er ... war es. O, ich erkannte ihn trotz der — neuen Gestalt! Auf klapperigen Beinen ging er zum Schreibtisch, rieb sich nochmals die Augen, und eine eingetrocknete, nervöse Hand putzte die Brille.

Der Bauch, das lustige Weinfaß, war — verschwunden! Jammerschade! Wie hieß doch dieser frisch-fromm-fröhliche und sehr mit Recht berühmte Maler, der damals bei Signora Enrichetta mit solcher Leidenschaft und List und Berufsglut auf den Stefan Steinmüller einredete, daß er ihn malen wollte?! „Gänzlich ohne Unkosten! Mit freier Brust! Großes Galeriebild! Als Dionysos!!! Zur Freude der Unzähligen! Zur Erhebung der kommenden Jahrhunderte!!!“

Jetzt aber las Stefano meinen Namen.

Er nickte mehrmals, nachher hielt er mir auch die Hand hin, die ich von Herzen drückte. Und nun kam dieses unvergeßlich Seltsame. Ohne jegliche Einleitung hub er an: „Ach, was ich Ihnen in Rom gesagt habe, war die gemeine Allerweltsmystik, beinahe Pantheismus, es waren flache, freche Gotteslästerungen. Die Welt ist eben keineswegs ‚Gottes Leib‘, wie ich wohl damals mich poetisch und total irreführend ausgedrückt habe, sondern sie ist sein logischer, genauer Gegensatz! Es ist der Gegensatz zwischen Geschöpf und Schöpfer. Gott verwandelt sich nicht in die Welt, sondern die Welt — ist eben — das andere!“

Ich muß hier einfügen, daß ich ihm halb und halb wohl hätte recht geben können. Denn wenn der Mückenreigen in der Sonne und der Reigen der Weltkörper nichts anderes sind, als eine stoffgewordene, ursprünglich unsichtbare Allkraft, so muß dies Unsichtbare, das in die sichtbaren Mücken und Sterne sich unabläßig umsetzt, auch von sich selbst noch Vorrat haben. Was mein unmaßgeblicher, lieber Privatbeweis für das auch jenseitige „Dasein Gottes“ ist. — Aber ein Stückeschreiber am Tag vor einem neuen Examen ist wohl unfähig, in solchen allertiefsten Geheimnissen weiterzugraben und weiterzuforschen, — ich wich aus. Ich fragte den Stefan Steinmüller, ob er denn damals meinen Brief bekommen hätte, wegen des Heftchens auf diesem herrlichen Büttenpapier.

Er nahm einen säuerlich gütigen Ton an. „Entschuldigen Sie, daß ich nicht geantwortet habe. Auch über einen Tadel meiner Kunstversuche konnte ich damals mich noch ärgern. Aber es ist Ihnen wohl selbst ein Licht aufgegangen in diesen vielen Jahren, daß die Welt eben das andere ist.“

Da holte ich mir den einsamen Armstuhl in die Nähe des Schreibtisches und wich noch einmal aus: „Sie sind schlank im Vergleich zu damals. Es ist sicher eine Erleichterung für die Seele, wenn sie nicht gar so viel Fleisch mit sich herumzutragen hat.“

Sor Stefano setzte sich in einen anderen Armstuhl vor den Schreibtisch. Fabrikmöbel alles. Und ein quälendes Allerlei von Stilarten.

Wohl altgekauft von der Frau Wirtin auf den Versteigerungen. Ist ihm die Welt so gänzlich . . . „das andere“ . . .? . . . Worüber man sich nicht „ärgert“ . . .? . Ist ihm die Welt so gänzlich „das andere“, daß er auf dieser Welt von einer rohen Zimmervermieterin sich behandeln läßt, wie sie's nun eben sich herausnimmt . . .?

Doch mit seinem entrückten Lächeln sagte er nun; „Ja, schlank! Ich mache mir nichts mehr aus dem Wein, schon seit Jahren. Plötzlich bekam er mir nicht mehr, und es war mir ein kleines, aber vollkommenes Vergnügen, diesen Teufel, ich meine diesen abwärtswollenden Trieb in mir, darben und vertrocknen zu lassen.“

Nach dieser Mitteilung Sor Stefanos begrub ich meine Hoffnung auf heut' abend, auf die unbekannte, allertraulichste Stuttgarter Weinstube; aber ich sagte: „Wohlan, Sie sind nun schlank und leicht, also machen wir einen Gang ins Grüne!“

Er erwiderte: „Spazierengehen. Es soll ja wohl gesund sein. O, ich lese in Ihrer Seele, Sie halten mich entweder für einen Irrenhäusler oder für einen Trottel, aber Sie müssen es mir schon glauben: es lockt mich nicht, meine irdische Pilgerfahrt auch noch gewaltsam zu verlängern, es lockt mich nicht!“

Da nahm ich aus der Westentasche das Billett zu meiner Erstaufführung. Ich berichtete, ich hätte eine Tragödie geschrieben, ja ich könne wahrheitsgemäß hinzufügen, daß in dieser Tragödie ein Teilwille des Allwillens ganz gewiß Fleisch und Leben geworden wäre. Und nach einigen weiteren werbenden und fast würdelosen Ausführungen hielt ich dieses Billett ihm hin.

Da sagte er: „Ich weiß, daß Sie Theaterstücke schreiben, ich weiß es von Herrn Sempronius Bellermann. Im Herbst 1908 hat er mich wieder in Rom besucht. Und mit gutem, logischem Grund rechnet die Kirche das Theater zu den Adiaphoren, das heißt zu den Dingen, die weder an sich böse sind, noch an sich gut. Ja . . . Aber es ist in dieser Stadtgegend fast ganz unmöglich, eine Droschke zu bekommen, besonders gegen Abend.“

Ich rief, und meine Stimme hat wohl gebebt: „Also dann fahren Sie mit einer Elektrischen! Außerdem ist es ein Weg, der auch zu Fuß wohl höchstens zwanzig Minuten in Anspruch nehmen könnte!“

Und Sor Stefano hob seine Hand, es war die Bewegung eines Erzengels. Er führe nicht mit „Omnibussen“! Es wäre „das logische Wesen aller Omnibusse“, daß sie „auch dann anhalten, wenn wir nicht aussteigen wollen“. Und er hielt eine Rede von den Mitteln der „abwärtswollenden Triebe“, einen ins Himmlische Eingegangenen immer wieder „ins Stinkend-Irdische zu mischen“. Doch schon hier wurde nun sein Gedankengang überaus abstrakt und kompliziert, ich konnte nicht folgen.

Da schien ihm etwas einzufallen, offenbar etwas ganz anderes. Er hob sich aus dem Stuhl und ging durch dies finstere Parterrezimmer in den allerfinstersten Hintergrund, wo eine reichliche Anzahl Bücherballen, in Pappe und ordentlich untergebracht, in einer Ecke lagen — es sah aus wie ein großer, grauer Herd. Und während nun Sor Stefano aus einem dieser Bücherballen ein broschiertes Heftchen sorgfältig herausnahm, setzte er seine Rede in einem plötzlich sehr viel wärmeren Tone fort. Ich solle ihn doch ja nicht mißverstehen! Ins Theater sei er nun

wohl seit einem Vierteljahrhundert nicht mehr gegangen, mich persönlich aber „liebe" er „mit der Liebe von oben", und es könne gar keine andere wirkliche Liebe geben. Kurzum, er freue sich herzlich und wahrlich, daß ich ihn aufgesucht hätte, und wenn es mir recht wäre, wolle er diesen Nachmittag sehr gern benutzen, mir die Hauptkapitel seines eben erschienenen Werkes vorzulesen. Es handle von dem Höchsten, was der Logik erreichbar wäre: von den Gestalten des Jenseits.

Ich war jetzt in der Stimmung eines mehrfach Verwundeten, aber es liegt mir nicht, einem Menschen, den ich einmal aus tiefster Einerleiheit des Wollens für einen Freund gehalten habe, einen begreiflichen Wunsch abzuschlagen, einen sehr berechtigten Wunsch. — Und außerdem: wer erführe nicht gern etwas Ausführliches und Genaueres über das Jenseits?

Da ich nun schwierige Grübelgebäude leichter verstehe, wenn ich sie selbst vorlesen darf, bat ich um diese Vergünstigung, nahm das Heftchen aus seiner Hand und setzte mich damit ans Fenster.

Die vollständige Aufschrift lautete: „Die Engel und die Heiligen. Erweis ihres objektiven Daseins aus der logischen Notwendigkeit. Von Stefan Steinmüller. Stuttgart. Im Verlag des Verfassers."

Und Sor Stefano schlug vor, daß ich nur gleich mit der Einleitung beginnen solle, er könne zur Einführung in dieses Werk nichts Zweckmäßigeres sagen, als er da niedergeschrieben hatte. Und ich las vor, so mitarbeitend und schön ich konnte.

Erzählend fing das Büchlein an. Die römische Zimmerwirtin sei eingetreten und habe dem Verfasser einen weltlichen Schreck überbracht: es sei Krieg entbrannt zwischen vielen Völkern der Erde. Die Italiener seien zwar mit den Oesterreichern verbündet, aber sie seien doch wahrscheinlich durch die Vaterlandsliebe gezwungen, den Oesterreichern wieder zu nehmen, was diese früher vom italienischen Boden geraubt hätten. Also für Sor Stefano als einen Wiener wäre es besser, wenn er rechtzeitig diesen heißwerdenden Boden verließe. — Und nun berichtete diese Einleitung, daß der Verfasser nur sehr ungern dem liebgewordenen und heiligen Rom den Rücken gewendet habe, zumal er schon seit Jahren im Gebet und mit allen Gnadenmitteln bei der Arbeit gewesen sei, sich auf das irdische Absterben vorzubereiten . . .

Ich unterbrach meine Vorlesung: „Absterben!?! Aber warum denn!?! Wozu denn eigentlich!?!"

Und fast schelmisch antwortete nun Sor Stefano: „Weil ich mir, wenn Sie ein Sinnbild erlauben, aus dem Theater nichts mehr mache. Ich meine: Wer die Seligkeit haben kann und schon hat, fragt nicht nach aller Lustbarkeit der Welt. Es ist genau zutreffend, daß die Heiligen auch schon vor ihrem Absterben die Welt immer wieder als Jammertal und mit ähnlichen Sinnbildern bezeichnet haben."

Nach wenigen Seiten aber trat meine Vorlesung ein in den eigentlichen Tempel des Büchleins, in den Erweis, daß die Engel und die Heiligen leben, gleichviel ob wir Menschlein unsererseits an sie glauben oder nicht glauben. Und es war fühlbar der allerhöchste Stolz des Verfassers, daß er nicht wie Dante, der phantasierende Verfasser des „Paradiso", dichten und lügen wollte. Sondern gleichwie die heilige Dreieinigkeit, auch wenn sie uns nicht offenbart wäre, durch unsere gottgegebene Vernunft aus dem Begriffe Gott erschließbar und leicht errat-

bar sei, so wolle er auch die übrigen wahren Gestalten und wahren Chöre des Jenseits „neu erraten". „Durch Ableitung der denknotwendigen Unterbegriffe aus den Oberbegriffen." Also auch auf die Bibel wolle er sich in diesem Buch nicht stützen, noch auf Kirchenväter oder sonstige „Offenbarungen im kirchlichen Sinne," sondern er sagte es dreimal und siebenmal: er wolle „die Gestalten des Jenseits aus der logischen Notwendigkeit neu ableiten."

Aber alsbald unterbrach der leiblich dasitzende Verfasser meine Vorlesung stirnrunzelnd und mit einem besorgten Flüstern: „Meine . . . meine Wirtin! Leider hat sie die Angewohnheit solcher Leute, zu horchen. Auch als ein Schneider neulich mir für einen Anzug Maß nahm, hat sie gehorcht. Und Sie haben ja — eine Tenorstimme!"

Ich muß hier einschalten, daß ich schon bei den letzten acht oder zehn Seiten die allergrößte Mühe gehabt hatte, Sor Stefanos „logischen Notwendigkeiten" einigermaßen zu folgen; es waren begriffliche Bestimmungen — ja, ich kann mich nicht anders ausdrücken: — gestaltloser Gestalten! Die sich durch Spaltung vermehrten! Es war eine Mythologie, die sich das Dichten verboten hatte! Also kurzum: Es war ein Wahnsinn! Und eine vollkommene Höllenpein!!!

Ich flüsterte zurück im allerduldsamsten, allerhöflichsten Ton: „Und wenn auch wirklich diese Frau nun horcht! Wieso soll dieses allerfrömmste Buch ihr schaden?"

Und weiterflüsternd, doch mit großem Nachdruck entschied Sor Stefano: „Ich habe das Opfer des Intellekts in diesem Buche nicht gebracht, es ist ein modernistisches und liberales Buch. Es kann diese wackere Frau nur beruhigen. Denn sie gehört nicht zu den Menschen, die das Jenseitige in der Wahrheit erkennen dürfen. Es würde, um ein Bild zu gebrauchen, eine Art Blendung erfolgen." Und er nahm die Broschüre aus meiner Hand, er las nun selber weiter.

Wir standen jetzt bei den „Geschöpfen", die, im Gegensatz zu den Heiligen, „nicht in der Materie gelebt haben", bei den Engeln. Doch so lawinenartig wuchsen die Schwierigkeiten dieser Streitfragen aus dem entschiedenen, wirklichen Jenseits . . . ich verlor den Faden.

Eine plötzliche Erinnerung entführte mich in ein Charlottenburger Bräu, ich saß allein mit Sempronius Bellermann. Und in dem Tone, auf dem seine Stammtischerfolge beruhen, sagte er was von einer „sehr früheren, zu Wien erfolgten Lebenswende" Sor Stefanos: „Geschieden. Wegen zu dick! Obgleich er doppelter Hausbesitzer ist. Zwei Häuser in Wien. Laufgegend. Und ein Samthändler in gleichfalls ungewöhnlich geordneten Verhältnissen wurde der Nachfolger in diesem zerrissenen Ehebett. Hat auch die zwei vorhandenen Nachkommen von Sor Stefano mit übernommen. Ohne Entschädigung. Einfach aus Großspurigkeit und anderen christlichen Tugenden . . ."

Indessen krochen Sor Stefanos Brillengläser immer emsiger über die Zeilen, sein Flüstern hatte jetzt einen schlechthin entrückten Klang angenommen, in meinem Herzen aber brach ein bewußter Haß aus: Ah, keine Kinder, für die zu sorgen wäre! Ein Leben ohne Kummer und ohne jeglichen nennenswerten Aerger. „Privatgelehrter"! Weil er alle zwanzig Jahre ein paar höchst private Privatansichten zu einem Heftchen zusammengestellt! Weil er einmal in seiner allerbesten Zeit ein paar halbeigene Gedanken mit ein paar Reimglöckchen behängt hat!

Doch halt! Daß ich ihm ja nicht Unrecht tue! Er hat mir auch erzählt, damals bei der Signora Enrichetta, daß er zwei Motetten komponiert hat, „in der maßvollen Freiheit Paleſtrinas“! Aber das iſt kein Privatgelehrter im Sinne einer ehrlichen Angabe für das Adreßbuch, und das iſt kein Dichter und kein Tonſetzer, ſondern das iſt ein Rentner! Ein Rentner iſt er, war wahrſcheinlich ein Rentner ſchon in den Windeln! Und bald nach ſeiner Hochzeit wurde die Gelaſſenheit ſeiner Seele Fleiſch und Erſcheinung in einem ungeheuren Bauch. Ah, die Gelaſſenheit! Faulheit!!! Die Faulheit aber iſt aller Sünden Quell und Urſünde, auch des Droſchkenfahrens! Und auch der Fahnenflucht in das Jenſeits! Wenn die Rentner verzweifeln, fliehen ſie in das Jenſeits!!!

Bei der nächſten, wohl ſicher ungenügenden Gelegenheit unterbrach ich den ſchlechthin und wirklich Entrückten: ich müſſe nun meinem Beſuch ein Ende machen, ich hätte ein Billett in den „Barbier von Sevilla“.

Da nahm Sor Stefano einen eiſig förmlichen Ton an, er ſagte: „Aber bis zum Theater ſind es ja ſicherlich . . . es ſind noch ſicherlich zwei Stunden?!?“

Ich machte geltend, ich müſſe mich noch umziehen, und alsbald war ich wieder an friſcher Luft. —

Kann einer komiſch ſein, der ſich für ſelig hält?

Aber es gibt eben . . . es gibt auch Melancholomödien.

# Randbemerkungen

## Das Wahlrecht der Unmündigen

Die ich rief, die Geiſter . . . Die alte Geſchichte: Zuerſt fordert man das allgemeine, unbeſchränkte Wahlrecht für alle Volksgenoſſen, auch für die Unmündigen und Erziehungsbedürftigen, in dem holden Wahn, damit das Verantwortlichkeitsgefühl in den breiten Volksſchichten zu erwecken, dann, nachdem dies ausgeblieben, ein ſchnelles Zurückzupfen. Sehr bezeichnend iſt in dieſer Beziehung der in dieſen Tagen veröffentlichte Aufruf des Weimarer Kulturrats, der ſich als Vertretung des geiſtigen Weimars jeder Weltanſchauung bezeichnet. Es wird in dem Aufruf an die Leiter der Jugendgruppen mit der ernſten Mahnung und Bitte herangetreten, unſer Volk durch Haß, Lüge und Verleumdung nicht noch mehr zu vergiften. „Darum weiſt der Weimarer Kulturrat vor allem auf die ungeheure Gefahr hin, die Jugend, eben den gerade Wahlmündigen oder gar den noch nicht Wahlmündigen, Schüler und Lehrling, Knaben wie Mädchen, an die Front des Wahlkampfes zu rufen.“ Ein nettes Eingeſtändnis! Nun hat es der deutſche Parteigeiſt — dem „freieſten“ Wahlrecht ſei's gedankt! — gar zu einer politiſchen Vergiftung der Jugend gebracht. Muß ſich da nicht jeder reife Menſch, an deſſen Verantwortungsgefühl der Weimarer Kulturrat appelliert, nicht ſagen: War denn die Feſtſetzung des Wahlrechts auf das 20. Lebensjahr eine durch die politiſchen Zuſtände bedingte Notwendigkeit? War es nötig, die Jugend, deren Erziehung während der Kriegs- und Revolutionswirren ganz außerordentlich vernachläſſigt war, auch noch in die Kämpfe der Parteien hineinzujagen? Nun haben wir

die Bescherung. Ist bei der Jugend schon von Erziehung zum anständigen Benehmen nicht viel zu bemerken, so fällt die staatsbürgerliche Erziehung bei ihr gänzlich aus. Die links- und rechtsradikal eingestellten Elemente lassen oft nur den Prügelkomment gelten, sonst nichts. Beweis genug, daß es bei vielen an einer mit Wohlwollen applizierten Tracht Prügel auf der Schulbank gefehlt hat. Jedenfalls ist der Aufruf des Weimarer Kulturrats ein bedenkliches Zeitsymptom, wird doch darin die Verwilderung der politischen Kampfmethoden unumwunden zugegeben, und zwar durch das Hineinziehen der Jugendlichen in den Wahlkampf! Mit wohlwollenden Ermahnungen ist es in diesem Fall nicht getan, nur eine gründliche Abkehr von den Methoden einer deutschen welt- und menschenfremden Ideologie kann uns aus dem Sumpf erretten.

## Im Zeichen der Zeit

Unter dieser Ueberschrift empfiehlt sich ein Dr. jur. in einem Zeitungsinserat als Motorradfahrer für Ausflüge in die Umgebung von Berlin. „Durch die Geldentwertung und die schlechte Bezahlung der geistigen Arbeit dazu gezwungen." Fahrgäste, die auf einem glänzend gefederten „Soziussitz" Platz nehmen, erhalten bei einem Körpergewicht unter 55 kg 10 Prozent Rabatt. Mit der einfachen Dienstleistung als Motorfahrer ist jedoch die Tätigkeit dieses findigen Kopfes nicht erschöpft. Als ein Mann von Wissen und hoher Bildung weiß er das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Wer sich seiner Führung auf dem Motorrad anvertraut, der kann auf Wunsch (und wohl auch gegen besondere Honorierung!) unterwegs ein Privatissimum über Goldbilanzen, Steuer- und Aufwertungsfragen, Börsenpapiere, Testamentserrichtung usw. hören. Ob dieser sehr nützliche Unterricht während der Fahrt oder in den Erholungspausen erteilt wird, geht aus dem Inserat nicht hervor. — Soll man das Inserat ernst nehmen, als den originellen Versuch eines Deklassierten, sich eine Einnahmequelle zu erschließen? Oder als die Aeußerung eines Spötters, der unserer aller Würde entblößten Zeit einen Hieb versetzen will? In diesem wie in jenem Fall kann das Inserat, in dem in dürren Worten dem Elend des geistigen Proletariats Ausdruck gegeben ist, als ein Kulturdokument gelten.

## Der französische Wein hat uns besiegt

(Eine neue Version vom Standpunkt der Abstinenzfanatiker.)

In der Zeitschrift „Der christliche Abstinent" beschäftigt sich der Universitätsprofessor und Hauptmann der Reserve Hans Schmidt mit der vielerörterten Frage „Warum wir den Krieg verloren haben" und gelangt zu dem Schluß, daß nicht die französischen Waffen, wohl aber der französische Wein dies bewirkt habe. Er zitiert zu dem Zweck den Brief eines vor Amiens kämpfenden Artilleristen, in dem es unter anderem heißt: „Endlich kamen wir ins Dorf (Vaullers) hinein. Mit Bechern und Feldflaschen stürzten die Leute in die Keller, kamen bald zurück und holten die Koch- und Trinkeimer, deren wir Artilleristen ja genug hatten. Bald war alles gefüllt mit Rotwein. Und nun wurde getrunken! Der Wein wurde buchstäblich herunter geschüttet. Die

Folgen waren bald zu sehen . . . Stundenlang hielten wir auf der Straße. Unsere Offiziere waren an diesem Tage auf Beobachtung in einem Schlosse bei Guillaucourt. Von Sekt und Wein waren sie toll. Unser Oberleutnant fiel vom Pferde und kam nicht mehr hinauf, er verlor den Stahlhelm, war natürlich äußerst ungnädig und befahl die tollsten Sachen . . ."

Es liegt uns fern, die Wahrheitsliebe des Briefschreibers in Zweifel zu ziehen. Es sei auch zugegeben, daß alkoholische Exzesse im Felde gelegentlich vorgekommen sein mögen, was menschlich durchaus zu verstehen ist; es zeugt aber von einer beispiellosen Leichtfertigkeit des Urteils, wenn ein Mann vom Range eines Universitätsprofessors und Frontoffiziers den Einzelfall benutzt, um daraus Schlußfolgerungen von ungeheurer Tragweite zu ziehen. Herr Schmidt schreibt wörtlich: „Muß man da nicht sagen, daß die Schuld an dem Entgleiten des Sieges niemand anders zu tragen hat, als der französische Wein, nein, vielmehr die Widerstandsunfähigkeit deutscher Männer gegen den Trunk?"

So kann nur der abstinenzlerische Fanatiker sprechen, der auch sonst im Alkoholgenuß, selbst in dem mäßigen, die einzige Ursache des materiellen Elends und des Sittenverfalles unserer Zeit erblickt. Wie konnte Herr Professor Schmidt es denn sonst wagen, das höchst diffizile Problem des Zusammenbruchs der Armee und des traurigen Kriegsausganges mit einer Geste abzutun und einfach den Alkohol als den alleinigen Sündenbock, ganz im Einklang mit den unwissenschaftlichen Doktrinen der Abstinenz, hinzustellen! Jeder Frontkämpfer wird bezeugen, daß die Truppen wochenlang, ja monatelang auf jedes alkoholische Genußmittel verzichten mußten, daß der Alkohol nur wenigen und dann auch nur gelegentlich beschieden ward. Ohne die Folgeerscheinungen des Alkoholmißbrauchs zu verkennen, muß doch jeder, der nicht gerade vom abstinenzlerischen Fanatismus besessen ist, zugeben, daß der Alkohol gerade unter strapaziösen Lebensverhältnissen eine wundervoll stimulierende Wirkung auf den Erschöpften ausübt. Von Bismarck stammt das Wort: „Ohne den vorzüglichen französischen Rotwein hätten unsere Truppen nicht die Strapazen des Winterfeldzuges ertragen." Zahlreiche Heerführer des letzten Krieges stimmen in ihrem Urteil über den Alkohol mit dem Altreichskanzler überein. Generalfeldmarschall von Mackensen schrieb: „Kein Zweifel über den wohltuenden Genuß deutschen Bieres!" Graf Zeppelin ließ durch seinen Generalbevollmächtigten eine diesbezügliche Anfrage dahin beantworten: „Seine Exzellenz zweifelt nicht, daß in jeder Luftschifferabteilung ein gutes Glas Bier geschätzt wird und dessen Trunk gestattet wird, solange er sich in mäßigen Grenzen hält."

Es ist auch gar nicht daran zu zweifeln, daß auf feindlicher Seite, namentlich auf französischer, mehr getrunken wurde. Gerade der Fall, den Herr Professor Schmidt anführt, beweist doch zur Genüge, daß die Franzosen im Felde reichlich mit Wein und Sekt eingedeckt waren. Und doch haben die stärkeren Alkoholkonsumenten den Krieg gewonnen! Nach der Logik des Herrn Professor Schmidt müßte es umgekehrt sein. Mag daran sich post festum ergötzen, wer will! Das darf uns aber nicht davon abhalten, eine Schmähung des deutschen Heeres, wie sie sich Herr Professor Schmidt, ausschließlich von seinem Abstinenzfanatismus dazu getrieben, geleistet hat, mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61.
Druck: Gustav Pritz & Co., Leipzig-Stött.

# Die Reklame

ZEITSCHRIFT DES VERBANDES DEUTSCHER REKLAMEFACHLEUTE E.V.

## Das führende Fachblatt

Erscheint ohne Unterbrechung
seit 1908

## Unentbehrlich

für jeden,
der praktisch oder wissenschaftlich sich mit Reklame in irgendeiner Form befaßt

*Soeben erschienen:*
Sonder-Nr.: Rheinland-Westfalen

*In Vorbereitung:*
Sonder-Nr.: Frankfurt am Main
„ Buchreklame und Buchkunst

Heftpreis GM 5.30 postfrei b. Voreinsend.
Jahres-Bezug (12 Hefte) GM. 40.—
postfrei bei Voreinsendung des Betrages

*Bestes Insertionsorgan für Reklame-Hersteller*

Verlag
**Francken & Lang G.m.b.H., Abt. „Gw."**
Berlin W 57


Druck von Gustav Pritz & Co., Leipzig-Stö.

JUL 24 1924

# DIE GEGENWART

POSTVERTRIEB AB LEIPZIG

## ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN U. KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH ILGENSTEIN

### AUS DEM INHALT:


Parlament oder Narrenhaus? Von Mentor

Italienische Impressionen Von C. F. W. Behl

Unsterblichkeit Von Hugo Marcus

Morgen unter Tannen Von Rudolf Geister

Knut Hamsun Von Kurt Offenburg

Franz Dülberg Von Richard Müller-Freienfels

Der neue Weltkörper Von Walter Harlan

Randbemerkungen: Namentlich, wie ich sie ausführe – die Hinrichtung! / Ernste Sorgen „Der französische Wein hat uns besiegt" / Für welches Publikum?

Börsenspiegel: Der arme Aktionär


JUNIHEFT 1924 / JAHRGANG 53

VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE

HEFTPREIS M. 0.30

VERLAG: GEGENWART G·M·B·H / BERLIN W 57 BÜLOWSTRASSE 56

# Die Gegenwart

58. Jahrgang — Juniheft — 58. Jahrgang

## Parlament oder Narrenhaus?

Von Mentor

Der deutsche Reichstag — der zweite der Republik! — ist mit einem Skandal eröffnet worden. Nicht mit einem improvisierten, wie das zuweilen in Ländern mit parlamentarischer Vergangenheit vorkommt, nein, der Skandal war gut vorbereitet und mit allen Schikanen durchgeführt worden. Mit deutscher Gründlichkeit! könnte man sagen, wenn die Arrangeure des Spektakels nicht auf den Bänken der äußersten Linken säßen. Denn dort hält man sich bekanntermeise nicht lange mit nationalen Sentiments auf. Der Zweck der Uebung war die Befreiung des verhafteten kommunistischen Abgeordneten. Oder war dies nur ein Vorwand, um den Reichstag zu sabotieren? Fast scheint es so, wenn man bedenkt, daß der kommunistische Abgeordnete Katz die Rednertribüne bestieg, ohne eine Worterteilung abzuwarten, um seinen Antrag vorzubringen. Die Herrschaften gebärdeten sich überhaupt wie „zu Hause", wie in einer von radausüchtigen Zuhältern und hysterischen Weibern einberufenen Volksversammlung.

Zu alledem: Am Präsidium saß ein Greis ... Vielleicht wäre auch ein „starker Mann" dieser Flut von Schimpfworten, die hageldicht auf unbeliebte „Kollegen" bei Namensaufruf der Abgeordneten niedersausten, nicht gewachsen gewesen. Der Fürst Bismark wurde in sinniger Weise mit dem Faust-Zitat „Weh' dir, daß du ein Enkel bist!" begrüßt, der sozialistische Abgeordnete und preußische Minister des Innern Severing mit dem Ausruf „Nieder mit dem Bluthund, dem Verräter von Bielefeld!" Der Abgeordnete Dr. Emminger von der bayrischen Volkspartei wurde als Schuft und bayrischer Kerkermeister angebrüllt, der Abgeordnete von Tirpitz bezeichnenderweise mit einer Sirenenpfeife empfangen. Als der Name Zubeil aufgerufen wurde, faßte der Kommunist Remmele sein Urteil über das Hohe Haus mit Stentorstimme zusammen in den Satz: „Da ist ein schöner Stall beisammen!"

Das sind einige Kostproben aus dem Schimpfwörterlexikon der Kommunisten. Das deutsche Volk kann nicht verantwortlich gemacht werden für die Lümmeleien, die sich einige Volksvertreter leisten. Aber es bleibt doch auch an den Wählern etwas von dem Narrenspiel haften. Französische Blätter haben sich die schöne Gelegenheit nicht entgehen lassen, um uns eins auszuwischen. So schreibt der „Gaulois" über das Spektakelstück: „Wie kann man noch die mindeste Achtung empfinden vor einer Einrich-

tung, die, wenn sie nicht geradezu Unheil anrichtet, das Schauspiel einer ebenso lächerlichen wie schändlichen Komödie bietet. Was soll man von den Volksvertretern halten, die gestern im deutschen Reichstag im Gänsemarsch den Sitzungssaal betraten, während andere als Faschisten verkleidet, von denen sie das berühmte schwarze Hemd übernommen hatten, alle allegorischen Abzeichen durch die Luft schwangen, dessen Bedeutung nur die Eingeweihten begreifen konnten? Was soll man zu diesem Krawall sagen, in Szene gesetzt von ernsten Männern, die in den Reichstag mit dem Auftrag geschickt worden sind,, eine Krise zu lösen, deren Ausgang für die Geschicke des Landes entscheidend sein wird. Diese zu gesetzgeberischen Arbeiten berufenen Männer benehmen sich wie Schuljungen in der Pause und es ist nicht einmal ein Klassenordner da, der ihnen ihre Würde wieder ins Gedächtnis ruft."

Andere Blätter weisen darauf hin, daß das deutsche Volk politisch gänzlich unreif sei und seiner ganzen Struktur nach überhaupt nicht darnach angelegt, sich die erhabenen Formen eines westlichen Parlamentarismus jemals anzueignen. Ein Gran Wahrheit mag in diesem Tadel enthalten sein. Denn wann wäre das deutsche Volk je von einem einheitlichen Willen beherrscht gewesen? War doch selbst die deutsche Einheitsbewegung nur von dem Willen und der Sehnsucht einzelner getragen, nicht von dem Volksganzen. Und die Errichtung des Reiches war wiederum die Tat eines Großen, der mit gewaltigen Widerständen zu ringen hatte, in erster Linie mit den Trägern der Territorialmächte, den deutschen Fürsten. Wo zwei Deutsche sich beraten, da gibt es sofort drei Meinungen. Die deutschen Parlamente sinken auf das Niveau von Volksversammlungen und Diskutierklubs hinab. Während die westlichen Demokratien mit zwei, höchstens drei großen Parteien auskommen, leisten sich die Deutschen ein Dutzend! Bei den letzten Reichstagswahlen meldeten sich 26 Parteien auf der Plattform! Mein Liebchen, was willst du noch mehr!

Kein Wunder, daß eine tragfähige Regierung nicht zustande kommt, nicht zustande kommen kann, und daß es am Regierungstisch zugeht, wie in einem Taubenschlag. Der eine geht, der andere kommt, begleitet von dem Wutgeheul oder von der versteckten Schadenfreude der Parteien. Taucht einmal ein Kopf in der Regierung auf, wünscht man ihm zunächst einen Reinfall. Der Parteigeist und immer wieder der Parteigeist ist es, der jedes ehrliche Wollen im Keime erstickt und die Kraft zum Handeln lähmt. Wenn man auch sonst nichts ist, ist man Parteimensch, daß heißt ein Mensch, der das nachplappert, was das Programm ihm vorschreibt. Mit dem Beitragsbuch in der Hand, das Auskunft über prompt geleistete Zahlungen gibt, schlängelt man sich von Stufe zu Stufe und ankert schließlich, mag man selbst eine Null sein, auf einem Ministersessel.

Der politische Partikularismus hat Deutschland in früheren Jahrhunderten zum Spielball fremder Mächte gemacht — zur völligen Ohnmacht verurteilt. Und jetzt ist es wieder ein Partikularismus, der parlamentarische, der uns zum Gespött des Auslandes macht und jede, von hohen Gesichtspunkten getragene Politik, die uns aus dem Elend befreien

könnte, unterbindet. Nicht die Kommunisten allein tragen die Schuld an dem deutschen Niedergang. Der kommunistische Skandal war nur ein Krankheitssymptom von den vielen. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn man der sechzig kommunistischen Abgeordneten nicht Herr würde. Dazu gehört aber, daß die anderen Parteien in den brennenden, fast unlösbar erscheinenden Fragen der äußeren Politik weniger Partei wären, wenn sie endlich anfingen, die Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes zu begreifen und darüber das Parteigezänk zu vergessen oder, wenn es nun einmal nicht anders geht, es in die Volksversammlung abzuschieben. Was soll man zu einem Antrag der deutschen Volkspartei, der eine Aenderung der Reichsverfassung bezweckt, dahingehend, daß die alte schwarz-weiß-rote Nationalflagge wieder eingeführt wird, sagen? Die Ausgrabung der schwarz-rot-goldenen Flagge mag ein Fehlgriff gewesen sein, vielleicht auch eine revolutionäre Ueberspanntheit, gemildert durch einen sentimentalen Historizismus — eine Notwendigkeit war sie nicht. Nun haben wir sie aber und müssen sie ertragen, meinetwegen auch respektiere. Welchen Sinn hätte es unter gegebenen Umständen eine Debatte über Farbensymbolik im Reichstage herbeizuführen? Die Geister würden aufeinanderplatzen, wie weiland im englischen Parlament, als man sich über die weiße und rote Rose, also auch über ein Farbensymbol, die Köpfe blutig schlug. Wahrlich ein gefundenes Fressen für alle Skandalmacher von Profession, mögen sie links oder rechts sitzen. Ich zweifle auch nicht daran, daß Historiographen und Heraldiker mit echt deutscher Gründlichkeit die für die deutsche Zukunft so überaus wichtige Farbensymbolik behandeln werden. Schwarz-weiß-rot oder Schwarz-rot-gold — schließen wir ein Kompromiß, wie es bereits in der gleichfalls brennend gewordenen Frage der Handelsflagge geschehen ist. In hoc signo vinces!

Dabei brennt es an allen Enden im lieben Vaterlande. Der Feind sitzt uns im Nacken und schlägt seine Pranken tiefer in unseren Lebensnerv. Die Herren Volksvertreter scheinen mit Blindheit geschlagen zu sein. Die einen entwürdigen das Hohe Haus, das die Inschrift „Dem deutschen Volke" trägt, zu einer Jahrmarktsbude, die anderen machen einen Diskutierklub daraus. Hie „Internationale", hie „Deutschland, Deutschland über alles". Dazwischen Kuhhandel um die Ministersessel. Ein Auftakt zur zweiten Legislaturperiode der deutschen Republik, tief beschämend für alle Vaterlandsfreunde, ein Ohrenschmaus für alle „ehemaligen" Feinde.

Wie lange noch? Wie lange noch wird das deutsche Volk die Saboteure der parlamentarischen Arbeit ertragen? Wir stehen vor einer neuen Katastrophe, aber sie wäre abzuwenden durch ernstes Wollen und ernste Arbeit. Gelingt es nicht, den Reichstag arbeitsfähig zu erhalten und eine Regierung, die das Vertrauen des Volkes besitzt, zu bilden, gibt es keinen Ausweg mehr.

Darum: Michel wach' auf!

# Italienische Impressionen

Von C. F. W. Behl

Es sind in den letzten Monaten zahllose Fabelmärchen über die neueste Völkerwanderung nach Italien verbreitet worden. Einmal hieß es gar, tausend deutsche Reisende hätten in Florenz im Freien genächtigt. Wem es vergönnt war, vor der ebenso unsozialen wie im Ergebnis enttäuschenden 500-Mark-Verordnung in das immer noch gelobte Land aller Nordmenschen zu gelangen, der wird mir bestätigen müssen, daß alles noch lange nicht halb so schlimm gewesen ist. Und daß glücklicherweise auf einen mit unziemlichem Gebaren etwa auftretenden „Schieber" gut ein Dutzend Landsleute gerechnet werden dürfen, denen es innerlich etwas bedeutete, auf wenige Wochen italienische Luft zu atmen und die unvergleichliche Atmosphäre von Kunst und Landschaft um sich zu wissen, von deren erneuernder Kraft mit Goethe die besten Deutschen seit je Zeugnis abgelegt haben ... Die Entwicklung des Lebens ringsum in der Welt ist in den trüben Jahren unserer zwangsläufigen Eingeschlossenheit nicht stehen geblieben, und es ist darum durchaus kein Schade, wenn außer wenigen Korrespondenten großer Zeitungen und einseitig sich orientierenden Geschäftsreisenden wieder eine Mehrzahl von uns neue Eindrücke sammeln durfte, die — mögen sie auch zuweilen schmerzlich sein — doch den Gesichtskreis einer Volksgesamtheit erweitern.

* * *

Das Königreich Italien beginnt heute auf der Brennerhöhe. Denn das Unrecht der Habsburger Monarchie gegen das italienische Trentino hat sich in ein Unrecht der Italiener gegen das kerndeutsche Südtirol verwandelt. Es will einem nicht in den Sinn, daß das Tal der Minnesänger, aus dem zum erstenmal in frühester Zeit die deutsche Sprache im Liede sich gen Himmel schwang, jetzt unter römischer Herrschaft steht. Neben den altvertrauten, von Jahrhunderten geheiligten Ortsnamen stehen nun — manchmal wohlklingende, oft auch recht nüchtern ausgedachte italienische Bezeichnungen. Franzensfeste etwa, das „Tor des Frühlings", mit seinen aus dem Stein gewachsenen, nun schon historisch gewordenen Fortifikationen, ist platt und phantasielos zur „Fortezza" geworden .... Der italienische Nationalismus kommt auf die seltsamsten Einfälle, die manchmal wie törichtes Kinderspiel wirken. So ist Walther von der Vogelweide gewaltsam naturalisiert worden, indem man den Sockel seines Bozener Denkmales einfach mit den Farben der italienischen Trikolore beschmierte .... Als ich vor drei Jahren zum erstenmal nach dem Weltkrieg hier unten war, ging es noch etwas glimpflicher zu. Die frühere Regierung schonte das deutsche Empfinden der Südtiroler und suchte die laute Faszistenpropaganda zu beschwichtigen. Der Name „Bolzano" klang noch ganz unwirklich und absurd .... Jetzt sieht es ernster aus. Selbst das Torggelstübchen hat sich den schönen Namen „Casa del torchio" zulegen müssen .... Und doch ist das charakteristische Gepräge des Lebens unter den schattigen Steinlauben von Bozen noch immer ganz deutsch geblieben. Die Carabinieri an den Straßenecken in ihren Uniform-

fräcken und mit den prunkvollen Zweimastern wirken rein operettenhaft... Freilich wird gerade hier die Absperrungsverordnung der Reichsregierung besonders schmerzlich empfunden; denn der reichliche Zustrom deutscher Gäste hatte den lange verödeten Fremdenverkehr im Bozener Paradies neu belebt und die friedliche Abwehrstellung deutscher Eigenart gestärkt ...

Unbekümmert um die vergänglichen Erscheinungsformen menschlicher Staatengebilde wachen die ewigen Berge über dem vom nahenden Frühling gesegneten Lande. Unten im Tal blühen die Pfirsichbäume und krokusübersäte Wiesen liegen im Glanz ... Die gigantischen Schroffen der Dolomiten grüßen herüber nach Oberbozen, wo die frische Kühle der Luft sich mit erster Sonnenwärme durchsättigt ... Kirchdörfer schlafen im Frieden der grünen Matten unterhalb des Felsgebirges... In engen heimeligen Wirtsstuben sitzen alte Männer mit breiten Andreas-Hofer-Bärten wie einst... Der zeitumwälzende Weltkrieg hat sie nicht verändert und ihre bodenständige Art spottet aller Bemühungen eines bornierten Nationalismus ... Das Bozener Land ist im Grunde geblieben, was es war... trotz Carabinieri, Casa del torchio und Bolzano...

* * *

Dunstiger Staub aus der weiten Po-Ebene weht durch die rötlich-braunen Arkadenstraßen von Bologna dahin ... Die ganze Stadt ist unterwegs ... Lärm und Gedränge ... Gewimmel wie im Ameisenhaufen ... Zeitungsausrufer, die in Vokalen schwelgen ... Dazwischen schrille kreischende Autosignale ... Ueberall kleben bunte Wahlplakate... Man trifft immer nur auf den einen Satz: Votate la lista nazionale! Mussolinis Macht über das italienische Volk ist stabilisiert ... Und der Zwang, den seine Anhänger über das ganze Land ausüben, ist darum weniger spürbar. Er hat sich unsichtbar gemacht. Vor drei Jahren erlebte ich es in Abbazia, einem internationalen Badeort, daß Faszistentrupps ostentativ mit der Trikolore durch die Straßen zogen und jedem säumigen Passanten mit Knüppeln den Hut vom Kopfe hieben ... Das haben sie jetzt nicht mehr nötig ... Wohin man horcht, überall wird das Lob des Diktators gesungen, der das Land vor dem Bolschewismus gerettet habe. Die leicht wandelbare kindhaft-leidenschaftliche Seele des italienischen Volkes hat sich ihm mit lärmender Begeisterung zugewandt ... Ebenso jäh freilich kann sich das eines Tages wieder ändern. Zur Stunde steht das Land jedenfalls im Zeichen eines freiwillig erduldeten Zwanges ... Schulknaben, ganz junge Jahrgänge, ziehen in schwarzer Faszistenuniform singend durch die Straßen: „Giovinezza! Giovinezza!" Die unvermeidliche Mussolinihymne ist der beliebteste Gassenhauer des neuen Italiens ...

Die ursprüngliche und freie Anmut des italienischen Lebens nimmt den Fremden immer wieder gefangen ... Temperament und Kindlichkeit sind sein Ausdruck, dazu eine liebenswürdige Hilfsbereitschaft allenthalben, wohin man kommt — die man im öffentlichen Leben Deutschlands gerade in den letzten Jahren immer schmerzlicher vermißte ...

* * *

Bologna, die alte hochgelahrte Stadt, die seit nahezu einem Jahrtausend der Wissenschaft eine Heimat ist, verbirgt hinter den langen, steinlaubengeschmückten Straßenzügen manche verwunschene Palastherrlichkeit mit malerischen Höfen und Winkeln. Es läßt sich gut ein ganzer Tag hier verschlendern — mit dem einzigen Ziel, da oder dort in so eine verträumte Stille einzutreten. Mit bunten Wappen aus aller Herren Ländern geziert ist der rotbraungetönte Hallenhof des Archigimnasio, der früheren Universität... mit den Doppelarkaden übereinander eine ideale Stätte peripathetischen Denkens . . .

An die befestigten Stadtburgen des frühen Mittelalters, wo noch die Fehden der großen Geschlechter Leben und Schicksal der Städte prägten, erinnert im Herzen Bolognas der gewaltige Palazzo Municipale und der Palazzo del Podesta, der zwei Jahrzehnte hindurch das Gefängnis König Enzios war und sich später mit einer Renaissancefassade geschmückt hat... Als merkwürdigste Wahrzeichen aus jener Zeit neigen sich noch immer die beiden hängenden Türme, der lange Asinelli und der kurze Garisenda, am Ende der Via Rizzoli gegeneinander — „ein abscheulicher Anblick" wie der in seinem Harmonieempfinden gestörte Goethe etwas pedantisch in seiner „Italienischen Reise" vermerkt . . .

Es gibt eine versteckt liegende Kirche in Bologna: S. Caterina Virgi. Dort thront in goldüberladener Seitenkapelle, in Prunkgewänder gehüllt, der gekrönte Leichnam der heiligen Katharina seit einem halben Jahrtausend. Ein seltsames Götzenbild: diese Mumie, deren schwarzes verschrumpftes Angesicht mit den grellrot gefärbten Lippen nur noch verschwimmende Umrisse zeigt . . . Unter dem Prachtgewande strecken sich mit schauerlicher Koketterie die ebenso schwarzen Füße der Heiligen in eine gläserne Kapsel vor, auf der die Küsse der Andächtigen kleben . . . Man muß an eine Mohrenkönigin denken. Barbarisch genug mutet das Ganze an . . . Und gerne tritt man wieder aus dieser geheiligten Totenkammer in die kühle Luft des wehenden Frühlings hinaus . . .

* * *

In Bologna beginnt bereits jene Schreckensreihe der Vittorio-Emanuele-Denkmäler, die das ganze Land, oft selbst die kleinsten Ortschaften, verunzieren und für den Kunstsinn des neuen Italiens ein schlechthin beschämendes Kennzeichen sind. Was hier allenthalben an Gliederverrenkungen, hohlen martialischen Posen, bramarbasierender Scheußlichkeit geleistet wird, das könnte den Deutschen beinahe mit der offiziellen Ankunft der wilhelminischen Aera versöhnen . . . Auch vor den so gerne von Italienfahrern gerühmten campi santi ist sehr zu warnen. Diese Marmorpanoptika sind vielfach Stätten des Schreckens. Die Toten von Bologna liegen unter schweren drückenden Steinmassen; Blumensträußchen sind auf den Grabplatten über den Sarggewölben verstreut, und der Besucher steigt zwischen ihnen und kleinen auf den Boden gestellten brennenden Wachslichtkerzen herum, um in den Wandnischen Statuen von pompöser Häßlichkeit oder — mit ganz wenigen Ausnahmen — bestenfalls gleichgültiger Handwerksmäßigkeit anzustaunen. Ich habe nur einen Campo santo gesehen, der als Ganzes wenigstens einen imponierenden Eindruck macht: das Totental von

Genua, wo die vielen Grabkapellen und Andachtsstätten der Pietät den Hügel hinaufklettern und so — der getürmten Bauart der herrlichen Hafenstadt selber vergleichbar — ein anderes Genua der Toten bilden . . .

* * *

Ueber den Appenin geht es am Reno entlang, dem strudelndschäumenden Bergfluß, vorbei an Felsschluchten, wo von den Höhen rechts und links aus malerischem Steingeklüft die klaren Gießbäche niederstürzen . . . Die Höhe über Pistoja schenkt dem schweifenden Auge ein Paradies: weit, weithin schimmert die toskanische Ebene... helle Villen im Grün . . . blitzende Kuppeln, himmelstürmende Türme im Sonnenlicht... silbernes Oelbaumgewölk auf der Landschaft und schlanke ragende Zypressen ringsum verstreut zwischen blühenden Obsthainen . . . In weitgeschwungenen Serpentinen geht es hinab. Am Horizont grüßt Florenz. Es ist eine Fahrt in den Frühling.

* * *

Gleißende Sonne über dem Dom von Florenz. Die prunkvolle, mit zartfarbigem Marmor köstlich belegte Steingewandung dieser stolz repräsentierenden Kathedrale der Santa Maria del Fiore, der Liliengöttin, wirkt im ersten Anschauen überwältigend. Dieses Spiel des Lichtes auf dem monumentalen, großzügig gegliederten, glitzernden Kirchenbau zaubert eine ferne, fremdartige Vision herauf. Durch die oberen offenen Rosetten blaut der Himmel und ein vielfarbiger Schimmerglanz überhuscht die dekorative Riesenfassade. Gewaltig ragt daneben der Campanile des Giotto, schlank zugleich im Schmuck seiner Marmorzierrate . . . Und gegenüber das wundervolle Oktogon des Baptisteriums, in dessen Innern eine goldene Dämmerung herrscht. Später, gesättigt vom ersten durch soviel Glanz und Pracht überraschten Staunen, empfindet man stärker das rein Schmückerische des Domes, der im kahlen Innenraum nicht hält, was seine Hülle verspricht. Man wird gewahr, daß hier eine theatralische Geste raffiniert übersteigert ist. Man hat den Eindruck, daß dieses ganze kostbare Riesenkleinod zwar dasteht, aber nicht wurzelt. Der Dom von Florenz in all seiner spielerischen Herrlichkeit ist nicht gewachsen, sondern nur erbaut. Echtere, im Eindruck beständigere Wucht offenbart er von Südosten, wo die gerippte Kuppel des Brunelleschi unmittelbr über dem Marmorgehäuse sich wölbt und wo man das ganze gewaltige Steingebilde mit den beiden sich anschmiegenden Seitenkuppeln als ein prachtvolles Riesenschneckenhaus empfindet. Seltsam: als ich gegen Abend in Fiesole zwischen den Stufen des unvergleichlich in die Hügellandschaft hinausblickenden antiken Theaters umherwanderte, fand ich ein paar leere Schneckengehäuse, deren Kruste in Farben und Gliederung der kostbaren Verschalung des Domes so sehr glich, daß ich Miniaturnachbildungen von Santa Maria del Fiore in Händen zu halten glaubte . . .

* * *

Seit der Mittagstunde gibt es ein wimmelndes Gedränge auf der Piazza Vittorio Emanuele. Ruhelos kreist die Menschenmenge. Von den Balkonen werden Teppiche herniedergehängt. Fahnen wimpeln in der Sonne. Straßenverkäufer mit dem üblichen patriotischen Spiel-

zeug lärmen . . . An den Häusermauern kleben große Plakate, die alle Spaziergänger pathetisch apostrophieren: Citadini! . . . Sie kündigen an, „il duce magnifico" werde um 6 Uhr auf seinem Triumphzuge nach der siegreichen Wahlschlacht Florenz einen kurzen Besuch abstatten, und rufen das Volk auf die Piazza . . . „Il duce magnifico" — der populärste Mann des heutigen Italiens, der Träumer vom neuen Imperium Romanum, der zugleich ein eisenharter Realpolitiker und ein aller Effekte kundiger Schaumschläger ist, Mussolini verdunkelt zur Stunde den Ruhm Lorenzo de Medicis, der das Antlitz dieser Stadt für alle Zeiten geprägt hat . . . Stundenlang staut sich die Menschenmasse auf dem Platze . . . Von allen Seiten ziehen, wie aus der Erde gestampft, die Faszistenkompagnien heran . . . Fahnen, Fahnen, und aber Fahnen . . . das Warten ist eine harte Geduldsprobe. Die Faszistenkapelle hilft nach. Unaufhörlich intoniert sie das Giovinezzalied, unermüdlich wie eine Dorfmusik auf der Kirchweih. Immer wieder hallt der Kriegsruf: eja, eja, alala . . . Längst ertönt er aus heiser überschrienen Kehlen. Und jedesmal recken sich dann die Hälse empor über der breiten und tiefen Menschenmauer . . . „What is going to happen here?" fragt mich plötzlich ein angelsächsischer Jüngling, der schon über eine Stunde, den Kodak zückend, mit gleichgültigster Miene dastand und von einem Beine aufs andere trat. Seine Wißbegierde kommt reichlich spät und doch noch immer zu früh. Sie hilft weder ihm noch mir, der ich gerne die Zeitungserscheinung des italienischen Diktators auf ihren realen Eindruck nachgeprüft hätte . . . Als es sieben Uhr ist, beginnt die Menge sich langsam zu zerstreuen . . . Die Musik zieht ab. Die Fahnen schwenken nach allen vier Windrichtungen davon. Es leert sich der Platz. Und alle sind hochbefriedigt. Sie haben wieder einmal einen Haupt- und Staats-Rummel erlebt. Die ganze Nacht hindurch lärmt es noch in den Straßen . . . Am nächsten Morgen erfährt man dann aus den Zeitungen, „il duce magnifico" sei auf schnellerem Wege nach Rom zurückgekehrt: er entbiete seinen treuen Florentinern Dank und Grüße.

* * *

Abschied von Florenz! Im goldenen Lichte blinkt der Adler auf der Kirche San Miniato al Monte, die, einer zierlichen Stutzuhr vergleichbar, die Höhe über dem Arno schmückt. Unten liegt die stolze Stadt der Mediceer, die prunkende schätzereiche Fiorenza mit all ihren Palästen und Kirchen, ihren Monumenten und Bildwerken — die Stadt, die den riesigen, alle Düsternis seiner getürmten Steinmassen durch monumentale Gliederung erlösenden Palazzo Pitti birgt und den Ponte vecchio mit den winzig engen Juwelierläden, die wie Schwalbennester über dem Arno hängen — die Stadt, wo im Santa Maria Novella des Ghirlandajo herrliche Fresken tragisch verwittern, wo in der Grabkapelle von San Lorenzo Michelangelos Faust mit titanisch ringender Kraft noch in Fragmenten unsterbliche Form dem Stein abgetrotzt hat, wo der weltabgeschiedene Klosterhof von San Marco im Schatten der jahrhundertealten Zeder schläft, an deren Stelle einst ein Rosenstrauch des fanatischen Mönches Girolamo Savonarola Bußpredigten blühend beschützte, ehe die jähe Flamme dieses leidenschaftlichen Menschenherzens vom Qualm eines Ketzerscheiterhaufens erstickt ward. All das

lebt und ist gegenwärtig in dem einen Namen Florenz: die herbe Süße der Botticellischen Madonnen, die Zwillingsschwestern einer schaumgeborenen Venus sind; die sanfte himmlische Mütterlichkeit der Raffaelischen Marien; des Giotto goldene Frömmigkeit in ihrer Formenstrenge und das Erwachen der Antike zur zweiten vollen Reife in Michelangelos Giganten David. Mit dem schlanken ragenden Turm des Palazzo Vecchio, der kühnen Kuppel des Brunelleschi, dem reich verzierten Campanile des Giotto, mit der von den jenseitigen Höhen weiß herabwinkenden Etruskerfeste Fiesole, mit dem schneebeglänzten Appenin am Horizont und dem grauen lehmigen Arno, mit aller Glorie des Toskanischen Frühlings ringsum — so prägt sich Florenz unverlierbar der Seele ein: seltenste Harmonie von Kunst und Natur.

* * *

Siena, hügelhoch gebaut, mit schmalen langen Straßen auf- und abkletternd, mauerumgürtet, die Stadt der traumhaftesten Ecken, Winkel und Plätze, krönt sich selber mit einem Dome, dessen maurischer Säulenwald, aus schwarz und weißen Marmorstämmen zur herrlichen Bogenhalle gewölbt, den Inneneindruck aller Florentiner Kirchen überstrahlt... Und Herz dieses zaubrischen Marmorwunders ist des Nicola Pisano löwengetragene Kanzel, mit ihrem reichen köstlichen Reliefwerk, wahrlich ein Kleinod der erwachenden Renaissance . . .

Die alte umbrische Stadt, ein italienisches Rothenburg, ist noch ganz lebendiges Mittelalter, trotz allen Autos, die in ihren engen Gassen mit virtuosem Geschick mitten durch die dicht sich drängende Menge gesteuert werden . . . Ein Wunder architektonischer Komposition ist der Marktplatz von Siena, sicherlich einer der schönsten der Welt. Halbkreisförmig spannt sich der Häuserbogen, von keiner Straßenmündung durchbrochen, um eine amphitheatralisch abfallende Platzfläche, die, strahlenartig gegliedert, noch heute zuweilen einen idealen Schauplatz für Pferderennen abgibt. Die Sehne des Bogens bildet die zinnengeschmückte Signoria mit dem schlankaufschießenden Turm, von dessen Höhe aus man in die bezaubernde Weite der bräunlich-grünen Landschaft schaut, die mit Hügeln, Vorbergen und Bergen, mit Kastellen und Klöstern, mit fernem Schneegebirge, mit Zypressen, Pinienwäldern und Olivenhainen, von wehendem Gewölke wechselnd beschattet, Siena rings umbreitet . . . Die Einheitlichkeit, Geschlossenheit und edle Ruhe in der architektonischen Anlage des Marktplatzes übt geradezu einen suggestiven Zwang auf die Einbildungskraft aus. Zur Nacht gar, wenn volles Mondlicht über die weite ausgewölbte Fläche niederrieselt, erscheint alles durchaus ins Unwirkliche verzaubert. Man meint mitten in einem Traum zu stehen, und die Bewegungen einzelner Menschen über den Platz hin sind von der phantastischen Entrücktheit eines lautlosen Märchenspiels . . .

* * *

Zwischen Siena und Empoli liegen rechts und links von der Bahnstrecke noch viele kleinere Orte auf malerischen Hügeln, von grauem Gemäuer hermetisch abgeschlossen, von der Zeit vergessen, im tiefen Schlaf der Jahrhunderte . . . Manch verwunschenes Nest lockt den Blick des Vorüberreisenden . . . Es muß herrlich sein, diese vom

alles nivellierenden Fremdenbetrieb noch einigermaßen verschonte Landschaft zu durchwandern und gegen Abend etwa durch irgend einen schmalen Torbogen in so eine traumblinzelnde Ortschaft mit stillen schweigsamen Gassen und altersdunklen Häusern einzubiegen . . .

* * *

Höchster Glanz des italienischen Frühlings liegt über der ligurischen Küste . . . Gen Norden vor widrigen Winden geschützt, atmet sie Licht, und sonnetrunken strahlen die felsigen Buchten schon sommerliche Wärme . . . Ueppigstes Blühen rankt um die Villen von Santa Margherita. Befreit aus den Fährnissen dieses in Italien ungewöhnlichen Winters ragen die hohen Dattelpalmen ins Blaue auf . . . Farben und aber Farben schüttete der Frühling über die Landschaft hin . . . Gelbe Frucht und schimmernd weiße Blüte zugleich trägt der Zitronenbaum im dunkleren Grün seines Laubes . . . Wie riesige grünfleischige Seesterne phantastisch anzuschauen, haften Agaven am steilsten Gefels . . . Dichte Margueritenbüschel quellen über die Parkmauern . . . Und es schwingt ein leichter Rausch in der Luft von den voll erblühten Rosen . . .

Die Straße nach Portofino, längs des blauenden Meeres, das unten anstürmend weiße Sprühwolken über die Uferklippen schleiert, biegt sich um manche heimelige Bucht dahin, wo Märchenvillen sich bergen hinter dem Immergrün der Bäume, umduftet, umblüht und umsponnen vom Glück dieser verschwenderischen Natur . . . Eine liegt jenseits der Straße, auf einem ins Meer weit vorspringenden Felsen, vom dicht sich schmiegenden kleinen Parke umhegt . . . mit einem Altan hoch über dem Wasser . . . wie erbaut aus der Traumvision eines Dichters . . . Castello Paraggi ist es, wo vor dem Kriege Gerhart Hauptmann einen Winter verbrachte . . . Hier in diesem gesegneten Küstenstrich wird einem der ganze unerschöpfliche Reichtum der italienischen Landschaft im tiefsten bewußt, die aller schweifenden Sehnsucht nördlicher Menschheit seit Jahrtausenden je und je Erfüllung schenkte . . .

* * *

Steil und kühn übereinandergeschichtet ragt Genua im Scheitelpunkte der beiden Rivieren . . . mit seinem unabsehbaren Gewirr schmaler Hafengassen, seinem Getriebe, Gelärm und Gewimmel . . . seiner geschäftigen Unrast und der vornehmen Stille seiner virtuos an die Höhe geschmiegten Palazzi . . . In monumentaler Linie schwingt sich die schöne breite Via Corsica am Rande der Stadt zum Meere hin und schenkt einen Abschiedsblick auf den Schornsteinwald des Hafens. Blau wölbt sich die Schale der See . . . Signale schneiden durch die Luft . . . Ab und zu löst sich ein Schiff aus der Umfriedung der Molen und schwindet dahin in die Ferne . . .

* * *

Eleonore Duse ist tot. Drüben in Amerika sind ihre göttlichen Augen erloschen, ist die unvergeßliche Stimme verstummt und verstummt die Sprache ihrer beseelten Hände . . . Nun wird bald ein Dampfer aus weiter Ferne sich diesem leuchtenden Hafen ihrer Heimat nahen . . . ein wahres Königsschiff . . . denn es trägt die tote Königin der Menschenseelen . . . .

# Unsterblichkeit

Von Hugo Marcus

In der Ferne hat einer eine Tat getan, die zu tun du wohl nie vermocht hättest. Aber du fühlst sie als aus deiner Seele heraus geplant und gestaltet. Deine Tat, sie tat ein anderer. Und also gibt es dich auch außerhalb deiner. Und also gibt es außerhalb deiner Menschen, die sind mehr du, als du. Und wenn du tot bist, lebst du dennoch fort: in solchen, die mehr du sind wie du; denn sie werden immer wieder geboren werden. Mit einmal bist du, Beschenkter, unsterblich: durch sie. Daß sie sind, die mehr du sind als du, ist schon Glück genug. Aber daß du auch noch durch sie und gerade durch sie unsterblich wirst: ist das nicht der Gipfel alles Glückes?

Nicht alles in dir fühlst du selbst als dein du. Bei unzähligen mißbilligten Gefühlen in dir fühlst du: das bin nicht ich. Aber jedes hohe Gefühl, auch wenn nicht du es hast, sondern ein anderer, ist dein Gefühl, wofern du es nur aus heftigster Seele bejahst. Denn wir sind gar nicht das, was wir sind, sondern das, wozu wir ja sagen. Meines Wesens ist, was meiner Wahl ist, auch wenn es außer mir ist. Und was in mir selbst nicht meiner Wahl ist, ist auch nicht mein eigentliches Ich.

Der Alpensee, in dessen Anblick ich so glücklich und bunt anlief vor Freude, bin ich, obwohl er weit außer mir liegt in den Alpen. Und der Zorn, der in mir losgeht durch diesen störrischen Haken, der nicht halten will, der bin ich nicht, obwohl er in meiner eigenen Brust wütet. Und während ich hier häßlich tobe um den Haken, steht vielleicht ein ganz anderer, mir unbekannter Zeitgenosse am Rande des Alpensees und läuft ganz perlmuttern und bunt an vor Seligkeit. Und ist Alpensee, wie ich es war, und ist mehr Alpensee, wie ich es war, und ist mehr ich als ich. Mein Gefühl, das in mir erstarb, ist in ihn übergesprungen, lebt nun in ihm! Deshalb ist er mir unbekannt heilig als Erfüller meines eigenen Seiens außer mir, als Träger meiner Unsterblichkeit.

Mein Ich ist kleiner als mein Ich. Denn in mir ist so vieles mir selber Fremde. Mein Ich ist so unendlich viel größer als mein Ich. Denn es reicht in alle Fernen des Raumes und rückwärts und vorwärts in jede Zeit: überall dahin, wo gefühlt wird und geschieht, was meiner Wahl ist. Und ich brauche nicht einmal etwas davon zu wissen. Aber ich ruhe nun sicher im All. Denn bin ich nicht unsterblich durch alles, was meiner Wahl ist?

* * *

Lese ich Goethe, so frage ich mich: lebte ich nicht schon vor hundert Jahren? Denn auf mancher Seite von Goethe fand ich: mich. Und wenn ich in Plato blättre, im „Gastmahl", wird mir gewiß, daß ich schon auf der Welt war dreitausend Jahre, bevor ich geboren ward. Denn im Plato steht seit dreitausend Jahren mein heutiger Morgen-

gedanke. (Nur daß ich ihn erst dumpf empfand; er aber sagte ihn damals bereits hell.)

In mir ist das Bild einer Jugend: herb und weich, gütig und (aus Güte!) unerbittlich, gezügelt und überschwänglich. Führende sehe ich unter ihnen kraft ihres Wollens und solche, die freiwillig Gefolgschaft leisten, adelig durch Dienst. Bündnisse der Besten erwachen zu hohen Zielen für die Aufartung der Welt, anfangend bei eigener Zucht, Tat, Leistung, Entsagung.

Ich will nur gestehen: ich bin nie einem begegnet, der durch sein Wesen das Bild dieser Jugend mir bestätigte. Und doch tue ich im Grunde alles, was ich tue, nur für diese Jugend, von der mir nie ein Sprosse vor Augen trat. Aber ich wünschte im geheimsten, die Welt so einzurichten, daß eine solche Jugend möglich sei, gedeihen könne. Denn zu denken, daß sie sei, ist mein schönster Gedanke. Und lebte ich schon vor hundert und tausend Jahren, lebte ich einst an Goethe und Plato in dieser Jugend möchte ich fortleben dürfen. Fortleben! Denn könnte ich sie vorstellen und wünschen, wäre sie nicht bereits irgendwie: in mir? Aber keiner, der mir begegnet, kann sie mir ansehen. Denn sie ist nur als armes Bruchstück in mir und an den meisten Tagen ganz verschüttet. So ist sie aber vielleicht auch in anderen nur: verschüttet! Und deshalb, weil sie, in mir verschüttet und verkümmert, dennoch ist, glaube ich an sie, obwohl ich nie einen traf, der sie mir sichtbar vorwies, und gewißlich zu Grabe gehen werde, ohne einen getroffen zu haben.

## Morgen unter Tannen

Wie würzig ist's doch unter Koniferen,
Wenn durch die Schar die Morgenröte fließt,
Wenn sich durch Lichtungen der Tag ergießt,
Der Labetrunk aus ätherhellen Meeren!

Ich trinke ihn, daß mich der Rausch erbaue ...
Voll Jugend strotzt der Hain und gibt befreit
Die nackt ergrünten Wipfel in die Zeit,
Zu fühlen Gott, wie ich ihn träumend schaue.

Oh, welchen Wunsch entfacht die Erdenbraut
Des Schöpfers, dem sie naht im Maiornaten!
Oh, welche Frische kann im Herz geraten!

Gott, wüßte ich, wie hoch der Bogen blaut,
Der so viel Freude schenkt, und wie die schlanken
Und stummen Tannen für das Labsal danken!

Rudolf Geister.

# Knut Hamsun

Von Kurt Offenburg

I.

Wir wissen genug und zuviel von den Mitteln der schöpferischen Arbeit. Unsere Zeit ist in all ihrer atemlosen Schnelle, wie wenn sie in der rasendsten ihrer Umdrehungen versteinern wollte, zur Strafe dafür, daß sie die Wahrheit ihres Schleiers beraubt und erkannt hat. Gestohlenes Gut macht nicht reich.

Die neue Literatur strotzt in scheinbarer Blutüberfülle, prunkt mit Wendungen verhaltener Lebensglut und ungeheuersten Ichdrangs, mit einem Reichtum, den sie aus allen Jahrhunderten der Poesie zusammengetragen hat. Die brünstigste Wendung, die innige Verhaltenheit mittelalterlicher Kirchengesänge, die ungeheuere Kühnheit barocken Ueberschwangs, die pantheistische Atmosphäre der Romantik: alle Mittel und Formen des Ausdrucks werden gebraucht; und sonderbarerweise erstehen aus ihren lebendigen, blühenden Leibern abgenutzte, tote Klischees. Ein Satz wie dieser: „Sie schnitt einen Strauß barbarisch wilder Blumen. Ihr ganzer Arm lag voll davon, und währenddem ging ihr Blut in einer Klarheit, die allen Dingen sich verband, mit jeder Zelle faßte sie jedes Ding der Welt." (Edschmid), — ist in seiner untadligen, unantastbaren Form verdammt zur Kälte, denn nur die ungeheuerlichste Lebenskraft, die nur einmal unter tausend zu finden ist, kann ihr Gefühl durch die Forderungen der Form hindurchtragen bis zur absoluten Erfüllung. — Wie sagt doch Kleist im „Marionettentheater"?" „So, daß sie" (d. i. Grazie-Kunst) „zu gleicher Zeit, in demjenigen menschlichen Körperbau am reinsten erscheint, der entweder gar keins, oder ein unendliches Bewußtsein hat, d. h. in dem Gliedermann oder in Gott."

In dieser unserer, nun so abstrakt gewordenen Welt, wirken ergreifend wie sommerlicher Atem, die Stimmen einer Zeit, die um des Inhalts willen die Form verwarf; die ein Anfang war und die nichts wollte als das Leben: das brodelnde, strömende Leben, den Dunst des Tages und die Atmosphäre der Menschen — auszudrücken in der künstlerischen Gestaltung. In unserer Zeit aber trägt die geforderte und gewollte große Form den Sieg davon über den Stimmungskern des schöpferischen Erlebnisses. Er wird aufgezehrt, und leer steht die prunkvolle Attrappe des künstlerischen Gebildes. Der Impressionismus durchbrach die Gesetze der Form, um keinen Hauch vom Kern der schöpferischen Tat zu verlieren, um die eben erlebte Empfängnis mit ihren ganzen Schauern und Wallungen ins Werk tragen zu können.

II.

Die Romane Hamsuns sind das wunderbarste Beispiel einer solchen Arbeit. Seine Schöpfungen werden uns nicht als Kunst bewußt. Man liest diese Geschichten, wie man sie erlebte; wie wenn die eigenen Sinne das Leben dieser Menschen schlürften. Nur die Kraft der Eindrücke, der Reichtum des atmosphärischen Spiels, die Süßigkeit des Erlebnisses beweisen, daß dieses Leben geläutert (erhöht) Dichtung geworden ist.

Das Thema Hamsuns ist Eros. Nicht die Liebe des Herrn X zu Fräulein Y, sondern das ewige Fluten des zeugenden Gottes; das Schreiten Pans durch die Welt.

Man kann bei Hamsun nicht von einer Entwicklung sprechen. Was Hamsun in „Hunger“ und „Pan“ vom Ueberirdischen im Irdischen gewußt hat, ist auch Inhalt und Vorwurf seiner letzten Werke. Es ist dieselbe lebendige Kraft, die jedem noch so sachlichen und trockenen Satzgefüge, ebenso wie der phantastischen Legende, die unerhörte Spannung gibt, gleichsam mit einem Druck des Pinsels, mit einer stärkeren oder schwächeren Führung der Linie werden Wirkungen von farbigster Fülle erzielt. Menschen, Gespräche, Geschehnisse spielen im Kreis des einfachsten Lebens. Hamsun hat sich immer wieder spöttisch und feindlich über die Neunmalklugen geäußert; über den Magier des Nordens, der alle seine Weisheit von den Sternen holte und sich zeit- und modegebunden gezeigt, daß seine Grübelei abgestanden schmeckt, während Hamsuns irdische Welt ihren starken Duft behalten hat. Dichter wie Hamsun bringen ihr Wissen mit auf die Welt.

Er gehört zu den Menschen der Begnadung. Es gibt Romane aus jeder Lebensepoche, die von Anfang bis Ende in einem einzigen Atem geschaffen scheinen; von Anfang bis Ende gleichsam in einen einzigen Bogen gespannt sind. Zu ihnen zählt das Erstlingswerk „Hunger“, dann „Pan“ und „Mysterien“, und von den letzten Werken „Segen der Erde“, „Unter Herbststernen“ und „Gedämpftes Saitenspiel“ sowie die wunderbaren Prärienovellen. — Und es gibt aus späten und frühen Zeiten Werke Hamsuns, deren Fluß ununterbrochen ist, in denen man die Kraft der Erfindung verlöschen fühlt; aber es gibt keinen Roman Hamsuns, der nicht des Genießens lohnte. In „Redakteur Lynghe“, „Die Stadt Segelfoß“, in „Weiber am Brunnen“ und vor allem in den nicht sehr bühnenwirksamen Schauspielen sind Teile von so dichterischer Erkenntnis, von einer bebenden Feinheit der Psychologie und des Ausdrucks in einer Anspruchlosigkeit gegeben, zu der die moderne Dichtung, die mit groben Kontrasten (Leben und Tod, Gott und Blut usw.) dekorative Wirkungen zu erzielen gewöhnt ist, keinen Zugang mehr findet.

III.

Geschichtlich steht Hamsun am Anfang des Naturalismus. Man hat Einfluß von Dostojewski in dem Roman „Hunger“ wirken geglaubt; aber wer kann wissen, ob der Abenteurer Hamsun überhaupt Dostojewski gekannt hat. Die rätselhaften Gesetze eines jeden Stils sind nicht so einfach zu deuten. Welten trennen die Lebenserfassung Hamsuns von dem dämonischen Russen; Welten trennen diesen Nordländer von dem üppigen Nationalismus Zolas. Wenige Fäden nur führen zu dem objektiven Artismus der Goncourts; und verglichen mit Balzac und Flaubert ist Hamsun ein Lyriker. Und doch gehören die Menschen dieser Zeit in einem Wesenhaften zusammen, das sie von dem Vorher und unserem Nachher trennt: in der Vergöttlichung des Alltäglichen im köstlichen Handwerk der Kunst.

IV.

Der immer willkürliche und lebendige Stil Hamsuns ist nicht leicht im Deutschen nachzuformen. Die neue Uebersetzung von Hamsuns Werken aus dem Norwegischen durch J. Sandmeier (bei Kurt Wolff und Albert Langen, München) bringt die sprachliche Feinheit der Romane dem empfindlichen Leser näher als manche der früheren (Morgenstern, Klaiber), oft holperigen Uebertragungen.

# Franz Dülberg

Von Richard Müller-Freienfels

Wer noch die stolze Zeit des deutschen Theaters um 1900 herum bewußt miterlebt hat, liest heute mit schmerzlicher Resignation die Zettel an den Litfaßsäulen. Raffke & Co. scheinen die Titel diktiert zu haben. Wohl erschienen kurz nach der Revolution eine Reihe neuer Namen, an die sich ernstere Hoffnungen knüpften, auf den Theaterzetteln, eine neue revolutionäre Kunst verhieß man uns, aber kaum einer dieser Namen hat die Hoffnungen erfüllt; mit revoulionärer Gesinnung allein ließ sich kein Drama machen: diese Gebilde, die da glaubten, das Drama aus dem Geiste des Kinos gebären zu können, versagten, und achselzuckend sagen uns heute die Theaterleiter: wir waren guten Willens, wir hoben die Jugend in den Sattel, aber sie konnte nicht reiten, sie konnte weder das ernste noch das vergnügungssüchtige Publikum in unsere Häuser locken. Füllen aber müssen wir diese, und so geben wir, was das zahlungsfähige Publikum will: Clowns und Kokotten. —

Man vergißt nur eins! Ein Bühnenleiter hat nicht nur Verpflichtungen gegen die Jugend, am wenigsten gegen eine, die noch unausgegorener Most ist, er hat auch Verpflichtungen gegen eine Generation, die heute im Alter der Reife ist, eine Generation, die durch die Kriegs- und Schiebezeit vielleicht um die Resonanz betrogen worden ist, die sie in ruhigerem Zeitalter gefunden hätte. Man muß es laut und deutlich sagen: der Dramaturg von heute ist nicht bloß vor die Wahl zwischen expressionistisch-kinohaften Revolutionsdramen und Bordellstücken gestellt, es warten auch noch reife, zeitgenössische Künstler vor den Bühnentoren, die vielleicht nicht mehr „modern" in Anführungsstrichen sind, aber ernste und ehrliche Dichter. Für einen aus dieser Generation, der in Berlin bisher nur in ganz unzulänglichen Aufführungen zu Wort gekommen, sei hier ein Wort gesagt: für Franz Dülberg.

Er ist nicht mit bequemem Schlagwort abzutun. Eine dunkelglühende Traumphantasie scheint seine Werke geboren zu haben, eine farbenprangende Romantik blüht auf, die doch mit seinem Blute genährt ist, ein spukhaftes Leben zieht vorüber, grüblerischen Wissens um tiefe Dinge voll. Nehmt die legendäre Tragödie vom Korallenkettlein! Viel tiefer und schöner als es Wedekind je vermocht, ist hier die purpurne Sehnsucht des Geschlechts gesungen, niemals ist tiefer und poetischer die Macht der dunklen Gassen in den Städten, der dunklen Triebe im Menschen gestaltet worden, als in dieser traumumfangenen Mädchengestalt, in der Sinnenbrunst und Keuschheit so seltsam verschlungen sind, und die zermalmt wird von dem Räderwerk einer berechnenden, verlogenen, heimlich geilen Moral. — Nehmt die dramatische Ballade von Karinta von Orrelanden, in der die alte Wunderhornsage von der Herzogin von Orlamünde zu neuem Leben erwacht ist. Wiederum ein Traumspiel von Leidenschaft und Tod, Schicksale von Menschen, die vorüberziehen wie Spukgestalten, spukhaftes Geschehen, in dem doch tiefstmenschliches Leben jubelt und schluchzt. Nehmt auch die Tragödie von Carolino, deren alter Stoff schon früher Gryphius und Arnim und Immermann behandelt haben, der hier zu lebendigem

Geschehen von feinster Künstlerhand geformt ist. An Hebbels Gyges erinnert das überaus feinzahnige Geschehen: wiederum der Kampf zwischen Keuschheit und glühendster Leidenschaft, ein Kampf — wie stets fast bei Dülberg — ausgefochten auf der Schwelle zwischen Traumparadies und grauenhaftestem Abgrund. — Nehmt auch letztlich, um von den andern Werken zu schweigen, das seltsame Lustspiel vom Tyrannenmörder, Dülbergs vorläufig letztes Werk, das bisher nur in unzulänglichen Provinzvorstellungen ins Licht der Rampe kam. Ein tragisches Lustspiel! Jean Pauls krause Phantastik scheint auferstanden zu sein, aber Blüten von einer ganz neuzeitlich empfundenen Tragikomik treibend. Eine Inhaltsangabe würde das Skelettieren eines vielgliedrigen Organismus sein, wäre so unmöglich, wie die Inhaltsangabe eines Jean Paulschen Romans; denn Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung schwingen reichlich mit hinter dieser burlesken Handlung, in der zur Zeit der französischen Revolutionsinvasion in Deutschland ein Serenissimus tot im Wald gefunden wird und zwei Narren, ein schrulliger Schulmeister und ein vagierender Scholast, jeder für sich, behaupten, sie hätten die Tat getan und dafür ins Gefängnis wandern. Phantastische Irrlichter zucken durch ihre Unterhaltungen, besonders seitdem des Ermordeten Tochter Delphine, ein mit abnormen Fähigkeiten begabtes Jüngferlein, sich für die beiden Todesprätendenten interessiert. Dazwischen aber wandeln Gestalten von einer saftigen Rundheit, wie Sauna, die echteste Bühnenplastik haben.

Ich habe nur einige Werke eines reichen Dichters (und nebenbei feinsinnigen Kunstforschers) herausgegriffen. Hier sind Probleme tiefer Sexualmystik und Sexualsublimierung einmal nicht nach Freudschen Rezepten vorgetragen, sondern dichterisch gestaltet. Eine Farbenphantasie, eine Fähigkeit zur farbigen Visualisierung von Gestalten und Szenenbildern, blüht in diesen Werken, die modernen Regiekünstlern ganz eigne Problem stellen müßte. Ein vergrübelter und krauser, aber aus der Tiefe schöpfender Geist spricht hier, wie wir deren nicht so viele haben, um an ihm vorübergehen zu können. Es ist unbegreiflich, daß unsere größten Bühnen diesen echten Dichter bisher nicht auf den Schild gehoben haben.

---

Gerade, als der vorstehende Aufsatz gedruckt war, brachte das Berliner Staatstheater Franz Dülbergs legendäre Tragödie „Korallenkettlin“ heraus. Die Aufführung brachte einen vollen und starken Erfolg, der wieder einmal bewies, daß es wahrlich nicht die schwächsten Dramatiker sind, die man an den Toren der deutschen Bühnenhäuser heute vergeblich warten läßt. Die Dichtung erwies sich, abgesehen von ihrem hohen literarischen und poetischen Wert, auch äußerlich als ein außerordentlich bühnenstarkes Drama. Wenn die maßgebenden deutschen Theaterleiter in dieser lendenlahmen, allem Kraftvollen abgeneigten Zeit vor wirklich lebendigen und auch im guten Sinne des Wortes theatralischen Dichtungen nicht soviel Angst hätten, so wäre Franz Dülbergs „Korallenkettlin“ eines Siegeslaufes über alle größeren Bühnen sicher. Hoffentlich gibt der Berliner Erfolg des „Korallenkettlin“ nun auch andern Bühnenleitern, die in der Theorie so gern mit literarischem Ehrgeiz prunken, endlich den Mut, ihrem Publikum Franz Dülbergs dramatische Dichtungen nicht weiter vorzuenthalten. H. J.

# Der neue Weltkörper

## Fröhliche Andacht

Von Walter Harlan

Aus dem Dach der Leidener Sternwarte langt ein Fernrohr in den Himmel, durch dieses Fernrohr ist vor einigen Monaten ein wohl sehr erlauchter neuer Weltkörper zuerst von Menschenaugen gesehen worden. Daß er sicherlich da wäre, wußten die Sternenforscher freilich schon vorher aus der offensichtlichen rhythmischen Einwirkung dieses Weltkörpers auf die Wege der Sonne.

Es ist vielleicht möglich, von dem Größenverhältnis und Machtverhältnis zwischen der Sonne und diesem neuerschauten Bürger des Alls ein Gefühl zu erlangen. Wer hätte nicht mal in einem Aquarium ein Seepferdchen gesehen. So hoch wie eine Stopfnadel ist es und sozusagen durchsichtig, steigt zwischen den Meerespflanzen auf und nieder, wirbelnd mit seinen Rückenflossen. Wenn aber im Norden des Atlantischen Ozeans bei einem solchen Seepferdchen einn ausgewachsener Walfisch vorüberschwimmt, dann sieht er neben dem wirbelnden Seepferdchen um etwa so viel größer aus, wie dieser „neue Weltkörper" neben der Sonne. Es stand in der Zeitung, daß er ungefähr 300-millionenmal so groß wäre.

Und seit Fechners psychophysischen Entdeckungen sind wir ja alle mehr oder minder geneigt, an eine Irgendwie-Beseeltheit der sogenannten „Weltkörper" zu glauben, an einem dem Menschengeist unfaßlichen Willen oder Ueberwillen in den kosmischen Leibern, an eine Uebervernunft in ihnen. Nun erst haben wir klar verstanden, warum uns Goethes Erdgeist lächelnd niederschmettert: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir."

Seele ist ein Drang und Wille. Was will der Erdgeist? Er will den Rhythmus von Morgen, Mittag, Abend, Nacht, will den Rhythmus der Jahreszeiten, will des Himmels Reigen und Reich. Und er will auch all das unendlich bunte, lustige Leben auf seiner Haut, treibt es aus sich hinaus. Ich glaube mit vollkommener Gewißheit, er ist beseelt, sehr viel reicher an Willen, an Weltbewußtsein und Selbstbewußtsein, an Tatkraft, als Dr. Viereck und als der Geheime Studienrat Sauerblick. Ingleichen glaube ich, daß beispielsweise die Sonne lachen kann, und daß dies keineswegs etwa — „Poesie" ist!

Kurzum, ich weiß von einem vergnügten Augenblick, den dieser Walfisch über der Sonne von einigen Jahren mal erlebt hat.

Eines Tages sah er hinunter auf dieses Seepferdchen, das lodernd seines Weges flog, umgeben von dem Mückenschwarm seiner gänzlich unzählbaren Trabanten... Ah, dieser Mückenschwarm dort unten ist eben auch wieder — ein Reigen! Zwar nur ein ziemlich kleiner Reigen ist er, aber voll Harmonie und göttlicher, gänzlich unsäglicher Schönheit! Niedlich ist er, wundervoll niedlich!

Der Walfisch sah auch, sah vollkommen deutlich, was auf der Haut jeder einzelnen von den Mücken um dieses lodernde Seepferdchen vor ging, auf den Bergen und in den Tälern, auf den Feldern und den Straßen der Städte, — er sah's mit bloßen Augen. Oh, er hatte vorzügliche Augen, natürlich nicht vergleichbar mit den Augen des All-

meisters, die allenthalben gegenwärtig, in alle Herzen und Vernünfte blicken, aber es sind doch eben die Augen eines mächtigen Helfers bei der ewigen Schöpfung, man könnte sagen, eines Erzengels.

Fast alle Weltwesen, insoweit sie noch nicht, wie unser Mond, rotierende Leichen sind, haben ja auf ihrer Haut eine Art Ungeziefer, „Menschen" oder sonstige, sozusagen für sich lebende Hautbewohner, die auch teilweise mit einem Tröpfchen Vernunft und Phantasie und eigenem Schöpferwillen begabt sind. Für diese Hautbewohner haben die Weltwesen ein Wort, es klingt wohlwollend und schlechthin herzlich, ungefähr wie das Menschenwort Ameisen.

Also der Walfisch blickte hinunter auf den harmonisch kreisenden Mückenschwarm um das lodernde Seepferdchen, und nun hatte er einen einen Anblick..., hauptsächlich um dieses Anblicks willen habe ich diese fröhliche Andacht niedergeschrieben: Er sah, daß auf dem Rücken einer der Mücken — es war unsere Erde — und offenbar rings um ihren Leib die dortigen Ameisenvölker in einen wütenden Krieg geraten waren, teilweise wohl aus Futterneid, hauptsächlich aber ohne jedweden irgendwie etwa einleuchtenden Grund, es war offensichtlich eine Art Sportinteresse. Oh, einen ähnlich drollig-entzückten Anblick, wie der Walfisch in dieser Weltminute hatte, würde auch unsereiner haben, wenn er etwa durchs Mikroskop dem Ungeziefer auf einer Laus zuschauen würde! Es war drollig von vornherein! Und wollten die Ungeziefervölker dies allgemeine gegenseitige Totschießen und wütende Wettlügen dort auf der winzigen, mehr als zwölftausend Lichtjahre entfernten Mücke mit einem kurzen Ausdruck bezeichnen, so nannten sie es — „den Weltkrieg"!!! Was gibt es doch für komische Wörter!!!

# Randbemerkungen

## Namentlich, wie ich sie ausführe — die Hinrichtung!

In Breslau hat der bekannte Scharfrichter Schwietz Selbstmord begangen, nachdem er sozusagen nach einer erfolgreichen Berufstätigkeit — er hat 123 Hinrichtungen ausgeführt — in den Ruhestand getreten war. Wie berichtet wird, soll das Ruhegehalt so kärglich bemessen gewesen sein, daß der alte Mann mit steten Nahrungssorgen zu kämpfen hatte. Um sich einen Nebenerwerb zu verschaffen, bereiste Schwietz die kleinen Landstädte Schlesiens, um dem wißbegierigen Publikum gegen Eintrittsgeld sein Richtbeil zu zeigen und über seine Tätigkeit einen Vortrag, in den er viele beherzigenswerte moralische Ermahnungen hineinflocht, zu halten. Ein Scharfrichter kann gewiß mancherlei erzählen über Menschen und menschliche Bestien, über die Todesstrafe, ihre Ausführung und schließlich auch über ihre sittliche Berechtigung. Herr Schwietz vertrat, wie es ja sein Beruf mit sich brachte, nicht den Standpunkt jener kriminalistischen Schule, die die Strafe lediglich als Besserungs- und Erziehungsmittel gelten lassen will, sondern er hielt es mehr mit der Maxime des alten Testaments „Auge um Auge, Zahn um Zahn", faßte die Strafe demnach als Vergeltungsakt auf, als einen Racheakt der Göttin mit den verbundenen Augen. Trotzdem war Herr Schwietz ein human denkender Mann, der jede Grausamkeit in der Aus-

übung seines Berufes als Nachrichter vermied. Er stand, wie es ja seine 123 Amtshandlungen beweisen, in dem Rufe eines tüchtigen Fachmannes — hat er sich doch, wie viele seiner Zunft, von einem einfachen Schlächtergesellen zu der ansehnlichen Höhe eines Scharfrichters emporgearbeitet! Welch eine hohe Auffassung er von seinem Amte gehabt hat, beweist folgende Aeußerung: „Die Hinrichtung selbst, namentlich wie ich sie ausübte, ist eigentlich gar keine Strafe für das Furchtbare, das die Delinquenten begangen haben." Danach muß es ein Vergnügen gewesen sein, sich von Herrn Schwietz um einen Kopf kürzer machen zu lassen. Wie dem auch sei; es ist etwas Furchtbares um eine Strafjustiz, die den Scharfrichter nicht entbehren kann.

## Ernste Sorgen

„Die Technik ist zum Glück soweit vorgeschritten, daß es in zahllosen Fällen möglich ist, seinen kleinen Apparat (Radiofunk) mit auf die Reise zu nehmen," las ich in diesen Tagen in einem sonst ernst zu nehmenden Blatte. Ferner wurde in dem betreffenden Artikel die erfreuliche Mitteilung gemacht, daß die Sendegesellschaften in Berlin und Hamburg bereits am Werke sind, ihren Dienst so einzustellen, daß der gesamte Ost- und Nordseestrand mit Rundfunkunterhaltung versorgt wird. Man wird demnach in der Sommerfrische, am Strande, vielleicht in absehbarer Zeit auch in den Bergen, nichts mehr von den sogenannten Errungenschaften der Technik zu entbehren brauchen. Die Langeweile, die jeden dreimal durchgesiebten Großstädter bei Anblick des Meeres angähnt, ist — sofern er Besitzer eines kleinen Schwatzapparates ist — endlich in zufriedenstellender Weise gelöst. Man lehnt sich in seinen Strandstuhl, schnallt sich die Hörer um die Horchlöffel und distanziert sich so gewissermaßen im Geiste von seiner Umgebung. Raum und Zeit sind überwundene Begriffe. Wir haben es herrlich weit gebracht! Und Größeres steht uns noch bevor. Wenn wir mit demselben Eiltempo auf der Bahn der Erfindung wie bisher vorwärts schreiten, werden wir bald in die Lage kommen, Privatgespräche abzufangen. Welch eine lohnende Aufgabe, nicht nur für Spitzbuben und Diplomaten, sondern erst recht für alle müßigen Schnüffler und Schwätzer, die es sich nicht an der eigenen unreinen Wäsche genügen lassen, sondern auch die der lieben Mitmenschen durchhecheln müssen. Daher das allgemeine Interesse, das alle der Nivellierung des Geschmackes, der Ausbreitung der Ungeistigkeit und der Denkfaulheit dienenden Erfindungen auslöst. Mit dem Grammophon setzte der geistige Umwertungsprozeß ein, bald folgte der Kinematograph, Musik und Schauspielkunst waren damit zu einem Handelsartikel en gros geworden, zu einer Ware, die man aus dem Laden beziehen und unter Ausschaltung des reproduzierenden Künstlers in jeder Verdünnung genießen konnte. Dann gesellte sich als dritter im Bunde der Radiofunk den beiden anderen Erfindungen hinzu. Er hat den Wirkungsradius des an den Ort gebundenen Grammophons ins Unendliche projiziert. Man träumt ja schon davon, daß es gelingen werde, die Bewohner ferner Welten mit dem Geplapper der Erdenbewohner zu erfreuen! Ob diesen das Aufnahmeorgan für menschliche, allzumenschliche Angelegenheiten eignet, wissen wir nicht, tut auch nichts zur Sache, es genügt, daß wir uns an dem Gedanken einer raumüberwindenden Technik berauschen,

gerade als bliebe uns nichts Besseres mehr zu tun übrig. Ja, es sind ernste Sorgen, die uns in einer Zeit erfüllen, in der es gilt, die Wirtschaftskräfte auf das äußerste anzuspannen, um wieder in die Höhe zu kommen. Kann man denn überhaupt noch etwas erhoffen von einem Geschlecht, das seine Zeit mit allerlei Allotria totschlägt, auf die Sportplätze und in die Kinos läuft und eine „Kunst", die durch eine mechanische Uebertragung vollkommen verwässert wird, genießt! Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß die Technik, die unsere Arbeitsleistung fast unbegrenzt steigert, zugleich eine schauderhafte Tyrannei ausübt und unsere geistige Persönlichkeit mordet.

## „Der französische Wein hat uns besiegt."

Es wird uns zu dieser Randbemerkung im Mai-Heft der „Gegenwart" geschrieben:

Mit großem Interesse habe ich Ihre Entgegnung auf den Artikel in der Zeitschrift „Der christliche Abstinent" von Universitätsprofessor und Hauptmann d. R. Hans Schmidt gelesen. Sie haben die Insinuationen gegen die Armee zurückgewiesen, wie sie zurückgewiesen werden müssen. Ich war während des Krieges Kompagnieführer und habe niemals, obgleich ich die beiden letzten Jahre an der Westfront, also in einem Weinlande gelegen habe, alkoholische Ausschreitungen beobachtet. Es ist vorgekommen, daß wir auf ein französisches Weinlager stießen, aber die Bestände waren gewöhnlich so gering, daß sie kaum ausgereicht hätten, eine Kompagnie in den Rauschzustand zu versetzen, geschweige denn die ganze Armee. Was der in dem Artikel zitierte Brief anbelangt, so scheint mir hier eine grobe, wenn nicht böswillige Uebertreibung vorzuliegen. Danach müßte sich ein ganzes Artillerieregiment buchstäblich betrunken haben. Man stelle sich doch einmal vor, welche Mengen von Wein dazu gehört haben müßten! Im allgemeinen haben die Franzosen, wenn sie einen Ort räumen mußten, eher die Fässer auslaufen lassen, als daß sie den Inhalt uns überließen. Wenn nun Professor Schmidt behauptet, daß der französiche Wein uns besiegt habe, und die Schlacht bei Amiens verloren gegangen sei infolge Trunkenheit der Armee, so ist das, wie Sie sehr richtig bemerken, eine beispiellose Leichtfertigkeit des Urteils, umso bedauerlicher, daß ein Hauptmann der Reserve sich aus Abstinenzfanatismus dazu hinreißen läßt.

Ich vertrete selber den Standpunkt der Mäßigkeit und hätte ihn auch bei meinen Leuten im Felde durchgeführt, wenn es nötig gewesen wäre. Aber alkoholische Exzesse sind, Gottlob, nicht vorgekommen, da sich meinen Leuten nie die Gelegenheit geboten hat, über „volle Keller zu stürzen". Es hätte auch kaum einer Ermahnung von meiner Seite bedurft, wenn wirklich dieser Fall eingetreten wäre, da in meiner Kompagnie der Geist der Disziplin bis zuletzt lebendig war. Wenn uns gelegentlich ein Achtel Bier als Liebesgabe überwiesen wurde, so wurde es von Offizieren und Mannschaften in schönster Harmonie geleert. Es war jedesmal ein Festtag, und ich kann wohl sagen, daß diese kleinen Liebesmahle sehr dazu beigetragen haben, das kameradschaftliche Verhältnis aufrecht zu erhalten. Ich verstehe sehr wohl, daß Graf Zeppelin sagen konnte: „Kein Zweifel über den wohltuenden Genuß deutschen Bieres!" In dem Einerlei der Schützengräben vollbrachte ein Glas Bier zur rechten Zeit geradezu Wun-

derdinge und regte die erschlaffenden Lebensgeister ganz außerordentlich an. Ich bedaure nur, daß uns dies vorzügliche Auffrischungsmittel nur so selten zuteil wurde. Verständigerweise wurde das Alkoholverbot von der Heeresleitung nur für die Zeit der Mobilmachung erlassen, nicht im Felde. Die Abstinenten mögen dies für eine verkehrte Maßnahme halten, aber die Tatsachen haben ihre Theorie gründlich widerlegt. Gerade unter strapaziösen Lebensbedingungen ist ein Glas Bier eine wahre Wohltat. Alles Gerede über abstinente Lebensführung ist überflüssig und unsinnig. Es versteht sich am Rande, daß man das zuträgliche Maß nicht überschreitet. Mögen die Abstinenten nach ihrer Fasson selig werden — wir wollen es auch! A. St.

## Für welches Publikum?

Sagt man von einem Schriftsteller, er verfolge moralische Tendenzen, so läuft er Gefahr, von seiner Anhängerschaft gesteinigt zu werden. Rühmt man aber die „Stärke seines Ethos", so wird man von drei Verlegern zur Publikation einer Monographie aufgefordert. Der Haß, mit dem die Mehrzahl unserer Literaten die arme Wissenschaft („die bekanntlich abgewirtschaftet hat") verfolgt, läßt sie unter Moral Engherzigkeit verstehen — aber Ethos, das ist so etwas wie „Weltanschauung" — das lieben sie.

Daß Ethik eine wissenschaftliche Disziplin ist (die man studiert, nicht aber „hat" oder „nicht hat") und daß Ethos etwa soviel wie sittliches Selbstverantwortlichkeitsgefühl bedeutet, das stört sie wenig: sie begreifen Ethos als das Gegenteil von l'art pour l'art und sie nennen den ethisch, der veredelnd und bessernd (moralisch!) auf ein Publikum wirken will, Massenwirkung haben heute aber außer Operette und Film nur die Feuilletons. Ob die Journalisten mit dem starken Ethos so veredelnd wirken, wenn sie blödsinnige termini verbreiten?

Sehe ich auf der Bauchbinde einer Neuerscheinung fettgedruckt „Ethos", so beginnt das Buch in den meisten Fällen mit einem „Aufruf in zwölfter Stunde" mit der anbrechenden „Neuen Epoche" und mit dem Rettungsmittel der „Neuen Geistigkeit".

Wer liest das? Die Literaten — höchstens noch ein paar Snobs stellen es sich in die Bibliothek, wenn der Autor einen Namen hat. — Alle berufen sich darauf, die französische Revolution sei von den Enzyklopädisten gemacht worden — aber die Enzyklopädie war mutatis mutandis die Feuilletonsammlung der Zeit, es waren keine geistvollen Broschüren, die nur die berühmten „geistigen" verstehen und lesen.

Wenn man aber weiß, daß man nur für seinen Kreis schreibt, warum schreibt man so, als ob man für die Masse arbeite? Warum sagt man nicht ehrlich: ich schreibe für die Kollegen (oder: die Kameraden — je nach Temperament)? Warum schreibt man Aufrufe in die Luft, deren Inhalt jeder kennt, anstatt im eigenen Hause rein zu machen? Wie wäre es mit folgenden naheliegenden Aufgaben: den Stil zu reformieren oder schematisierte Literaturgeschichte zum Teufel zu jagen, ehe man das vermorschte Europa mit unzulänglichen Mitteln zum Teufel zu jagen vorgibt? Warum soll man nicht eine schematisierte provinzielle Kritik bespucken, anstelle sich täglich einander zu versichern, man wolle den Kapi-

talismus anspucken? Ein Demagoge leistet hierfür mehr als fünfhundert „geistige" Broschürenschreiber.

Ihr seid doch die einzigen, die Ihr Eure Bücher lest! Da schreibt doch einmal für Euch! Dann habt Ihr Euer Ethos behalten und zugleich eine lösbare Aufgabe. Im übrigen braucht Ihr Euch nicht zu fürchten: die paar Groschen, die Ihr verdient habt, bekommt Ihr weiter, wenn nur Hegner schönes Bütten nimmt und Ihr Eure Ausgaben fleißig signiert.

F. O. Hallener

# Börsenspiegel

## Der arme Aktionär

In den seligen Tagen der Inflation fragte allmählich kein Mensch mehr nach einer Dividende. Denn ihr Wert war ohnehin nahezu illusorisch geworden. Eines Tages las man in der Zeitung, daß diese oder jene Gesellschaft eine Dividende von 100 oder 200 oder 500 vH. erklärt habe, und man rechnete sich aus, daß das so und so viele Papiermark ausmache. Manchmal eine relativ noch ganz annehmbare Ziffer. Dann vergingen ein paar Wochen bis zur Generalversammlung, und bis man den Gegenwert der Dividende in den Händen hatte und darüber verfügen konnte, war eigentlich nichts mehr übrig geblieben; es hatten sich die 200 und 500 oder gar 1000 vH. in nichts aufgelöst, in weniger als die Spesen der Gutschrift ausmachten.

Indessen, der Aktionär klagte trotzdem nicht, da er am Kurse verdiente, und in jenen Tagen, als man in den „Millionen" und in den „Milliarden" schwamm, als man von einem Tage auf den anderen „Millionen" am Kurse verdiente, was kam es da auf die lumpigen paar Tausend Mark Dividende an?

Und dann kam die Stabilisierung. Eine Mark war wieder eine Mark, und wenn am Bilanztage eine Dividende erklärt worden war, so war sie am Generalversammlungstage noch genau soviel wert. Das war sehr erfreulich. Denn inzwischen hatten auch die „Millionengewinne" an der Börse aufgehört, und man konnte die Dividendenerträgnisse wieder sehr gut gebrauchen.

Im gleichen Augenblick wurden die Dividenden abgeschafft. Daß heißt, nicht etwa durch höheren Beschluß der Reichsregierung, wie etwa die Zinsen auf deutsche Anleihen und andere „mündelsichere" Werte; sondern vielmehr durch ein gewissermaßen stillschweigendes Abkommen der Verwaltungen unserer Aktiengesellschaften. Ein paar rühmliche Ausnahmen gibt es allerdings. Aber selten, sehr selten. Die meisten Gesellschaften indessen vertreten heute den Standpunkt, daß man alles von ihnen verlangen könne, nur das Eine nicht, nämlich eine Dividende.

Der arme Aktionär ist der Prügelknabe. Wie es bis vor kurzem der Staatsgläubiger, der Besitzer von Kriegs- und ähnlichen Anleihen war, so ist es jetzt auch der Besitzer von Aktien. Als vor ein paar Tagen in der Generalversammlung der bekannten Aktiengesellschaft Mix und Genest ein Aktionär mit Rücksicht auf das sehr befriedigende Jahreserträgnis den Antrag stellte, eine Dividende zur Verteilung zu bringen,

wurde der wohlgemeinte und durchaus berechtigte Vorschlag glatt abgelehnt, und zwar gegen eine bescheidene Minderheit. Wie kommt das? Denn eigentlich hätte doch jeder Aktionär ein begreifliches Interesse daran, eine Dividende zu erhalten und als Besitzer eines sogenannten „Dividendenpapiers" nicht ebenso behandelt zu werden wie jemand, der dem Deutschen Reiche Geld geliehen hat.

Wie derartige Generalversammlungsbeschlüsse zustande kommen, weiß man. Die große Mehrzahl der Aktionäre geht natürlich nicht zu der Versammlung hin, was man ihr auch nicht verübeln kann. Denn selbst die kleinsten Unkosten, die man davon hat, sind größer als die ganze Dividende. Die der Gesellschaft nahestehenden Banken vertreten also die Aktionärstimmen auf Grund der bei den Banken liegenden Stücke, und so kommt es, daß laut ganz allgemein übertragener Vollmacht an die Banken die Aktionäre sich mit der Nichtverteilung einer Dividende einverstanden erklären, und das sie also *gegen* ihre eigenen Interessen und Wünsche stimmen. Früher hatte all das keine sonderliche Bedeutung. Die Generalversammlung hatte über die Dividendenhöhe zu beschließen, mochte sie nun 4 oder 6 oder 10 oder 15 vH. betragen. Der Einzelaktionär hatte gar keine Veranlassung, sich gegen den vorgeschlagenen Satz zu erklären, denn schließlich mußte die Verwaltung wohl besser als er beurteilen können, ob die vorgeschlagene Höhe richtig und angemessen sei. Aber heute handelt es sich um eine grundsätzliche, um eine für jeden Aktienbesitzer überaus wichtige Frage, und es wäre deswegen sehr erwünscht, wenn einmal eine Versammlung beschlösse, *entgegen* dem Vorschlage der Verwaltung eine den Gewinnerträgnissen des Unternehmens angepaßte Dividende zu verteilen. Daß es aus Mangel an flüssigen Mitteln nicht ginge, wird zwar im allgemeinen als eigentliches Argument ins Feld geführt. Aber in der gleichen Minute wird gewöhnlich beschlossen, Beträge um 100 000 Goldmark herum als Aufsichtsratstantieme zu verteilen. Wozu die flüssigen Mittel erfreulicherweise immer noch vorhanden sind. . .

Auch in anderer Beziehung werden heute die armen Aktionäre stark entrechtet, und zwar wird sich das vor allem zeigen, sobald die Zusammenlegungsfrage der Aktienkapitalien eine größere Rolle zu spielen beginnen wird. Daß es heute für jedes Unternehmen vorteilhaft sein wird, in Zukunft ein möglichst niedriges Aktienkapital zu haben, dürfte sich wohl kaum bestreiten lassen. Das sieht man auch in allen Verwaltungskreisen ein. Es kommt also vor allem darauf an, die Kleinaktionäre gewissermaßen „unschädlich" zu machen. Bekanntlich ist diese Materie seit kurzem auch gesetzlich geregelt worden. Aber wenn die gegenwärtige Reichsregierung den Kleinkapitalisten gegen Vermögensverlust, Ausraubung und ähnliche Nachteile zu „schützen" bestrebt ist, so kann das nur eine ironische Heiterkeit hervorrufen. Die Annullierer der Kriegsanleihen und der Sparprämienanleihe als „Schützer" des Kleinkapitals!

Vor allem besteht die große Gefahr darin, daß die Großaktionäre planmäßig dahin arbeiten werden, die Aktienkapitalien über Gebühr stark herabzusetzen. Dadurch wird naturgemäß der Kurs der Aktien ungünstig beeinflußt, und die Kleinaktionäre werden, erschreckt über die beantragte starke Zusammenlegung, ihren Besitz vielfach billig fortgeben. Der „eingeweihte", mit den inneren Verhältnissen genau vertraute Groß-

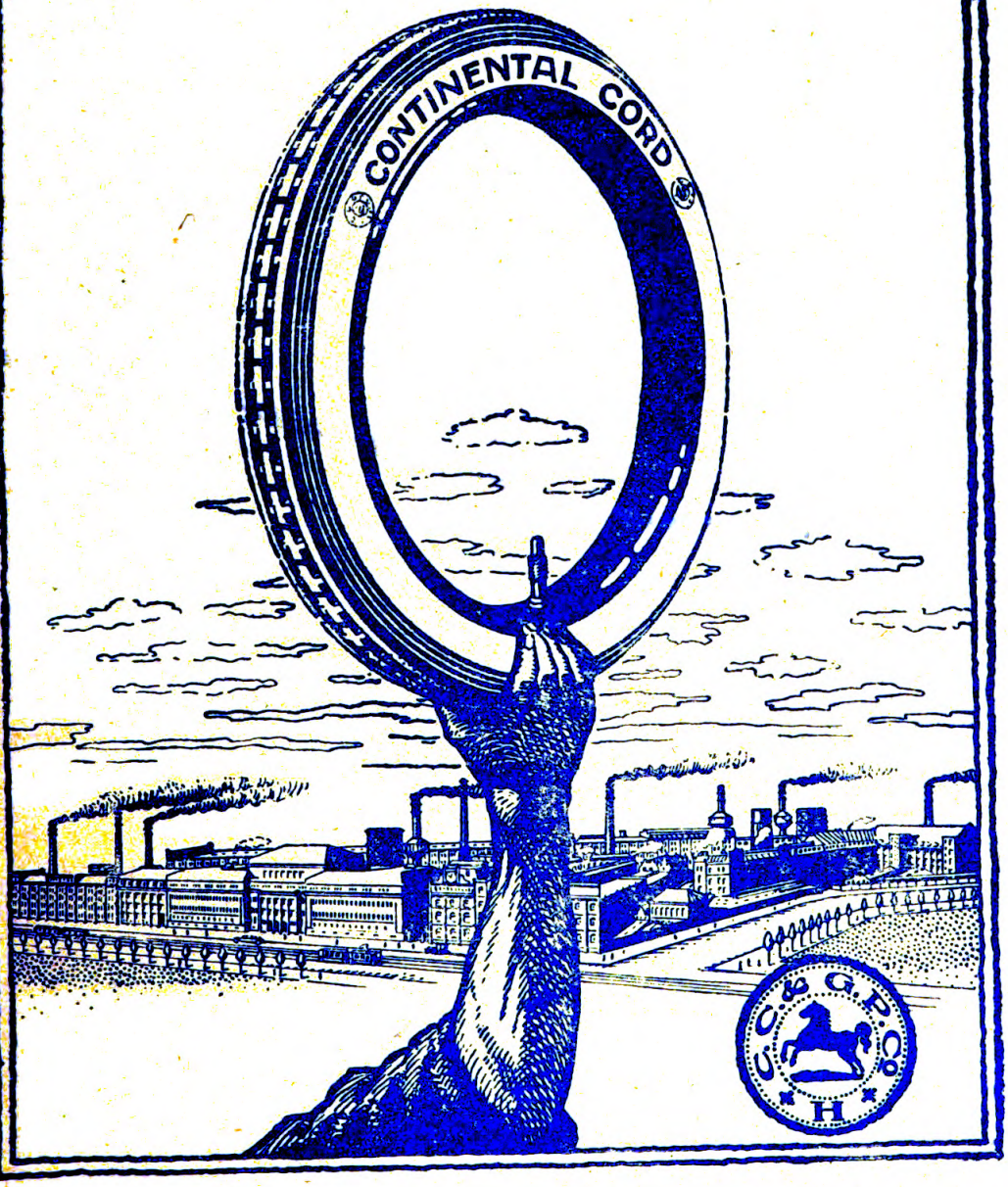
aktionär aber, der sehr wohl weiß, daß in Wirklichkeit gar keine so starke Zusammenlegung erforderlich wäre, kauft die an den Markt kommenden Aktien billig auf. Ihm selbst ist es zunächst vollkommen gleichgültig, wieviel Nominalkapital er besitzt, denn er kennt den inneren Wert seines Besitzes, den er nicht auf Grund des künstlich gedruckte Börsenkurses errechnet. Paßt es ihm aber eines Tages später, den Kurs in die Höhe zu setzen, so braucht er nur für eine hohe Dividendenerklärung zu sorgen, was nach der erfolgten starken Kapitalherabsetzung relativ leicht ist, und zum mindesten die kurz vorher billig gekauften Aktien wird er bei dieser Gelegenheit zu guten Kursen los. Der Kleinaktionär aber fragt sich natürlich, warum er eigentlich damals, als die starke Zusammenlegung angekündigt wurde, seinen Besitz so billig fortgegeben habe, nachdem sich jetzt herausstellt, daß es eigentlich gar nicht nötig gewesen wäre, die Aktien in dieser rigorosen Weise zusammenzulegen.

Und dann das besonders bedenkliche Kapital der Vorzugsaktien, die damals, aus Furcht, das heißt eingebildeter Furcht vor „Ueberfremdung" in zahlreichen Fällen geschaffen worden waren, und welche in jenen Tagen von den Verwaltungsgruppen beinahe umsonst — gewöhnlich auch noch mit 25 vH. Einzahlung! — übernommen worden waren. Jetzt möchte man sie natürlich in allen ihren Vorrechten und Unrechten erhalten, ebenfalls auf Kosten der Kleinaktionäre, die ihrerseits niemals so billige Aktien wie diese Vorzugsaktien — in des Wortes wahrster Bedeutung — zu erhalten Gelegenheit hatten. Auch in diesem Falle muß sich der Kleinaktionär wehren, gegen Ausraubung, Uebervorteilung und Benachteiligung. Wehren, so gut er kann, und das ist nicht eben leicht, und helfen kann ihm eigentlich in diesem ungleichen Kampfe nur die öffentliche Meinung, die Presse. Denn in jede Generalversammlung einer Gesellschaft zu gehen, von deren Aktien er sechs Stück im Werte von insgesamt 60 bis 100 Mark hat, kann man wirklich nicht von ihm verlangen, und wollte er einen Anwalt mit der Vertretung seiner Interessen betrauen, so würden die Gebühren höher sein, als der Gesamtwert der Aktien in den einzelnen Fällen. Auch bei dieser Gelegenheit zeigt sich aber, wie verkehrt in den letzten Monaten der Inflation die Massenfabrikation neuer Aktien gewesen ist, gerade als seien es wertlose Milliardenscheine gewesen, und daß sich dadurch der Effektenbesitz auch viel zu sehr zersplittert hat. All das rächt sich jetzt, und — was das Bedauerliche ist — in erster Linie und sogar fast ausschließlich an den armen Kleinaktionären.

Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: F. B. Duisberg, Berlin SW 61.
Druck: Gustav Pritz & Co., Leipzig-Stött.

# Continental
## Reifen



# Die Reklame

ZEITSCHRIFT DES VERBANDES DEUTSCHER REKLAMEFACHLEUTE E.V.

**Das führende Fachblatt**

Erscheint ohne Unterbrechung
seit 1908

**Unentbehrlich**

für jeden,
der praktisch oder wissenschaftlich sich mit Reklame in irgendeiner Form befaßt

*Soeben erschienen:*
Sonder-Nr.: Rheinland-Westfalen

*In Vorbereitung:*
Sonder-Nr.: Frankfurt am Main
" Buchreklame und Buchkunst

Heftpreis GM 5.30 postfrei b. Voreinsend.
Jahres-Bezug (12 Hefte) GM 40.—
postfrei bei Voreinsendung des Betrages

*Bestes Insertionsorgan für Reklame-Hersteller*

Verlag
**Francken & Lang G.m.b.H., Abt. „Ew."**
Berlin W 57


Druck von Gustav Pritz & Co., Leipzig-Stö.

I 285-2
AUG 29 1924

# DIE GEGENWART

POSTVERTRIEB AB LEIPZIG

## ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN U. KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH ILGENSTEIN

AUS DEM INHALT:

Was mir die Ärzte geraten haben
Von S. Hausmann

Das Leben ist des Lebens Sinn
Von Hugo Marcus

Die Große Berliner Kunstausstellung
Von C. F. W. Behl

Henrik Ibsen in Gossensaß Von C. Fries

Das fremde Mädchen Von Wilhelm Ueberhorst

Randbemerkungen:
Wirkungen des amerikanischen Alkoholverbots — Faust's „Verdammnis" — Der Einbrecher als Philosoph — Der Meisterboxer als Rausschmeißer — „Ich warne Neugierige"

Börsenspiegel

JULIHEFT 1924 / JAHRGANG 53
VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE
HEFTPREIS M. 0.30

VERLAG: GEGENWART G·M·B·H / BERLIN W 57 BÜLOWSTRASSE 56

# Die Gegenwart

53. Jahrgang | Juliheft | 53. Jahrgang

## Was mir die Ärzte geraten haben

Von Prof. Dr. S. Hausmann

Nach den Regeln ärztlicher Kunst hätte ich eigentlich die Verpflichtung, seit zwei Jahren unter dem Rasen zu liegen. Auf einer Radtour bei Niederbronn im Unterelsaß erlitt ich am 15. August 1902 einen Kräfteverfall. Da es gerade bergab ging, ließ ich das Rad laufen, bis ich zu einer Wirtschaft kam, in der ich mir einen Pfannkuchen und einen Liter guten elsäßischen Wein bestellte. Dadurch kam ich wieder soweit zu Kräften, daß ich nach Niederbronn, wo ich mein Quartier aufgeschlagen hatte, radeln konnte. Ich hatte an dem genannten Tage bei glühender Sonnenhitze etwa hundert Kilometer zurückgelegt und drei elsäßische Burgruinen aufgenommen, war also mit meinem schweren Photographieapparat von 24 zu 30 Zentimetern und sechs Doppelkassetten bepackt drei Berge auf- und abgeklettert. Am folgenden Morgen fuhr ich nach Straßburg zurück, wo sich dann in den folgenden Monaten ein regelrechter Diabetes insipidus entwickelte.

Im Februar untersuchte mich der bekannte Straßburger Psychiater, Professor Fürstner, wieder einmal gründlich und empfahl mir, die Dietenmühle, eine Nervenheilanstalt in Wiesbaden, aufzusuchen. Er gab mir an den dirigierenden Arzt einen schlecht zugemachten Brief mit, den meine Frau in ihrer großen Angst öffnete. Darin stand geschrieben, er, Fürstner, könne noch nicht mit Sicherheit eine Diagnose stellen, es könne sich aber nur um einen von zwei Fällen handeln, entweder Tumor im Gehirn, der tödlich ist, oder beginnende Gehirnerweichung, die noch tödlicher ist; beide Todesarten haben das Angenehme, daß man gar nicht merkt, wie man um die Ecke geht. Am Schlusse einer Untersuchung fragte ich Fürstner, wie ich mich hinsichtlich des Trinkens zu verhalten habe. Er erwiderte, ich sei ja kein Potator, die paar Seidel, die ich am Tage tränke, könne ich ruhig weitertrinken, das sei sogar besser, als wenn ich plötzlich meinen Lebenswandel ändern wollte. Auch der junge Extraordinarius der Psychiatrie, G., an den ich mich noch wandte, meinte, ich solle die paar Glas Bier, an die ich täglich gewöhnt sei, ruhig nach wie vor zu mir nehmen, eine plötzliche Aenderung meiner Lebensgewohnheiten sei durchaus nicht angezeigt, sie könnte eher nur schädlich wirken.

An einem Montag abend kam ich in Wiesbaden an, auf den folgenden Morgen um 10 Uhr wurde ich zu dem dirigierenden Arzt, Sanitätsrat W., zur Untersuchung bestellt. Am Schlusse der Untersuchung erklärte er mir, über den Diabetes insipidus seien die Aerzte noch sehr im Unklaren, nur das eine wüßten sie mit mathematischer Gewißheit, daß ich keinen Tropfen Alkohol trinken dürfe: „Ein Glas Bier oder Wein, und Sie sind ein Kind des Todes!“ Ich war in völlig apatischem Zustande, aber meine letzte Lebensregung war eine starke Entrüstung über den sonst sehr liebenswürdigen Sanitätsrat: wenn er von meiner Krankheit nichts

verstand, dann konnte er auch nicht wissen, daß der Alkohol so schädlich sei, das war ein logischer Widerspruch. Und während ich sonst schon seit vielen Jahren jeden Frühschoppen grundsätzlich abgeschworen hatte, ging ich aus dem Untersuchungszimmer direkt durch die Anlagen nach der gegenüber liegenden Brauerei und trank drei Glas Bier. Nachmittags aber und am nächsten Morgen suchte ich zwei Aerzte auf, die mir als besonders tüchtig empfohlen wurden: der eine erklärte, in Uebereinstimmung mit dem Sanitätsrat, jeden Tropfen Alkohol in meiner Lage für ein tödliches Gift, der andere aber sagte mir, ich könne Bier oder Wein trinken, wie ich wolle, nur dürfe ich es natürlich nicht übertreiben. Ueber diese merkwürdigen Widersprüche etwas erstaunt, setzte ich mich wieder zu einem kräftigen Frühschoppen, bei dem ich mich erinnerte, daß seinerzeit, Anfang der achziger Jahre, da ich in München studierte, der angesehene Geheimrat Gietl, der Leibarzt des Königs, seinen jungen Medizinern einmal bei einer Uebung erklärte: ein Glas Bier, das gut ausgegoren und überhaupt gut hergestellt ist, ist eine vorzügliche Medizin, die sie niemals einem Patienten vorenthalten dürfen. Und ich erinnerte mich weiter an eine Unterhaltung mit dem noch ungleich größeren Arzte, Professor Kußmaul, der mir dabei sagte, der Alkohol sei zwar Gift, in geringem Quantum aber sei er völlig unschädlich, wenn er nicht sogar, wie auch andere Gifte fördernd auf den Körper einwirke; Bier oder Wein reize aber nur zu sehr zu übermäßigem Genuß, daher habe es schon etwas für sich, wenn manche Aerzte ihren Patienten lieber allen Alkohol verbieten. Nach kurzer Ueberlegung entschloß ich mich, während meiner Kur in Wiesbaden jeden Tag zwei Glas Bier oder Wein oder Apfelwein zu trinken, was mir wenigstens vorzüglich geschmeckt und, wie die Folgezeit zeigte, mir gar nichts geschadet hat.

Gegen Ende meines Wiesbadener Kuraufenthaltes saß ich einmal in den Kuranlagen bei den Lawn-Tennis-Platz, als sich ein sehr, sehr alter ehrwürdiger Herr zu mir setzte. Nach kurzer Zeit hatte er mich in eine angeregte Unterhaltung verwickelt: er war der erste Mensch, der mich auf meine Krankheit ansprechen konnte, ohne daß ich aufstand, grüßte und wegging. Nachdem er durch verschiedene Fragen, in denen ich sofort den Mediziner erkannte, sich über meinen Zustand unterrichtet hatte, sagte er mir mit köstlicher, humoristischer Grandezza etwa folgendes: „Ich bin seit mehr als fünfzig Jahren praktischer Arzt und habe es schließlich zum Königlich-preußischen Geheimen Medizinalrat gebracht. Denken Sie sich also, was ich von der Medizinerei verstehen muß! Und da kann ich Ihnen jetzt nur raten, lieber morgen als übermorgen von Wiesbaden wegzufahren. Gehen Sie von Ihrer Straßburger Heimat in ein recht hübsches Schwarzwalddorf hinüber, wo es ein gutes Wirtshaus, aber auf zehn Kilometer im Umkreis keinen Apotheker und keinen praktischen Arzt gibt; da trinken Sie Ihren Schoppen Bier oder ein Viertelchen Wein, was Ihnen gerade schmeckt, und rauchen eine gute Zigarre dazu, arbeiten aber körperlich und geistig gar nichts, gehen recht, recht viel spazieren, und Sie werden sehen, Sie werden wieder gesund, wie Sie früher waren. Folgen Sie diesem weisen Rate des — — Königlich-preußischen Geheimen Medizinalrates!“ Mit freundlichem Händedruck verließ mich der liebenswürdige alte Herr, meinen Dank lächelnd ablehnend.

Ich rüstete mich sofort zur Heimfahrt. Beim Abschied gestand ich dem Sanitätsrat, den ich als einen braven und liebenswürdigen Mann recht

liebgewonnen habe, daß ich ihn schnöde betrogen, daß ich jeden Tag zwei Glas Bier getrunken habe. Er kam etwas in Verlegenheit, meinte aber dann, ich hätte eben eine bärenhafte Konstitution, jeder andere wäre dabei um die Ecke gegangen. Hernach habe ich den Rat des „Königlich-preußischen Geheimen Medizinalrates" befolgt, wenigstens in der Hauptsache; ich bin allerdings nicht in den Schwarzwald hinübergefahren, sondern bin in Straßburg selbst Monate hindurch spazieren gegangen, wobei ich Tag für Tag meine gute Zigarre rauchte und zwei Glas Bayrisches getrunken habe. Mit einer einzigen Ausnahme: einmal habe ich vier Glas getrunken, als ich nämlich auf der Straße dem Professor Fürstner begegnete, an einem recht warmen Sommernachmittag, da nahm mich Fürstner mit in ein benachbartes gutes Restaurant und ließ sich von mir über meinen Wiesbadner Aufenthalt eingehend berichten; dabei haben wir je vier Glas hinter die Binde gegossen, ich nach dem alten Grundsatze: „medico praesente nihil nocet", wenn der Arzt dabei ist, ist nichts schädlich. Als ich Fürstner von der Aeußerung des Sanitätsrates erzählte, daß jeder Tropfen Alkohol für mich tödlich sei, da brummte er etwas vor sich hin, wovon ich nur ein paar Kraftausdrücke wie „Schwindler, Kamel" verstehen konnte. Und als ich ihm weiter erzählte, daß ich trotz der angedrohten Tödlichkeit jeden Tag zwei Glas getrunken habe, da lachte er herzlich: „Also ein recht vergnügter Selbstmord? Ist Ihnen aber nicht schlecht bekommen". Daß mir auch in der Tat der Alkohol bei meiner Kur nicht geschadet hat, geht daraus hervor, daß ich schließlich frischer und gesünder war als zwei Jahrzehnte vorher, und daß diese neu errungene Gesundheit angehalten hat bis auf den heutigen Tag, also fast zwei Jahrzehnte hindurch. Professor Fürstner ist geraume Zeit darnach gestorben: man erzählte, er sei schwerer Diabetiker gewesen, habe aber ruhig sein Münchner Bier weiter getrunken, obwohl er als Arzt wissen mußte, daß es in seinem Fall wirklich schädlich wirke; es war also anzunehmen, daß er lieber nur kürzere Zeit leben wollte mit Beibehaltung seines Lieblingsgenusses als längere bei voller Enthaltung.

Die auffallenden Widersprüche in den Ratschlägen meiner Aerzte haben mich aber doch innerlich recht beschäftigt. Als ich daher eines Tages beim Spazierengehen unsern großen Straßburger Physiologen, Professor H. traf, begleitete ich ihn und bat ihn, mich doch endlich mal über diese Widersprüche aufzuklären. Er tat es auch, indem er mir ungefähr folgendes auseinander setzte: „Diese Widersprüche sind nur scheinbar, innerlich bestehen sie nicht." Daß der Alkohol in geringem Quantum nichts schadet, ja sogar eher den Stoffwechsel befördert, das weiß jeder wissenschaftlich gebildete Arzt, und andere Aerzte haben wir ja gottlob nicht mehr viel. Der Alkohol in der Verdünnung von Bier oder Wein hat nun aber die Eigentümlichkeit, daß er sich sehr angenehm trinkt, so daß es nach der Meinung recht vieler Aerzte leichter ist, sich des Genusses überhaupt zu enthalten als zu trinken, und dabei mäßig zu bleiben. Aus diesem Grunde, aus diesen rein pädagogischen Erwägungen verbieten daher diese Aerzte ihren Patienten jeden Alkoholgenuß überhaupt und raten auch den Gesunden von ihm ab."

Wozu ich nun von diesen Widersprüchen meiner Aerzte hier erzählt habe? Etwa um mich über die Aerzte lustig zu machen? Gott bewahre, nicht leicht kann jemand eine größere Hochachtung haben vor dem Stand der Aerzte, deren Geistesbildung, deren technisch Geschicklichkeit, deren un-

ermüdliche und aufopfernde Tätigkeit, deren entsagungsvollen Beruf ich aufrichtig wertschätze und bewundere. Bin ich doch stolz darauf, selbst einen hervorragenden Arzt zum Sohn zu haben! Also wahrlich nicht, um die Aerzte anzuulken, habe ich das Vorstehende erzählt, sondern im Gegenteil, um ein Mißverständnis aufzuklären, das in weiten Kreisen zu Ungunsten der Aerzte besteht. Es gibt eben gescheite und dumme Aerzte, sagt der eine, nur die letzteren verbieten den Alkohol. Der andere aber meint: die Aerzte verbieten den Alkohol, damit sie selbst heimlich um so ungestörter kneipen können. Und so gehen die Meinungen fort, immer auf Kosten der Ehre und des Ansehens der Aerzte, ohne Grazie ins unendliche. Das alles ist nur dummes Geschwätz, das richtige ist die Meinung, die mir der hochverehrte Straßburger Physiologe erklärt hat und die ich im Vorstehenden bereits wörtlich mitgeteilt habe. Diese pädagogische Auffassung vieler Aerzte ist natürlich sehr gut gemeint, ich halte sie allerdings auf Grund meiner Erfahrungen für falsch. Ich selbst trinke jetzt seit etwa einem halben Jahrhundert meinen Alkohol. Vor vierzig Jahren, in meiner lustigen Studentenzeit, habe ich sogar sehr viel getrunken, jedenfalls mehr als mir gut war. Seitdem aber ist mein tägliches Bierquantum langsam immer zurückgegangen, einen Bierrausch habe ich in diesen vierzig Jahren überhaupt nie mehr gehabt, einen Weinrausch äußerst selten. Aehnliche Erfahrungen habe ich bei meinen vielen Freunden gemacht, die alle seit vielen Jahrzehnten ihren Schoppen trinken, die aber auch alle im Laufe der Jahre das Tagesquantum nicht gesteigert, sondern nach und nach verringert haben. So ist es auch in weiteren Kreisen gegangen, das merkwürdigste Beispiel bieten die Trinksitten der Studenten an unsern Hochschulen. Ich habe immer das Glück gehabt, mit den jungen studentischen Kreisen in enger persönlicher Fühlung zu bleiben bis auf den heutigen Tag, und da kann ich nur sagen, daß das unmäßige Trinken, das in meiner Jugendzeit vor vierzig Jahren so vielfach gepflegt wurde, längst außer Uebung gekommen ist. Ich kann also nicht zugeben, daß sich im allgemeinen bei dem Alkoholgenuß die Neigung zur unmäßigen Uebertreibung geltend macht, sondern eher im Gegenteil. Wenn von den Schwerarbeitern, wenigstens in Süddeutschland, verhältnismäßig viel Bier konsumiert wird, so ist dabei zu bedenken, daß die große Abgabe von Flüssigkeit im Schweiß eine starke Zufuhr von Flüssigkeit geradezu erfordert; wenn der Arbeiter diesen Flüssigkeitsausgleich in purem Wasser bewerkstelligen soll, zu muß er übergroße Quantitäten zu sich nehmen, die mindestens ebenso sehr seinen Organismus schädigen würden. Daß aber der Alkohol, in bescheidem Quantum genommen, wirklich eine Gabe Gottes ist, für die wir nicht genug danken können, das ist und bleibt nun mal meine Ueberzeugung. Namentlich bei meinen kleinen belletristischen Arbeiten, bei denen also die Phantasie die Hauptrolle spielt, habe ich oft und oft staunend erlebt, daß der Alkohol geradezu Wunder wirkt. Und andererseits habe ich viele hervorragende Gelehrte kennengelernt, darunter z. B. den größten protestantischen Theologen, den wir in Straßburg im letzten halben Jahrhundert gehabt haben, die mir unumwunden erklärten, ein gewisses bescheidenes Quantum Alkohol sei für sie zur Bewältigung ihrer wissenschaftlichen Aufgaben geradezu unentbehrlich. Daß wir anderseits auch Gelehrte haben, die gar keinen Alkohol trinken, will ich durchaus nicht bestreiten: das beweist nur, daß die Natur der Menschen nun mal sehr verschieden ist.

# Das Leben ist des Lebens Sinn

Von Hugo Marcus

Was ist das Ziel des Lebens? Auf diese Frage lautet die Antwort: Das Leben selbst. Diese Antwort enthält etwas Paradoxes. Denn das Leben — wir Lebendigen nennen es doch bereits unser. Wie kann also etwas, was doch schon gegeben und unser ist, noch Ziel, Aufgabe sein und errungen werden müssen? Trotzdem hat dies alles seine Richtigkeit. Denn wir sehen ebenso paradoxerweise, daß alle höheren und höchsten Kräfte und Betätigungen des Daseins überhaupt nur in die Welt kommen als immer vollkommenere Mittel, die das Dasein aus sich heraussetzt zur Erhaltung eben dieses Daseins selbst. Alle höhere Entwickelung der Individuen und Arten, die ganze Kultur und Zivilisation der Menschen ist nichts als ein immer verlängerter Arm, den das Leben ausstreckt zu immer denselben simpelsten Zweck: nämlich um sich selbst, um das bloße arme, nackte Leben immer vollkommener zu erhalten. Die höchsten Triebkräfte stehen im Dienste der primitivsten Grundtatsache.

Wie ist das zu begreifen? Blicken wir zunächst auf die anorganische Natur. Hier herrscht das Grundgesetz der Trägheit (das auch in so wichtiger Gestalt wie im Substanzbegriff oder im Gesetz von der „Erhaltung" der Energien zutage tritt). Das Trägheitsgesetz sagt aus: Jeder Körper verharrt in seinem Zustand, wenn nicht ein Eingriff von außen zur Aenderung führt. Dieser Satz läßt die Trägheit vorerst als den gegebenen Zustand der Dinge erscheinen. Nun gibt es aber keinen isolierten Gegenstand, sondern als Bestandteil der Gemeinschaft aller Dinge in der Welt ist ein jeder Gegenstand beständigen Einwirkungen von anderen Gegenständen her ausgesetzt. Diesen immerwährenden Einwirkungen gilt es somit zu widerstehen. Und damit wird die Trägheit, die bei fehlendem Bewegungsanstoß als ein passives Verhalten, ein Stillehalten erscheinen mußte, plötzlich zu einer höchst aktiven Leistung. Da nämlich dauernd Anstöße von außen erfolgen, so ist Trägheit der beständige Widerstand gegen die beständigen Einwirkungen der Außenwelt. In jedem irdischen Ding ist ein Bestreben, sich selbst und seinen eigentümlichen Charakter zu bewahren. Die Trägheit in dieser Form ist Selbsterhaltung, die Selbsterhaltung ist die Edelform der Trägheit. Was wir am Gold, am Platin schätzen, ist, daß es seinen jeweiligen Zustand gegen jederlei Einwirkungen am längsten verteidigt. Gold und Platin sind Edelmetalle nicht zum wenigsten wegen ihrer Widerstandsfähigkeit, das ist wegen der Stärke ihrer Selbsterhaltung.

Selbsterhaltung ist demnach die Attidüte eines Daseins, das unter feindliche Einflüsse geraten, sich selbst zur Aufgabe werden muß. Und so enthält das Wort „Selbsterhaltung" auch den Schlüssel dafür, wie das Leben sich selbst zum Ziel werden kann. Das Leben nämlich ist in seinem Bestande noch weit bedrohter als die toten Dinge, die ja wenigsten ein Leben nicht mehr zu verlieren haben. Durch die ganze Natur geht das Gesetz, daß die höheren Wesen in der Regel erst mühsam, auf kompliziertem Wege erringen müssen, was den niederen Wesen schon ohnhin auf einfache Weise, ja ganz von selbst zukommt. Man denke daran, mit welcher Exaktheit die Naturgesetze, mit welcher Unbeirrbarkeit die toten

Maschinen arbeiten, während der Mensch, um eine ähnliche Zuverlässigkeit der Funktionen erst schwer ringen muß. Ähnlich sagt den niederen Tieren der Instinkt bereits alles das, was der Mensch erst nach vielen Mühen vom Verstande her empfängt. In diesen Zusammenhang gehört auch das Verhältnis der Wesen zum Grundziel des Daseins, der Selbsterhaltung. Denn sind die niederen, die toten Dinge in ihrer Existenz nur von außen bedroht, durch die Umwelt, so dringt die Vergänglichkeit, der Wandel, bei den organischen Wesen ja tief und tiefer in die eigene innere Struktur. Und umso mehr wird für sie zur besonderen Aufgabe, was für die toten Dinge, solange sie nicht von außen angegriffen werden, doch vor der Hand noch unerschütterte Tatsachen bleibt: ihre eigene Existenz. Alles Lebendige stirbt immerfort: im Ablauf der Zeit, im Stoffwechsel, in den Veränderungen des Wachstums, des Älterwerdens; und bedarf der Erneuerung, der Wiedergeburt, auch ohne daß äußerlich eine Beeinträchtigung statt hat. Der Tod reicht tief in das Leben selbst hinein. Denn alle Entwicklung der Lebewesen ist Metamorphose. Und Metamorphose bedeutet Selbstflucht. Insofern stellt sie den größten Widerspruch dar zur bedingungslosen Erhaltung des jeweils gegenwärtigen Ichbestandes. Den Schlußstein aber setzt der eigentliche Tod, der den Lebewesen eine ganz bestimmte Daseinsgrenze zieht, wie sie gleich unvermeidlich die leblosen Dinge nicht kennen.

Wir rekapitulieren: Ein Paradox liegt im Lebenszweck der Selbsterhaltung. Denn da wir existieren, sind wir doch schon. Und was ist, scheint nicht noch ein Sein-Sollendes sein zu können. Was bereits wirklich ist, scheint nicht erst möglich gemacht werden zu brauchen. Und doch: dadurch, daß unser Sein zwar Tatsache, aber ständig gefährdete Tatsache ist, entsteht die paradoxe Situation, daß dieses unser Sein zugleich Gegebenheit und Aufgabe, vollendetes Faktum und Zukunftsziel für uns ist. Was wir schon ohnehin haben, das Dasein, gilt es doch noch immerfort erst zu erwerben. Wir denken uns das Ziel als etwas über uns hinaus, fixiert im Weiten. Aber durch den Begriff der Selbsterhaltung mündet noch jedes fernste Ziel letztlich in uns selbst. Und das Fernste wird zum Umweg zu diesem Nächsten. Statt in den Himmel, gleitet das Ich immer nur im Kreise, der den Himmel einbeziehen mag, aber doch letztlich stets zu diesem Ich selber zurückführt. So lebt im Begriff der Selbsterhaltung auch der Bgriff des Kreises, jener tiefste aber auch problematischste Ausdruck alles Irdischen. Im Kreise berühren sich Anfang und Ende. Das Leben ist des Lebens Zweck. Das aber hat nun eine überraschende Folge positiver Natur. Denn wir behalten auf diese Weise auch dann noch ein Ziel des Daseins, wenn wir gar kein Ziel des Daseins mehr wissen: weil das Dasein selbst immer noch fortbesteht und als solches sein eigenes Ziel bleibt. Damit bekommt auch das scheinbar zielloseste Leben noch Inhalt. Und man könnte somit die Antithese formulieren: auch das zielvollste Leben hat doch im Grunde nur Selbsterhaltung zum Ziel — das zielloseste Leben aber hat doch immer noch Selbsterhaltung zum Ziel. Selbsterhaltung bedeutet eben zugleich auch Erhaltung der lebenswichtigen Tatsache „Ziel".

Die primitivste Formel für die Selbsterhaltung würde lauten: ich will leben! Diese Formel verträgt jedoch zweierlei Betonung. Einmal kann der Ton auf dem „leben" liegen. Leben, nur leben will ich, um jeden

Preis. Dann aber kann der Ton auch auf dem „ich" liegen. Denn sein Ich, sein Selbst will jedes Wesen um jeden Preis bewahren. Es mag seine so und nicht anders geartete Natur nicht preisgeben, nicht verlieren, nicht vertauschen: auch nicht gegen eine viel glücklichere. Mit anderen Worten: ich will ich sein! Es gibt also zweierlei Bestandteile der Selbsterhaltung: Lebenserhaltung, d. i. Vitalität, und Icherhaltung, d. i. Individualität. Und nun entsteht die weitere tragische Paradoxie, daß im Akt der Selbsterhaltung oft die eine Erhaltung gegen die andere steht. Unzählige Male können wir nämlich nur unser Leben erhalten, indem wir unser eigentliches, unser so und nicht anders beschaffenes Ich opfern; und unser Ich nur erhalten, indem wir unser einmalig-einziges Leben opfern. Als Galiläi vor dem Papst schwört, daß die Erde sich nicht bewegt, vollzieht er einen Akt der Lebenserhaltung auf Kosten der Erhaltung seines wahren Ich. Als er dann aber im Abtreten ruft: Und sie bewegt sich doch!, da hat er einen Akt der Icherhaltung vollbracht, auf Kosten seiner Lebenserhaltung.

Tapferkeit, so nennen wir das Festhalten am eigenen Wesen auch auf die Gefahr hin, daß das eigene Leben dadurch in Frage gestellt wird. Tapferkeit in allen großen und kleinen Verhaltungen des täglichen Lebens bedeutet Charakter. Der Charaktervolle wahrt sein Wesen auch auf Kosten seiner Wohlfahrt. Die letzte Wurzel des Charakters pflegt im Stolz zu liegen, der gleichfalls unbeugsam — oft bis zur Torheit unbeugsam — das Wesen gegen die Lockungen des Lebens verteidigt. Dagegen ist die Anpassung der umgekehrte Sachverhalt; nämlich, daß wir unser Wesen ändern und dieses Wesen nötigenfalls auch den fremdesten Umständen angleichen, nur um das Leben dadurch besser fristen zu können. Wir geben uns in unseren Eigentümlichsten auf, um dann als personifizierte Entichte um so besser fortzuleben. Mithin: Anpassung ist positiv furmulierte Negation des eigenen Wesens zugunsten des eigenen Lebens. Tapferkeit, Charakter, Stolz: das sind Edelformen der Trägheit. Anpassungsfähigkeit dagegen ist das Umgekehrte wie Trägheit (und auch wie Torheit) nämlich Beweglichkeit.

Die beiden Richtungen der Selbsterhaltung, so formulierten wir, sind: Erhaltung des Lebens und Erhaltung des Wesens, des Ich. Der Gegensatz von Leben ist sukzessiver Art: Tod; der Gegensatz von Ich ist koexistenter Art: Nicht-Ich, ist Du, ist der Andere. Dergestalt stehen der Selbsterhaltung zweierlei Formen der Selbstaufgabe gegenüber. Dem Begriff der Erhaltung ist der Begriff der Vernichtung antipod, d. h. der Tod. Dem Begriffe des Selbst würde dagegen die Entselbstung gegenüber zu stellen sein. Entselbstung aber kann wiederum zwei Formen annehmen. Einmal ist nämlich jede Veränderung und Verwandlung, mag sie selbst nach außen als Bereicherung und Entfaltung auftreten, doch auch Aufgabe und Preisgabe eines gegenwärtigen Selbst, einer so und nicht anders umgrenzten derzeitigen Wesensart. Mit veränderten Eigenschaften ist das Ich eben auch ein anderes. Der Andere ist nun in uns selbst.

Neben der Hingabe des Ich zugunsten des eigenen, jedoch veränderten Ich gibt es aber auch jene zweite Form der Entselbstung: die Hingabe des Ich an ein außerhalb seiner befindliches Anderes, sei dies Andere eine Aufgabe, eine Sache oder ein Mensch. Hier ist der große Gegensatz zum Ich das Anders, nicht mehr im Ich selbst allein etabliert,

sondern auch äußerlich sichtbar als objektiver Gegenstand für die Hingabe dieses Ich. Und auch in dieser zweiten Gestalt ist die Selbsthingabe oft das Mittel zur Selbsterhaltung. Wo jemand z. B. sein Leben aufgibt, um in seinem Volke fortzuleben, wo er stirbt, um sich Unsterblichkeit, diese edelste Form der Beharrung, der Trägheit, zu sichern, da findet gleichfalls Selbsterhaltung durch Selbstaufgabe statt, Ichbewahrung unter Lebensopferung nämlich. Und dieser Sachverhalt liegt überhaupt zum guten Teil auf dem Grunde jeder Hingabe an Ziele, Gegenstände und andere Menschen. Das Ich ist sterblich als Ganzes, zugleich stirbt ihm aber auch ein jeder Augenblick, der ihm verrinnt, einzeln. Der Wunsch, den Augenblick zu benutzen, ihn ertragreich, fruchtbar, folgenhaft zu gestalten, ist daher nur der Wunsch, sich selbst und diesen Augenblick aus der Vergänglichkeit herüberzuretten in die Dauer der Folgen und Folgen von Folgen. Utilitarismus als Hingabe des Ich an die Kette zweckmäßiger Wirkungen und Nutzeffekte ist somit oft nur eine Form der Ich-Aufgabe zwecks Ich-Erhaltung, also eine Äußerung unseres Unsterblichkeitsverlangens. Denn nicht der Effekt des Nutzens ist das eigentlich Erstrebte; sondern nur, weil der Nutzen der Tat morgen noch sein wird, wenn die Tat längst unterging will das Ich den Nutzen. Ziel des Utilitarismus ist hier nicht Utilität, sondern Unsterblichkeit, d. h. Selbsterhaltung in einem außerhalb liegenden Fremden. Ganz ähnlich ist aber auch die Hingabe des Ich an eine bestimmte Sache, oft nur der Wunsch, dieses Ich in jener Sache zu erhalten, dem Selbst Dauer, Ewigkeit zu verleihen durch Selbsthingabe an einen langfristigen Gegenstand. Dabei spricht die allgemeine Erwägung mit, daß das Gegenständliche, das Tote ja weniger gefährdet ist und deshalb länger am Dasein beharrt als das Leben. Die nämliche Psychologie hat nun auch der Altruismus oft, der hier also mit dem Utilitarismus und der Sachdenklichkeit (Objektgerichtetheit) wurzelgleich erscheint. Da das Ich vergänglich ist, kann es nur fortleben, wenn es außerhalb seiner in anderen Wesen weiter existiert, sei es als Erinnerung oder als Einwirkung. Man kann aber anderen nur eindrücklich werden, wenn man ihnen gibt; und ihnen geben nur, wenn man sich selbst an sie hingibt. Mithin ist auch der Altruismus von hier aus betrachtet, eine Form der Unsterblichkeitstendenz, eine Form der Erhaltung des Selbst durch Preisgabe des Selbst an Andere. Wie der Utilitarismus und die Objektgerichtetheit, so ist auch der Altruismus eine letzte Stufe, eine Edelform der Trägheit.

* * *

Das Leben kann nun freilich auch noch in einem anderen Sinne als in dem der Selbsterhaltung dieses Lebens Zweck sein. Sofern das Leben nämlich nicht Bedürftigkeit ist, sondern Glück, ist es ästhetischer Zustand. Und das Charakteristische des Aesthetischen ist Selbstgenügsamkeit. „Das Aesthetische ist sich selbst Zweck" heißt: das Glücksgefühl ist bereits Rechtfertigung seines eigenen Daseins, es bedarf keiner Rechtfertigung über sich hinaus etwa als Mittel zu einem weiteren Zweck. Es ist die Erlösung von jeder Rechtfertigungspflicht. Hier leuchtet eine nahe Beziehung auf, die das Leben als Glückstatsache zum Kunstwerk hat, jenem vornehmlichsten Glücksträger Das Kunstwerk ist „selig in sich selbst", das

Leben ist „selbstzwecklich in sich selbst". Vom utilitaristischen Prinzip der Bedürftigkeit aus wird die Tatsache, daß das Leben des Lebens Zweck ist, negativ fundiert: das Leben ist sich selbst Zweck als beständig nötig werdende Selbstergänzung, Selbsterhaltung dieses Lebens. Vom hedonistischen Prinzip aus wird die Tatsache, daß das Leben des Lebens Zweck ist, dagegen positiv fundiert. Das Leben ist sich selbst genug, sofern es sich selbst Genuß, sofern es Selbstgenuß, ästhetische Funktion ist. —

# Die Große Berliner Kunstausstellung

Von C. F. W. Behl

Als Max Liebermann die Frühjahrsausstellung der Akademie eröffnete, konnte er mit Recht verkünden, daß sie „eine Uebersicht über die zeitgenössische Kunst wenigstens unseres engeren Vaterlandes" bedeute. Die Akademieausstellung zeigte in der Tat jene Vielfalt, die durch den jähen Wechsel herrschender Stilarten in den letzten Jahrzehnten und durch das Nebeneinander nicht bloß der heterogensten Individualitäten, sondern auch der verschiedenartigsten Kunsttheorien gegeben ist. Sie machte diese Vielfalt nicht verwirrend offenbar, erweckte vielmehr im Beschauer den Eindruck währender Fruchtbarkeit künstlerischer Willen, die immer wieder kraft einer Persönlichkeit über die engen Grenzen wechselnder Richtungsgruppierungen hinausstoßen. Dieselbe Lebendigkeit des Eindrucks vermißt man in der Großen Berliner Kunstausstellung. Hier geht es wie im Parlament zu: rechts hat der „Verein Berliner Künstler" gehängt — links die „Novembergruppe". Die Richtungen kommen klar und entschieden zum Ausdruck — die Persönlichkeiten weniger: denn sie sind so in der Minderzahl, daß man sie sich aus der Menge der Belanglosigkeiten mühsam heraussuchen muß. Man spürt — als Gesamteindruck — einen gewissen Stillstand, eine wachsende Sterilität ... Vielleicht, um dieses Gefühl auszugleichen, bringt die Ausstellung diesmal im Mittelsaale eine historisch repräsentative Auswahl aus dem Kunstbesitz großberliner Stadtverwaltungen. Freilich: die Zeit hat auch hier inzwischen eine engere Auslese gehalten; nicht alles ist endgültiger „Kunstbesitz". Völlig standgehalten hat etwa Corinths kraftvoll hingeworfener „Frauenraub"; ein Herrenbildnis Max Liebermanns darf weiterhin für die höchste Präzision einer reifen Meisterschaft zeugen; ein entzückendes Schweineidyll mit schlafenden Hirten und zartblauem Himmel von Oberländer, die beiden innig empfundenen deutschen Landschaften mit Gewappneten von Hans Thoma (darunter der „Morgenritt"), eine große märkische Seenrandstimmung Leistikows mit Gewölke, Föhren und Sand oder eine abendliche Straße von Lesser Ury mit erleuchteten Schaufenstern und einer haltenden Droschke — das sind in Wahrheit repräsentative Stücke, die den längst feststehenden Umriß schöpferischer Persönlichkeiten bewahren. Auch ein Bildnis des jungen, ernst und verschlossen dreinschauenden Gerhart Hauptmann von Hanns Fechner beansprucht ein Interesse, das über den Gegenstand der Darstellung hinausgeht. Aber schon Slevoigts Doppelstück „Adam und Eva" (das trotz hohen Qualitäten durch eine gewisse Glätte, besonders der Evafigur, befremdet) ist kein letzter Wurf. Und daneben findet sich dann

noch recht viel Beiläufiges und Unwesentliches in der Auswahl... Unter den Plastiken sind die sechs Bronzeenten und ein kleiner Bär von Gaul köstliche Meisterarbeiten...

Die Tatsache, daß schon eine solche Auslese aus der jüngsten Vergangenheit unserer Kunst nicht in allem mehr unbedingt standzuhalten vermag, stimmt bedenklich. Sie verschärft die kritische Einstellung dem Neuen gegenüber — und das bekommt dem Rundgang durch die Ausstellung des „Vereins Berliner Künstler" nicht besonders gut. Man hat im ganzen den Eindruck der Leere. Es findet sich allzuvieles, an dem man nicht ungerne vorübereilt; vieles auch, das man mit einem „nu ja, ja, nu nee, nee!" abzutun gewungen ist — und schließlich ein paar Stücke, die einen festhalten und sich einprägen.

Eine allgemeine Beobachtung drängt sich geradezu auf: bemerkenswert und charakteristisch für die Gefahr der Veräußerlichung bei technischer Sicherheit ist es, daß sehr oft plakatmäßig oder rein illustrativ empfundene Arbeiten als „Gemälde" aufgemacht sind — als ob schon die Rahmenumspannung allein dazu ausreichte, ein wirkliches „Bild" zu schaffen. Solch ein typisches Plakat zeigt etwa Baluschek: die hoch in den Himmel aufragende Gestalt eines Elendmenschen mit winterlich öder Großstadtstraße und trüben Lichtern im Hintergrund... Wirkungsvoll, unmittelbar das Gefühl anpackend... gewiß! Aber das Elend *präsentiert* sich dem Beschauer, statt wirklich riesengroß die Stadt zu überwachsen. Der Vorwurf ist für die Litfaßsäule erdacht, nicht aus unmittelbarem Blickerlebnis heraus Bild geworden. Ganz illustrativ sind wiederum die drei üppigen „Weiber" von Rudolf Werner, sehr eindringlich im Zeichnerischen, dazu geschickt und wirkungssicher in der Farbengebung... Man empfindet sie aber als ein Blatt etwa aus der „Jugend", das zufällig eingerahmt wurde. Es herrscht in alle dem ein rein dekoratives Element vor, wie beispielsweise auch in Herbert Lehmanns „Oestlicher Nacht" und „Barkenszenerie". Aus gleichem Empfinden geboren, aber — durch allerlei Anregungen — zu bildhafter Intensität gesteigert sind die Arbeiten von Erich Feyerabend. Am anspruchvollsten (und dabei im ganzen verfehlt) ist der „Heilige", von singenden Engeln und Prozessionszügen umrahmt... in den Farben an Bilderbogenkolorierung gemahnend: malerische Meiningerei! Einprägsamer bleibt ein Frauenporträt mit Narzisse und Gebirgslandschaft im Hintergrund... Der Brustausschnitt im roten Samtkleid hebt sich plastisch von dem Grün der Bergmatten ab — freilich auf Kosten eben dieses Grüns der wie chemisch gefärbt anmutenden Matten... Ein Bild „Märchen" zeigt einen cranachhaften Frauenakt, leuchtend blaue Märchenblumen und braune Holzrehe... Es ist eine Stimmung da — aber sie ist von außen in das Bild hinein verlegt... Arrangiert ist auch das Liebespaar im Walde von Gustav Hilbert. Leblos und puppenhaft starren die Augen der Frau aus dem Bilde heraus. Man weiß, was der Künstler geben will — aber er gibt es nicht! Jenseits auf dem linken Flügel der Ausstellung in der Novembergruppe ist ein Liebespaar von Hans Spiegel zu sehen, das in einer großen monumentalen Bewegung der beiden Körper die Begierde versinnlicht. Hier ist das rein Dekorative überwunden, das Erschaute zur Bildform gediehen. Künstlerische Eigenart tritt bei all den ins Geschmäckleriche hinüberspielenden Malereien zurück. Die Persönlichkeit spricht nicht unmittelbar mehr zum Beschauer. Hier verläuft der Entwicklungsweg zur Sterilität hin...

Ein paar Eindrücke haften stärker: Echt empfunden und gestaltet sind zwei biblische Bilder von Plontke „Verkündigung an die Hirten" und „Anbetung der Hirten". Mit dem roten Kleide der Maria und dem gelben und rötlich braunen der Hirten hebt sich die Krippengruppe bunt und gleichsam magisch aus der weißen Wintergebirgslandschaft. In der „Verkündigung" hat sich Plontke nur gerade das schwerste zu leicht gemacht: die Erscheinung des Engels in der Wolke wirkt kalkig und unsuggestiv. Immerhin: die Arbeiten verraten eine starke und eigene Persönlichkeit. Auch der „Heilige Franziskus" von Franz Markau hält den Beschauer fest. Die Einheitlichkeit der Stimmung, die Versunkenheit des von seiner Botschaft besessenen Ekstatikers, der sein Evangelium den Vögeln kündet, ist eindringlich festgehalten. Der grünliche Schimmer über Gesicht, Händen und Füßen, die Verdichtung der Farbe des Gewandes nach unten hin und seitlich hinter der Figur die blaue Bucht — alles das verleiht dem Bilde eine faszinierende Dämonie. Ein völlig geglückter Wurf ist Albert Birkles „Ahasver". Hier gibt es eine erfreuliche Harmonie von gegenständlicher Stimmung, Linie und Farbe: kahle öde Landschaft mit drei spitzdachigen Häusern, Krähen im Sturm und grenzenloser, in die Flucht jagender Einsamkeit... Die Gestalt des ewigen Juden verschwindet abgewandten Gesichts in das Bild hinein; sein im kalten Winde wehender Blaumantel gibt dem Ganzen die entscheidende Linie: Ruhelosigkeit. Nicht minder stark sind die „Walzwerker" von W. Nus: aus roter Glutatmosphäre wölben sich blaue gespannte Rücken der Arbeiter heraus; nur die Konturen der Bewegung erscheinen; ein mit aller Kraft reißender Arm gibt den Rhythmus an. Ein Bild von großer Einfachheit der Mittel und höchster Intensität der Vermittlung.

Die Plastik ist im allgemeinen noch schwächer vertreten als die Malerei. Zuchantkes große Läuferfigur ist stark in der Herausarbeitung des vorgepreßten Brustkorbes, in der Behandlung des Muskelspiels und in der Zielbenommenheit des geschlossenen Gesichtsausdruckes. Aber das Ganze bleibt doch ein wenig leer, ohne die letzte Prägung. Als wahrhaft schöpferische Arbeiten erweisen sich einzig die beiden bemalten Holzplastiken Joachim Utechs: „Schmerz" und „Bußprediger", ein wenig barlachisierend und gleichwohl durchaus persönlich in der äußersten und disziplinierten Herausarbeitung des charakteristischen Ausdrucks.

Die „Novembergruppe" springt der Hilflosigkeit ihrer Besucher durch eine erläuternde Broschüre bei, in der sich u. a. das weniger neue als banale Bekenntnis findet: „Das Bild ist ein selbständiger Organismus, geformt nach den Gesetzen seines Schöpfers." Etwas Wesentliches scheint mir hier vergessen zu sein: daß nämlich die Gesetze des Schöpfers sich den Gesetzen der Kunstgattung, in der er sich ausdrückt, unterwerfen müssen. Und es finden sich in der Tat hier vielfach Grenzüberschreitungen, bei denen die Gesetze des Schöpfers das Bild sprengen. Dazu gehören unbedingt die sogenannten plastischen Zeichnungen von W. Kampmann, wo etwa ein Fisch im Netz unter Zuhilfenahme von höchst gegenständlichen Drähten wiedergegeben wird. Form und Farbgefühl ist in der Novembergruppe viel stärker und sicherer entwickelt als auf dem rechten Flügel des großen Berliner Kunstparlaments. Aber diese Stärke wird in den sogenannten abstrakten Kunstwerken zur Hypertrophie. Kandinskys „Durchgehender Strich" ist ein wildes Durcheinander von Farb- und Formenfetzen, bei dem man sich alles und daher gar nichts vorstellen kann. Und

was soll man etwa mit der plastischen Darstellung des „Kontrapunktes“ durch Oswald Herzog anfangen, der eine phantastische Spirale aus sehr dekorativ getöntem Gips in die Höhe wirbelt? Segals Helgoländer Stimmungen sind aus perlmuttfarbenen Prismen zusammengesetzt, die über das Bild hinaus auf den Rahmen übergreifen. Man denkt an geschmackvolle Kissenmuster. Ein Bildeindruck ersteht erst etwa in der Lübecker Bucht von Feininger, wo kubisches Gefels und pyramidische Farbformen die Vision einer blauen Meeresbucht tatsächlich hervorzaubern. Auch Albert Müller-Stuttgart kommt in seinen sehr farbigen Aquarellen durch ein feines Raumgefühl zu einem geschlossenen Eindruck. Seiner Art verwandt ist von Heister, der ein sehr schönes Pastellbild zeigt: eine knieende, in Farbspiralen eingesponnene Frauenfigur von stärkster Linienwirkung. Eines der bedeutendsten Talente innerhalb der Novembergruppe ist Otto Lange, von dem ein paar Hafenstimmungen zu sehen sind. Sehr suggestiv im Zusammenklang wirken das helle Wasser der Meeresferne und das grüne Hafenwasser mit den Schiffen und Segelmasten, von schmalen Häuserchen umringt. Hier ist ein persönliches Kunstempfinden zum Erlebnis geworden und das Erlebnis wiederum zur persönlichen Form.

# Henrik Ibsen in Gossensaß

Von Professor C. Fries

Das schöne Gossensaß heißt jetzt Colle Isarco. Der stille Gebirgsort am Fuß des Pflärsch und der Weißspitze ist ein elegantes Bad geworden. Das Palace-Hotel mit seiner reichen, geschmackvollen Inneneinrichtung entspricht modernsten Ansprüchen in jeder Hinsicht. Italienische Carabinieri und Soldaten beleben die Straßen mit ihren bunten Uniformen, und jede Aufschrift ist zweisprachig. Köstlich wirkt oft der Gegensatz, wenn auf einem Laden etwa „Macellaio Anton Pötzl“, oder an einem Gasthof: „Ristorante Bochenkofl“ steht oder ein echt Tyroler Madl uns mit: Buon giorno anredet.

Das war vor 40—50 Jahren alles anders. Da war man gut K. und K. und da gab es nur das Grand-Hotel von Gröbner, das auch jetzt noch eins der elegantesten ist und durch An- und Umbauten den Anschluß an heutige Bedürfnisse vollauf erreicht.

Wir saßen da neulich abends und plauderten mit der würdigen Hausherrin, einer liebenswürdigen, gut deutsch fühlenden Dame und blätterten mit ihr in dem alten, umfänglichen Gastbuche, das in seinem lederbezogenen Holzdeckel wie ein uraltes Brevier anmutet. Die Stunden flogen, als Frau Gröbner uns von den berühmten Gästen ihres Hauses aus eignem Erinnern erzählte. Da hatte der Amaranthdichter Oskar von Redwitz sich poetisch verewigt, und sein zehnjähriges Jubiläum als Gossensaßer Gast wurde mit Wort und Lied festlich begangen. Er starb als Morphinist an Selbstvergiftung. Da waren Anton von Werner, Spitzweg hatte ein Verslein notiert, da finden sich Gelehrte wie Zeller, Dilthey, Schmoller, Bezold; der Weltreisende Vambéry, der junge Walter Gottheil, der Grübler Fritz Mauthner fanden sich ein; Otto Brandes schrieb ein Märchen ins Buch. Von Fürstlich-

keiten hatte das italienische Königspaar mit Gefolge, Prinz Joachim von Preußen, die Großherzogin von Baden und mit klarer Kinderhandschrift Erzherzog Karl, der spätere Kaiser, sich verewigt.

Durch eine marmorne Gedenktafel an der Hotelfront aber wurde von allen nur einer geehrt: Henrik Ibsen, der in den siebziger und achtziger Jahren immer wieder im Gröberschen Grand-Hotel weilte. An der Table d'hôte hatte der kleine Mann mit dem großen, ausdrucksvollen Graukopf immer den Platz an der Spitze. Von da beobachtete er bei der Mahlzeit ganz genau die anwesenden Gäste. Manchen, der seine Aufmerksamkeit erregte, zog er später in ein Gespräch. Nach Tisch saß er mit Vorliebe in einer Nische des Saals, von wo er die Aussicht auf die Berge und auf die Gäste hatte. Er war kein Wanderer und Bergsteiger. Aber an dem Wasserfall sah man den kleinen, stets den Zylinder tragenden Herrn so oft und so lange einsam sinnend stehen, daß ihm der Beiname „Das Wassermandl" anblähte. Dabei war er kein Einsiedler und kein Menschenfeind, und noch das Herz des Sechzigjährigen erschloß sich dem Liebreiz eines achtzehnjährigen Mädchens. Diese freundschaftliche Beziehung dauerte mehrere Jahre und führte zu einem Briefwechsel, in dem der Dichter sich vornehmster Zurückhaltung befleißigte.

Auch die Gattin und der junge Sigurd Ibsen waren dort. Wenn sie abends zu Bett gegangen waren, ließ der Dichter sich erst noch eine Flasche Wein oder etliche Flaschen Bier bringen, und dann ging es an die Arbeit, die meist die Nacht durchwährte. Dort hat Ibsen die „Wildente" ganz und große Teile der „Hedda Gabler" geschrieben.

Wenn er die Wintermonate in Rom zugebracht hatte, dann kehrte er immer wieder gern ins Gröbnerhaus in Gossensaß zurück, und an seinem 80. Geburtstag vergaß er nicht einen Gruß von Christiania dorthin zu senden. Seine Inschrift ins Gastbuch zeigt in klarer, deutlicher Schrift den Dank an all die guten und freundlichen Seelen, mit denen er unter einem Dache geweilt. Wir lauschen der kundigen Erzählerin gern, auch wenn sie mit einer Kummerfalte von Kriegsjahren und manchem Druck berichtet, und weihen ein Glas dem Andenken des großen norwegischen Dichters Henrik Ibsen.

# Das fremde Mädchen

Novelle von Wilhelm Uberhorst

Vor mir liegt ein kleines blaues Heftchen, wie man es dazumal, vor dem großen Kriege, für fünf Pfennige in jeder Papierhandlung erstehen konnte. Es ist mit einem weißen Etikett beklebt. Und darauf steht: „Mein Bekenntnis". Ich schlage es auf: eng und zierlich beschriebene Zeilen! Nicht viele! Oft schon habe ich sie gelesen und immer wieder den Kopf schütteln müssen über den seltsamen Menschen, der da gebeichtet hat.

Soll ich es wiedererzählen? — Gut! Aber wörtlich kann es nicht geschehen; denn manches klingt, wie es dasteht, gar zu ungeschickt. Ich muß also ein wenig feilen, um es anmutig und lesbar zu machen.

Auf merkwürdige Weise bin ich dazu gekommen. Es war im Jahre 1915. Ich lag in einem kleinen Städtchen des östlichen Deutschlands in Garnison. Als Krankenpfleger, denn zu einem anderen Dienst reichten meine Kräfte nicht. Eines Tages bat mich der Stabsarzt, dem ich persönlich befreundet war, seinen Onkel zu besuchen und, wenn möglich, mich ihm des Abends stets zu widmen. Ich sei ein ruhiger und solider Mensch, wie ihn ein seelisch kranker Mann wohl gebrauchen könne. Weiber wolle er nicht um sich haben. Die hasse er, warum wisse man nicht.

Ich ließ mich nicht lange bitten, sondern begab mich gleich am folgenden Tage zu dem alten Herrn. Ich fand einen Mann von mittlerer Größe mit einem etwas spitzem und kränklichem, übrigens glattrasiertem Gesicht und großen unruhigen Augen von so leidvoll fragenden Ausdruck, wie man ihn nur bei Tieren zu sehen gewohnt ist. Er musterte mich von oben bis unten. Ich schien ihm zu gefallen; denn er traf mit mir sogleich ein Arrangement, das mich verpflichtete, ihm jeden Abend meine Zeit auf einige Stunden zu widmen. Wir spielten zusammen Schach; ich las ihm vor; ich stand bei ihm, wenn er seine Angstzustände, seine Schwermutsanfälle bekam. Auch spazieren gingen wir zusammen, aber nicht oft, und wenn es doch geschah, pflegte er eine blaue Brille zu tragen. Als Grund sagte er mir, er könne um alles in der Welt keine Frauen sehen. Sie irritierten ihn aufs äußerste. So aber sei alles gleichmäßig blau; er laufe keine Gefahr, daß ihm eine gefiele. Hatten wir uns auf eine Bank niedergelassen, so pflegte er sich mit bitterbösem Blick zu erheben, wenn sich ein weibliches Wesen zu uns setzte.

Sonst war er freundlich und zutraulich. Besonders in der letzten Zeit, als er vor Schwäche nicht mehr aufstehen konnte und im Bette blieb, fiel es mir auf. Er wurde gütig und mild. Seine Angstzustände pflegten sich in nicht endenwollende Tränen zu lösen. Und in einem solchem weichen Augenblicke gab er mir das Heftchen, das jetzt vor mir liegt. Ich las es, wie mir anbefohlen, erst nach seinem Tode, der ihn nicht viel später erlöste.

Hier steht nun der Inhalt des seltsamen Selbstbekenntnisses: — —

„Es gibt keinen Zufall? — Aber alles ist Zufall! Wenn es Plan war, was mir begegnet ist, so müßte man das höhere Wesen fürchten, ja verachten, das es so schrecklich gefügt hat. Seit ich das Entsetzliche erlebte, habe ich keine ruhige Stunde mehr. Vielleicht, daß es mir hilft, wenn ich beichte!

Ich war von je ein Mensch, wie alle, nicht besser und nicht schlechter. Ich arbeitete, nährte mich, schlief; ich liebte. Da ich unverheiratet blieb und die Poesien der Jugend allgemach seltener wurden, mußte ich mich, wie so viele, an die sinnlichen Freuden der Liebe halten. Dergleichen pflegt nicht ohne materielle Einbußen zu verlaufen, aber was tut es? Ich war ein leicht erregbarer, sinnlicher Mensch und mußte dergleichen haben. Zu Zeiten dachte ich wohl mit Rührung an die lieben Frauen und Mädchen, denen ich länger verbunden gewesen, an die Entzückungen, die ich mit ihnen durchkostet hatte, aber eine Folge hatten dergleichen Meditationen nicht. Ich war innerlich einsam geworden und hatte den Glauben an die Dauer des Glückes verloren.

Eine solche süße Erinnerung tauchte in mir auf, als ich eines Tages ein junges Mädchen kennen lernte. Ich hatte die kokett lächelnde Kleine

auf der Straße angesprochen und war mit ihr in ein Weinlokal gegangen. Wie sie mich an Dorchen erinnerte, meine Wirtstochter aus Münster, wo ich einige Semester studiert hatte! Die blauen Augen, das lichte Blond, die zierliche Figur und das gewisse Etwas in den Zügen, das Undefinierbare ihrer ganzen Art zu sein, alles gemahnte mich an ein vergangenes Glück. Gerade so verzog sie die Mundwinkel beim Schmollen, so krauste sie das Näschen beim Lachen.

Jede wirkliche Liebe hinterläßt ihre Spuren im Gemüt des Liebenden. Das Bild der Freundin prägt sich dem Gedächtnisse ein, wo es zusammen mit der Erinnerung an vergangene Seligkeiten ruht. Findet man dann im Leben ein Mädchen, das der einst Geliebten ähnelt, so erweckt sie zugleich mit deren Bilde den Gedanken an die Freuden, die sie uns gewährte. So war es mir schon manches Mal ergangen. So erging es mir heute. Der Wein tat das seine hinzu. Nicht viel später fanden wir uns in einem verschwiegenen Hotelzimmer zu heimlich-süßem Glück.

Schon ruhte das Liebchen in meinem Armen, als ich auf ihrem entblößten Leibe ein Mal bemerkte. Wo hatte ich ein eben solches an der gleichen Stelle schon einmal gesehen? Ich dachte nach. Meine Gedanken schweiften unwillkürlich nach Münster. Und mit einem Male glaubte ich zu wissen. Ihr Kind und das meine, das Kind, das aus der liebenden Verbindung hervorgegangen, es hatte solch ein Mal gehabt. Jetzt war es größer und wie mir schien etwas dunkler.

Oder war es denkbar, daß die launische Natur die gleiche Mißbildung ein zweites Mal hervorgebracht hatte? Aber die Ähnlichkeit dieses Mädchens mit Dorchen! Ich fragte sie nach ihrer Herkunft, ihrem Namen, dem ihrer Mutter, nach allem, was mir wissenswert erschien. Und alles stimmte. Kein Zweifel, ich ruhte, von sinnlicher Begier erfüllt, in den Armen der eigenen Tochter.

Sie schien mein Entsetzen zu bemerken, sah mich erstaunt an und sagte: „Was ist Dir nur? Du machst ja ein Gesicht, als ob Du mich fressen wolltest!“ Dabei legte sie die Arme um mich und versuchte, mich an sich zu ziehen. Ich machte mich wieder frei und rückte von ihr ab. „Laß mich!“ sagte ich schaudernd. „Was wir tun, ist Verbrechen.“ Sie betrachtete mich aus großen Augen neugierig und ein wenig erstaunt, wie man einen Geisteskranken mustert, schüttelte den Kopf und erhob sich. „Darf ich gehen?“, sagte sie ängstlich. Sie war bleich geworden und schien zu zittern. „Zieh Dich an!“, sagte ich. Dann, als sie in Kleidern wieder vor mir stand, nahm ich sie in die Arme, sah ihr in die furchtsamen Augen, küßte sie auf die Stirn und ging. Sie folgte mir schnell, froh, einer Gefahr entronnen zu sein. Auf der Straße drückten wir einander die Hand, sagten „Lebe wohl!“ und gingen von einander. Lange folgten ihr meine Blicke, bis sie um die Ecke bog und verschwand, ohne sich noch umzusehen, etwas heftig und wie von einer inneren Unruhe getrieben.

Man erlasse mir die Schilderung meiner Qualen! Beichten ist gut; es erleichtert. Aber auf die Folter wieder und wieder sich spannen zu lassen, freiwillig, voll finsterem Entsetzen, das ist grausam! Man wird rasend, man versündigt sich an Gott und der ewigen Ordnung, der Schaum steht einem vor dem zähneknirschenden Munde, man wütet gegen sich selbst, gegen den ruchlosen, schmutzigen, gemeinen Leib! Genug, es ist nicht zu beschreiben!

Meine Tochter also. Meine Tochter! Es war kein Zweifel. Bis zu ihrem zweiten Lebensjahre hatte ich sie gekannt, hatte die ersten Gehversuche, ihr erstes Lallen beobachtet, hatte die blonden Haare wachsen sehen. Dann hatte ich mit der Mutter gebrochen, hatte die schuldigen Alimente gezahlt und im übrigen nichts mehr vom Ergehen der beiden gehört. Und so sah ich mein Kind nun wieder, als leichtfertiges Mädchen, das sich verkauft! Ich hatte sie gezeugt! Ich!! — Und hatte mich nun obendrein an ihr versündigt!

Ein schlechter Trost, daß auch andern vielleicht dergleichen begegnet ist! Wenn man bedenkt, daß fast jeder Mann in seinem Leben mit einigen hundert Frauen zu tun gehabt, daß er im Alter gerade die Jüngsten gesucht hat, dann ist es sehr möglich, daß er einmal an seine Tochter geraten ist, von deren Existenz er vielleicht gar nichts gewußt. Oder denke ich mir das vielleicht nur so? Zum Troste, um nicht ganz zu Grunde zu gehen? Ein Wunder, daß ich nicht zu Grunde ging. Aber etwas ist doch vernichtet in mir. Mitunter ist mir, als ginge ein Riß mir quer durchs Herz. Dann leide ich unsagbar und glaube sterben zu müssen. Aber ich lebe noch immer! Wäre ich erst tot!

Seit meinem Erlebnis habe ich keine Frau mehr berührt. Stets peinigte mich die Angst, wieder eine Tochter zu mißbrauchen! Denn wieviel Kinder hatte ich wohl außer denen, von denen ich wußte und die ich zum größten Teil auch nicht einmal kannte! Aber schwer ist es mir geworden. Denn ewig scheint meine Sehnsucht nach dem herrlichsten Wunder der Schöpfung. Nur Männer habe ich noch um mich. Und selbst der Trost ist mir versagt, in den gelinden Armen einer liebreichen Pflegerin zu sterben!!“

# Randbemerkungen

## Wirkungen des amerikanischen Alkoholverbotes

In Nr. 23 der „Deutsche Mediciniſche Wochenschrift“ vom 6. Juni 1924, veröffentlicht Emil Simon aus St. Louis eindringliche warnende Bemerkungen über die Wirkungen der Prohibition in Amerika, da „man in Deutschland kaum eine richtige Vorstellung hat“. Vertraut mit der Kampfesweise vieler Abstinenten hebt E. Simon zunächst nachdrücklich hervor, daß er sich für verpflichtet hält, den übertriebenen Alkoholgenuß zu bekämpfen, daß er persönlich dem Wein nie wehgetan, seit den Studententagen kein Bier getrunken und im Leben keinen Schnaps getrunken hat. Früher war der Kampf gegen den Alkoholmißbrauch möglich und erfolgreich, seit der Prohibition ist die Trunksucht zu einer früher ungeahnten Gefahr geworden. Whisky und andere Alkoholika sind auf ärztliches Rezept erhältlich; das Verordnungsrecht hat auf den ärztlichen Stand in den Großstädten demoralisierend gewirkt; erhebliche Mengen werden verordnet ohne wirkliche Notwendigkeit. Tausende von Familien greifen zur Selbstbereitung von Bier; wegen der geringen Haltbarkeit dieses Getränkes muß dieses schnell weggetrunken werden, was zu bedauerlichen Folgen führt. Schnaps wird in heimlichen Brennereien in enormen Mengen hergestellt; die Qualität ist aber derart, daß so schwere Formen

von Alkoholvergiftung vorkommen wie früher niemals. Mehr als 2000 Todesfälle durch Genuß giftigen Alkohols sind gemeldet. Im städtischen Hospital in St. Louis ist die Zahl von schweren Alkoholvergiftungen, Delirium usw. um ein Drittel gestiegen gegen die Behandlungsziffer vor der Prohibition. Eine schwerwiegende Gefahr für die Volksgesundheit ist in der Tatsache zu sehen, daß viele Menschen, die früher Bier tranken, jetzt zum Schnaps greifen. Geradezu ungeheuerlich sind die demoralisierenden Folgen des Alkoholverbotes. Der behördlich angestrebte Zwang zur Abstinenz verleitet zur offenen Gesetzesübertretung. Ein niederträchtiges Angebertum ist hochgekommen. Schnapsbrenner und Händler greifen zur Bestechung von Polizei und Politikern. E. Simon schließt seine Ausführungen mit den Worten eines amerikanischen Senators: „Man hat ein Gesetz erlassen, das nicht durchgeführt werden kann. Dieses Gesetz hat eine Korruption zur Folge gehabt, die nicht aufgedeckt werden darf, weil ihre Aufdeckung zu haarsträubende Dinge an den Tag bringen würde."

## Fausts „Verdammnis"

Dr. Faustus wird vom Teufel geholt. Er hat viele böse Zauberei verübt, Geister beschworen, nekromantische Greuel begangen. Aber noch eine andere Schuld wird ihm vorgeworfen: Er hat nach Allwissenheit gestrebt. Sein fragender Geist erkannte keine Grenzen. Ist Wißbgierde Sünde?, fragt manch argloses Gemüt in diesem Zusammenhang; und die kluge Antwort des Überlegenen lautet dann: „Ja, seine Sünde bestand eben darin, daß er sich nicht mäßigen konnte. Es gibt gewisse Grenzen menschlichen Wissens, über die wir nicht vordringen können und auch nicht sollen. Der Mensch muß sich seiner Begrenztheit stets bewußt sein und nicht nach Dingen forschen, die ihm ewig verschlossen bleiben werden." Und wie beschämt lauscht man in der Jugend dieser erfahrenen, abgeklärten Weisheit, schämt sich seiner vorigen Torheit und — ist so klug als wie zuvor, denn eine Antwort hat man gar nicht bekommen.

Leider schweigen die großen Faustkommentare sich über diesen Punkt völlig aus; so sei hier einiges darüber bemerkt. Wir müssen freilich dazu ein wenig weit ausholen. Es gibt nach den Ausgrabungen in Mesopotamien einen alten Meergott Ea oder Oannes, der in Urzeiten einmal aus den Fluten tauchte, die Menschen belohnte, ihnen Gesetze gab und ihnen die Segnungen der Kultur brachte. Seitdem sind keine neuen Gesetze mehr gegeben worden, heißt es da. Ist dem so? Wahrlich nicht! Warum aber sagt es die Überlieferung? Weil der Wunsch der Vater des Gedankens ist, weil die Autorität gern sich selbst als Gegebenes hinstellt, das bis an aller Welt Ende Bestand habe und keiner Neuerung bedürfe.

Prometheus wird grausam bestraft, da er der Autorität des Zeus durch Mitteilung des Feuers an die Menschen Abbruch tut. Tantalus erleidet ewige Qualen, da er die Menschen durch Mitteilung von Göttergesprächen aufklärt und über ihre bisherige Dumpfheit erhebt. Geheimhaltungen waren an den antiken Kult geknüpft; wer sie brach, wurde schwer bestraft. Es läßt sich eine ganze Geschichte der priesterlichen Geheimhaltungen aufzeichnen, bei denen die Absicht zu imponieren und Furcht einzuflößen, erkennbar ist. Durch Vergleichung der hierher-

gehörigen Sagen und Legenden bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß tatsächlich die absichtliche, egoistische Geheimhaltung und die überstrenge Bestrafung der Indiskretion auf das gleiche Tabu-Motiv zurückzuführen sei. Der Mensch soll nicht zu viel wissen, auf daß er sich nicht über sich erheben, vielmehr, auf daß er die dermaligen Inhaber der Macht und des Reichtums in deren ungestörten, ruhigen Besitz belasse und ihnen durch geschärfte Augen nicht in die falschen Karten sehe! So kam es schließlich dahin, daß Wißbegierde als Frevel und Sünde hingestellt werden konnte. Nicht Faust, der nach Allwissenheit strebende, ist der Sünder; der in stumpfer Gleichgültigkeit zufriedene Philister ist es, den Weltprobleme nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Fausts „Verdammnis" ist eine Lüge; er war der forschende Geist, der höchste Menschenkraft bewährte, wie ein jeder Gelehrte es tut und tun soll. Grenzen der Wissenschaft existieren nicht!

## Der Einbrecher als Philosoph

Es ist eine eigene Sache um die Altertumsforschung. Die Ausgrabung der irdischen Ueberreste des hochseligen Tutankhamon hat nicht nur ein Heer von Globetrottern, Zeitungsschreibern und ähnlichen Zeitgenossen auf die Beine gebracht, sondern weit darüber hinaus — man glaubt es kaum! — auch einer gewissen Sorte von Verbrechern eine schöne Anregung gegeben. Jedenfalls ist es recht beachtenswert, was der Angeklagte Wuttge, der sich mit einer Reihe von Komplizen wegen Einbruchs in die Weimarer Fürstengruft zu verantworten hatte, zu seiner Verteidigung in einer effektvollen Schlußrede darüber gesagt hat. Wuttge sprach von den ihm innewohnenden „dunklen Trieben", die ihn in seinem Tun und Treiben leiten. Als er einmal die Absicht hatte, in Wiesbaden die griechisch-katholische Kirche auszuplündern, sei er noch rechtzeitig durch sein inneres Ich gewarnt worden und er habe infolgedessen davon Abstand genommen. Dagegen habe er keine Bedenken getragen, in der Weimarer Fürstengruft einzubrechen, weil dies an und für sich kein Verbrechen sei, wenngleich es fälschlicherweise als Grabschändung bezeichnet wird. Denn man sei ja auch in das Grab des ägyptischen Königs Tutankhamon eingedrungen, um es auszuplündern. Das nenne man freizur Selbstbereitung von Bier; wegen der geringen Haltbarkeit dieses lich Oeffnung von Königsgräbern, im Prinzip sei es aber genau dasselbe. Man sieht, daß Herr Wuttge über eine recht beachtenswerte Dialektik verfügt, und Sinn für Humor hat und zwar für jenen grotesken Humor eines Mark Twain. In Amerika, wo die Eigentumsbegriffe ganz anders geartet sind, als im alten Europa und die größten Spitzbuben nicht selten führende Stellungen einnehmen, hätte man vielleicht Verständnis für die Rechts- und Geschichtsauffassung des Einbrechers gehabt und ihn, wie das zuweilen vorkommt, in ein Sanatorium geschickt. In Weimar wurde Herr Wuttge trotz seiner wirkungsvollen Pladoyers zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt.

## Der Meisterboxer als Rausschmeißer

Die Boxsaison ist zum Bedauern aller Freunde des edlen Sports beendet und die führenden Meister, die monatelang das für die Leistungen des Bizeps begeisterte Publikum in Spannung gehalten haben, sind so-

zusagen zur Disposition gestellt. Was das für die edlen Kämpen zu bedeuten hat, vermag der gewöhnliche Sterbliche kaum zu ermessen. Denn es heißt auch hier: wer rastet, der rostet. Indessen bietet auch das Privatleben dem einen oder dem anderen der gefeierten Meisterboxer manch schöne Gelegenheit zur Betätigung seiner Kraft und Geschicklichkeit. So geschah es, daß der populäre Hans Breitensträter im Restaurant seines Schwiegervaters, wo er im strengsten Inkognito verkehrte, von vier radausüchtigen Gesellen, ihres Zeichens Großschlächter, angepöpelt wurde. Breitensträter erteilte den Radaubrüdern zunächst eine Verwarnung und unterließ es auch nicht, sich ihnen in chevalieresker Form als Meister vom Fach vorzustellen. Das imponierte den Herren Großschlächtern, die offenbar keine Ahnung von der Bedeutung des ihnen gegenüberstehenden großen Manes hatten, indessen gar nicht, und sie schickten sich an, auf ihn gemeinsam loszugehen. Nun kam, was kommen mußte. Im Grunde genommen war die Herausforderung zum Kampf von seiten einer undisziplinierten Menschensorte schon eine Beleidigung für den Meister. Breitensträter machte daher kurzen Prozeß. Nach zwei Minuten konnte folgendes Kampfergebnis festgestellt werden: der erste Gegner kampfunfähig durch Magenstoß k. o., der zweite durch rechten Haken, der das Auge öffnete, gleichfalls k. o., der dritte durch einen linken Schwinger hinter das Ohr, ebenfalls k. o., der vierte ergriff die Flucht. Eine Abfuhr nach allen Regeln des Boxerkomments! Man beachte das k. o., dessen volle Bedeutung zwar nur der Fachmann zu ergründen vermag, das zweifellos aber auf ganze Arbeit hinweist. Wie nicht anders zu erwarten, hatte der improvisierte Boxkampf eine große Menschenmenge angelockt, die dem Schwergewichtsmeister die ihm gebührende Ovation darbrachte. Dagegen entgingen die vier Großschlächter mit knapper Not einem Lynchjustizverfahren aus Strafe dafür, daß sie in unbegreiflicher Vermessenheit den gefeierten Schwergewichtsmeister herausgefordert hatten. — Wir können beruhigt sein: solange der Sinn für wahres Heldentum und der Geist der Heldenverehrung in unserem Volke lebendig ist, können wir nicht zugrunde gehen! —

## „Ich warne Neugierige".

Der Polizeipräsident von Berlin, Genosse Richter, ist ein Mann von Grundsätzen, der zu wiederholten Malen durch weise Erlasse bewiesen hat, daß ihm das Wohl der Berliner Bevölkerung nicht minder am Herzen liegt als seinem Amtsvorgänger von Jagow, der sich durch seinen Ausspruch „Ich warne Neugierige" die Herzen der Berliner im Fluge erobert hat. Ganz so populär wie der verflossene „Traugott" ist nun freilich Genosse Richter noch nicht, aber er wird es mit der Zeit schon werden, sintemalen er neuerdings den wilden Autofahrern zur Freude der Berliner die Hauptvorschriften für den Verkehr höchst nachdrücklich eingeschärft hat. Um es kurz zu rekapitulieren: Rechts fahren, rechts ausweichen, links überholen! Eine goldene Regel, die jedem Fahrer, vom stolzen Autofahrer bis zum Lenker eines Hundefuhrwerks, sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen sein sollte. Aber wie es nun einmal im Leben zugeht, scheitert häufig die beste Vorschrift an der Tücke des Objekts. Was kann schließlich der rasende Autofahrer dafür, wenn das Vehekil im Drange der Geschäfte nicht pariert! Beobachtete

doch kürzlich ein „Grüner", wie ein Auto in einer der verkehrsreichsten Straßen einen Wagen im rasenden Tempo nicht links, sondern rechts überholte. Pflichtgemäß notierte sich der Beamte, ohne von dem Insassen Notiz zu nehmen, die Nummer des Autos und erstattete auf seinem Revier weiter pflichtgemäß Bericht von dem Vorfall. Dort stellte es sich heraus, daß es sich um das Auto des Polizeipräsidenten Richter handelte! Da gab es kein Drehen und Wenden mehr, auch keine Ausreden von wegen Tücke des Objekts — der Herr Polizeipräsident bekam sein Strafmandat und mußte blechen! Der pflichtgetreue Beamte aber bekam vom Herrn Polizeipräsidenten eine Rüge wegen Nichtgrüßens! Denn die Ehrfurchtbezeugung vor einem Vorgesetzten gehört nach wie vor zu den dienstlichen Obliegenheiten des Beamten. Nach der Meinung des Genossen Richter müßte also jeder Schupobeamte sich die Insassen eines rasenden Autos sehr genau ansehen und die Hände stramm an die Hosennaht legen, wenn er einen Vorgesetzten darin auch nur vermutet. Die Genossen in „gehobener Lebensstellung" haben sich die Gepflogenheiten ihrer sonst so verhaßten junkerlichen Amtsvorgänger nur zu schnell angeeignet. Wie wäre es, wenn Genosse Richter seinem Dienstauto ein Schild anhängt mit der Inschrift: „Ich warne Neugierige!" Dann wüßte doch jeder wachthabende Beamte, daß der Herr Vorgesetzte naht, und liefe nicht Gefahr, wegen übertriebenen Diensteifers gerüffelt zu werden.

# Börsenspiegel

## Was wird aus unseren Banken?

Seit ein paar Tagen wird an der Berliner Börse wieder allerlei geraunt und gemunkelt, und zwar wollen die Leute, die das Gras wachsen hören, wissen, daß bei den Banken Fusionspläne beständen. Kürzlich hieß es, daß eine der D-Banken ein anderes, fast ebenso großes Institut übernehmen wolle, und als dieses Gerücht, das von Beginn an nicht sehr wahrscheinlich klang, verstummt war, tauchte ein anderes auf; ein in letzter Zeit vielgenannter Metallkonzern, der sich auch an der Börse und namentlich im Geldverleihgeschäft stark betätigt hat, wolle die Bank, welche man soeben erst von einer andern Großbank hatte übernehmen lassen wollen, oder mindestens einen erheblichen Teil ihrer Aktien erwerben.

In der Tat sind manche Banken fusionsreif, und die gesamte deutsche Bankwelt muß sich heute die Frage vorlegen: Was soll in Zukunft aus uns werden?

Früher war diese Frage sehr leicht und einfach zu beantworten. Die Banken hatten ein hinreichendes Arbeitsfeld das ihnen lohnende Beschäftigung bot und eine angenehme Verzinsung des in ihnen arbeitenden Kapitals gewährleistete. Die Spesen waren zwar nicht gering, und eine führende Persönlichkeit der deutschen Bankwelt hatte vor Jahren einmal den Grundsatz aufgestellt, daß bei einem gut und richtig geleiteten Bankinstitut die Provisionseinnahmen die Unkosten decken müßten. An dieses Wort wird man im Laufe der kommenden Jahre noch oft zu denken Ge-

legenheit haben. Wie sieht es aber in dieser Beziehung für die Zukunft der deutschen Banken aus? Gezwungenermaßen ist in den verflossenen Jahren eine keineswegs sehr vorteilhafte Expansionspolitik getrieben worden, und zwar unter dem Einflusse der Notwendigkeit, die den Banken immer reichlicher zuströmenden Aufträge zur Ausführung zu bringen. Immer mehr Beamte mußten eingestellt werden, immer mehr Raum für das wachsende Heer der Angestellten beschafft werden. Die Bankpaläste dehnten und reckten sich, und als man nicht mehr in die Breite bauen konnte, baute man in die Höhe. Aufstockungen machten sich notwendig, nicht nur in Berlin, sondern auch in der gesamten Provinz, und da das Bankgeschäft äußerst lukrativ zu sein schien, so galt es als die beste Parole, möglichst zahlreiche Filialen zu errichten.

Es begann die Zeit, wo nichts so sehr begehrt war und so hochbezahlt wurde wie ein leerstehender Raum, in dem man eine Wechselstube oder gar einen richtigen bankmäßigen Betrieb unterbringen konnte. Das Jahr 1923 erschien als das Hochkonjunkturjahr der Bankwelt. Nicht nur die Umsätze waren gestiegen und stiegen dauernd, sondern auch die Zahl der bei den Banken geführten Konten. Allgemein herrschte ein geschäftlicher Hochbetrieb, und während in den so ungeheuer vergrößerten Räumen mit Einsatz aller Energie, bis in die späten Nachtstunden hinein gearbeitet wurde, merkte man nicht im Taumel der Zahlen und in der Hast der Arbeit, daß mit jedem Tage und mit jedem Geschäft ein Teil der Substanz, ein Teil des Vermögens dahinschwand.

Heute weiß man es. Heute weiß man, daß die Banken nach Aufstellung der Goldbilanzen, obwohl bis zu diesem Zeitpunkt noch mehrere Monate vergehen werden, erheblich kleinere Goldkapitalien aufweisen werden, als sie im Jahre 1914 hatten. Bis vor ein paar Wochen war diese Kenntnis noch keineswegs allgemein verbreitet. Im Gegenteil. Man wunderte sich vielmehr sehr, als die Berliner Handels-Gesellschaft ankünden ließ, sie werde eine Kapitalsherabsetzung vornehmen, ungeachtet dessen, daß sie bekanntlich noch mit reinem Goldkapital arbeitet. Aber als Entschuldigung und Erklärung wurde zugleich angeführt, sie habe sehr große Verluste dadurch erlitten, daß ihr bekanntlich der wertvolle Besitz an amerikanischen Eisenbahnpapieren beschlagnahmt worden sei; natürlich ohne Entschädigung. Inzwischen ist man zu der Erkenntnis gelangt, daß auch ohne diese Beschlagnahme und den daraus entstandenen Verlust die Handels-Gesellschaft ihr Kapital zusammenlegen müsse. Ebenso wie die anderen Banken, denen man keine amerikanischen Papiere beschlagnahmt hat. Wobei aber nicht etwa nur die Erhöhungen der Kapitalien aus den letzten Jahren rückgängig gemacht werden, sondern vielmehr das Kapital unter den Stand von 1914 sinken wird. Ohne Ausnahme, ganz ohne jede Ausnahme.

Nach außen hin aber ist das Bild immer noch ähnlich wie in den Zeiten der größten Hochkonjunktur. Zwar sind manche Depositenkassen schon verschwunden, weitere werden folgen; ferner sind verschiedene Niederlassungen eingezogen worden, aber trotzalledem sind bei den Großbanken durchschnittlich immer noch doppelt so viele Angestellte beschäftigt wie im Jahre 1914, sind immer noch die Bankgebäude doppelt so groß wie damals. Kurzum, der ganze Apparat hat sich den so merklich „kleineren" Zeiten noch keineswegs anzupassen vermocht, und im Zusammenhang damit muß man natürlich an den schon erwähnten Grund-

satz eines Geschäftsinhabers der Diskonto-Gesellschaft denken, daß das Unkostenkonto nicht über die Höhe der Provisionseinnahmen hinausgehen dürfe.

Wie will man heute aber diese Forderung verwirklichen? Leicht dürfte es gewiß nicht sein, und vor allem läßt sich eine künstliche, gewaltsame Steigerung der Provisionseinnahmen nicht herbeiführen. Denn ihre Entwicklung hängt ganz von der allgemeinen wirtschaftlichen Lage ab. Der Beamtenabbau wird zwar weiter planmäßig fortgesetzt, weil er eine zwingende Notwendigkeit darstellt, auch werden im Laufe der kommenden Monate noch zahlreiche Depositenkassen und Filialen verschwinden, aber das richtige Gleichgewicht wir trotz alledem nicht so einfach herzustellen sein.

Daher wird man es auf andere Weise versuchen müssen, und zwar auf dem Wege des Zusammenschlusses. Bisher geschahen die meisten Zusammenschlüsse in der Bankwelt aus der Erwägung heraus, daß man sich ausdehnen, die Geschäfte und den Besitz vergrößern wolle. Heute liegen die Dinge genau umgekehrt, und keine Bank hat gegenwärtig irgendwelche Expansionsgelüste. Im Gegenteil, man sucht abzubauen, und dieser Abbau führt zu der Erwägung, daß man die Geschäfte zweier Banken auch ganz gut mit dem Apparat, mit dem Beamtenstand, den Räumen und dem sonstigen Zubehör einer einzigen Bank erledigen könne, wodurch sich natürlch die Spesen entsprechend vermindern werden. Man denkt dabei an „Bürogemeinschaften" und andere Zusammenschlüsse verwandter Art; nur mit dem Unterschiede, daß so etwas bisher bei den Großbanken nicht gerade vorzukommen pflegte.

Aber wie soll man sonst späterhin zu lukrativer Tätigkeit gelangen? Man darf nicht vergessen, daß die ehemals gewinnreichsten Geschäfte der deutschen Bankwelt nicht mehr wiederkehren, jene großen Transaktionen, welche oftmals hinreichten, die ganze Jahresdividende zu verdienen. Vor allem die bedeutenden Auslandsemissionen, und wenn Rußland, Rumänien, die Türkei oder ein anderer Staat Anleihen in Deutschland unterbrachten, so wurde natürlich ganz anständig dabei verdient. Das fällt jetzt und fällt leider auch für die Zukunft fort. Denn heute haben wir kein Geld mehr für andere Länder. Auch die verschiedenen heimischen Staats- und Städteanleihe-Emissionen, all das gehört der Vergangenheit an, desgleichen die Uebernahme von Industrieobligationen oder von jungen Aktien. Wie still es an der Börse gegenwärtig aussieht, weiß man, und bei dem herrschenden Kapitalmangel ist auch nicht anzunehmen, daß auf absehbare Zeit das Geschäft den Umfang annehmen könne, den es vor dem Kriege hatte. Neugründungen kommen ebenfalls gegenwärtig kaum in Frage, desgleichen Emissionen neuer Aktien an der Börse, da wir an den alten schon mehr als genug haben. Ueberlegt man sich all das einmal ganz genau und ohne falsche Illusionen, so muß man ohne weiteres zu dem Schlusse gelangen, daß ein gewisser Abbau durch Verschmelzung, durch Zusammenlegung mehrerer Banken zu einer der richtige Weg wäre, um aus der unerwünschten Situation herauszukommen, um wieder zu einer befriedigenden Rente zu gelangen.

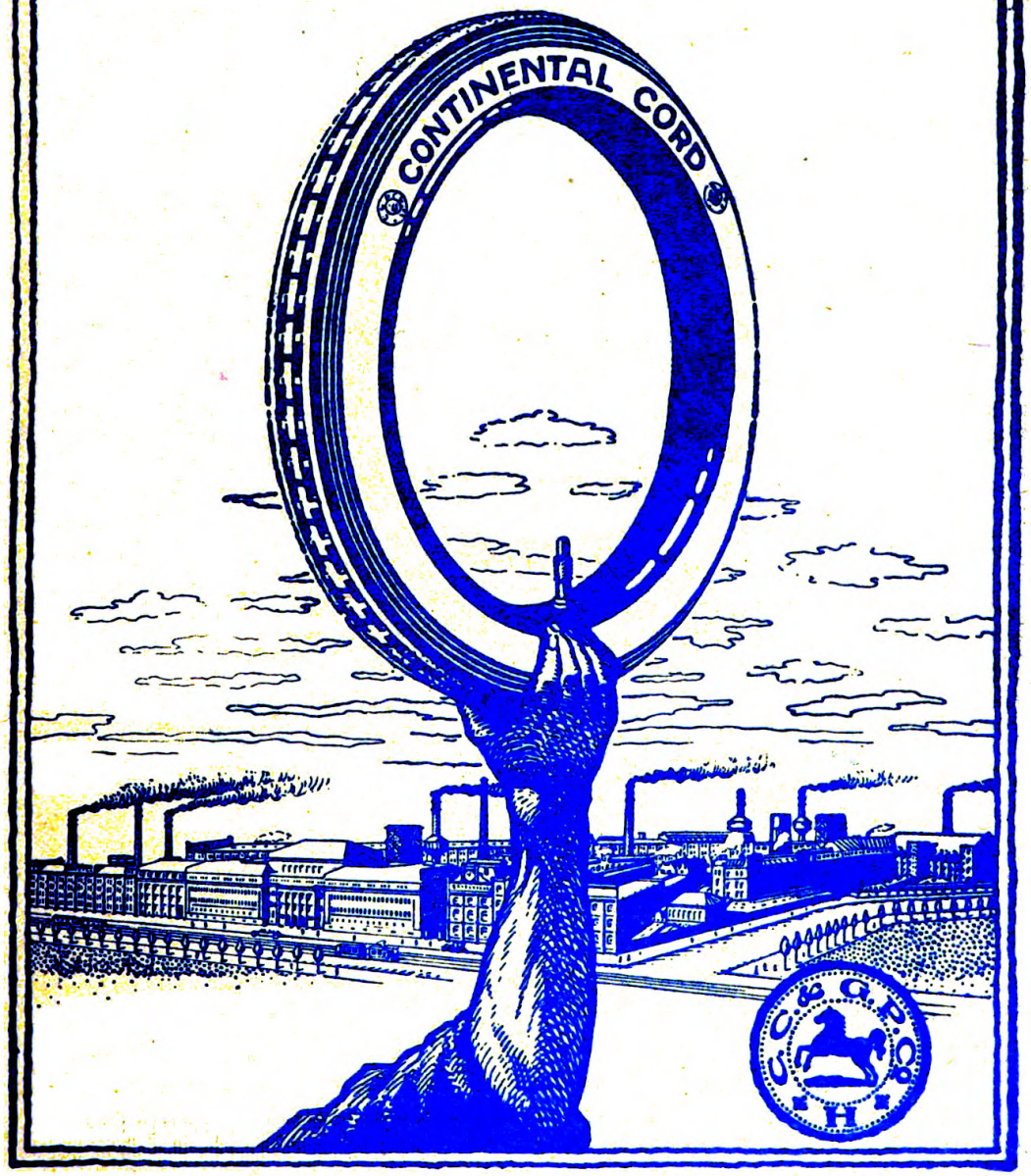
Allerdings, was soll man alsdann mit den überflüssig werdenden Bankgebäuden machen? Ihren hohen Sachwert, ihren Substanzwert haben sie, aber wer soll sie kaufen? Es gibt niemand, der für sie Verwendung hätte, und außerdem niemand, der das Geld hat, sie zu be-

zahlen. Wenigstens in Deutschland; bei dem jetzigen Zustande des allgemeinen Dalles. Das ist das große Hindernis einer Fusionsära in der Bankwelt, die andernfalls sicher zu erwarten wäre. Das, und außerdem noch gewisse persönliche Faktoren. Man kann ein Bankdirektorium nicht plötzlich auf die doppelte Anzahl von Köpfen bringen, und auch dieser Umstand bildet ein sehr wesentliches Hindernis einer Bewegung, die sich andernfalls in großem Umfange vollziehen würde. Gerade aber aus diesem Grunde muß man sich nochmals die Frage vorlegen:

Was wird aus unseren Banken? Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: Georg Müller, Berlin-Schöneberg
Druck: Gustav Pritz & Co., Leipzig-Stött.

# Continental
## Reifen



# Die Reklame

ZEITSCHRIFT DES VERBANDES DEUTSCHER REKLAMEFACHLEUTE E.V.

## Das führende Fachblatt

Erscheint ohne Unterbrechung
seit 1908

## Unentbehrlich

für jeden,
der praktisch oder wissenschaftlich sich
mit Reklame in irgendeiner Form befaßt

Monatlich 1 Heft
in bester Ausstattung
*In Vorbereitung:*
Sonder-Nr.: Buchreklame und Buchkunst
„ „Verkehrsreklame"
Heftpreis GM 5.30 postfrei b. Voreinsend.
Jahres-Bezug (12 Hefte) GM 40.—
postfrei bei Voreinsendung des Betrages
*Bestes Insertionsorgan für Reklame-Hersteller*

Verlag
**Francken & Lang G.m.b.H., Abt. „Gw."**
Berlin W 57


Druck von Gustav Fritz & Co., Leipzig-Stö.

# DIE GEGENWART

POSTVERTRIEB AB LEIPZIG

## ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN U. KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH ILGENSTEIN

AUS DEM INHALT:


Pan-Europa — Von Mentor

Zur Hygiene des Genußmittel-Gebrauches — Von Paul Engelen

Berlin als Messestadt — Von Erich Köhrer

Das Wesen der Religion — Von Hugo Marcus

Die menschliche Willensfreiheit — Von C. Fries

Herrn Harmenings Ehe — Von Wilhelm Ueberhorst

Randbemerkungen:
Gesetz und Gesetzesverachtung



AUGUSTHEFT 1924 / JAHRGANG 53

VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE

HEFTPREIS M. 0.30

VERLAG: GEGENWART G·M·B·H / BERLIN W 57 BÜLOWSTRASSE 56

# Die Gegenwart

58. Jahrgang | Augustheft | 58. Jahrgang

## Pan-Europa

Von Mentor

Eine der beachtenswertesten Folgeerscheinungen des Weltkrieges ist die Konsolidierung des britischen Weltreichs. Was England seit Jahrzehnten vergeblich erstrebt hat, den Zusammenschluß seiner Dominions und Kolonien mit dem Mutterlande zu einem Reich mit bundesstaatlichem Charakter, ist ihm als Nebenwirkung des Krieges fast mühelos in den Schoß gefallen. Auf der westlichen Hemisphäre bahnt sich etwas ähnliches an: ein amerikanisches Weltreich, ein Pan-Amerika unter der Führung der Vereinigten Staaten. Ebenso befindet sich das ehemalige Zarenreich, das in viele Sowjetrepubliken zerfallen ist, auf dem Wege der Wiedervereinigung zu einem das östliche Europa und nördliche Asien umfassenden Reiche mit bundesstaatlicher Verfassung. Gleichzeitig arbeitet Japan zielbewußt auf einen Zusammenschluß mit China hin, um die Herrschaft der mongolischen Rasse im fernen Osten durch ein neues Staatensystem zu befestigen.

Außerhalb dieser neuen, teils noch in der Bildung begriffenen, teils bereits konsolidierten Weltreiche befindet sich das mittlere und westliche Europa und es entsteht somit die Frage, ob die einzelnen europäischen Staaten sich im Wirtschaftskampfe mit jenen erdumspannenden Staatensystemen behaupten können. Es liegt auf der Hand, daß ein zerklüftetes, mit hohen Zollschranken durchsetztes, übervölkertes Europa der Konkurrenz der großen Weltreiche nicht gewachsen ist. Kein europäischer Staat, nicht einmal Frankreich mit seinem großen Kolonialbesitz, kann sich auf die Dauer als geschlossener Handelsstaat behaupten. Jeder braucht den Nachbar zum Austausch seiner Erzeugnisse und zur Ergänzung seiner Rohstoffe.

Aber nicht nur von außen läuft Europa Gefahr, zerrieben zu werden, sondern mehr noch von innen. Es bedarf keiner besonderen Beweisführung, um darzutun, daß der gegenwärtige Friedenszustand eigentlich nur eine zeitlich begrenzte Unterbrechung des Krieges ist. Gerade durch die Neuordnung des europäischen Staatensystems, durch die Auflösung einer Großmacht und die Begründung neuer Staaten und Kleinstaaten ist der Nationalhaß nur vertieft, nicht abgebaut worden. Sämtliche europäische Vaterländer haben sich nicht nur durch Zollschranken, sondern dazu noch mit einem geistigen Stacheldrahtverhau voneinander abgeschlossen. Wir sind nach allem auf dem besten Wege zu einer neuen Katastrophe.

Die dritte Gefahr, die dem alten Europa droht, ist die Eroberung durch Rußland. Wie die Ereignisse uns lehren, ist Sowjetrußland keineswegs weniger expansionsbedürftig und eroberungssüchtig, als das zaristische Rußland. Das entwaffnete Deutschland und die östlichen Kleinstaaten würden schwerlich dem russischen Ansturm gewachsen sein.

Auf diese drei dem europäischen Kontinent drohenden Gefahren weist R. N. Condenhove-Kalergi in einem fulminanten Manifest „Pan-Europa", mit dem er eine Zeitschrift gleichen Namens eröffnet, hin, um die Europäer zur Sammlung aufzurufen und um die Grundlinien des neuen europäischen Staatensystems, das die fünfte Weltmacht bilden soll, zu skizzieren. Die Idee der Vereinigten Staaten von Europa ist nicht neu. Schon Kant hat sie gedacht in seinem philosophischen Versuch „Zum ewigen Frieden" und nach ihm Nietzsche und Mazzini, während Bonaparte den praktischen Versuch, allerdings mit untauglichen Mitteln, unternommen hat, Europa unter einen Hut zu bringen.

„Pan-Europa" ist zunächst und wohl noch bis auf weiteres eine Utopie. Aber was will das besagen! Das Gedachte und Gewünschte wird zur Tatsache, oft schneller als der Gedanke der Entwicklung zu folgen vermag. Das deutsche Reich war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Utopie, die nur in den Köpfen der deutschen Ideologen lebendig war und ist dennoch nach Verlauf von kaum einem Menschenalter Wirklichkeit geworden. Die wirtschaftlichen Notwendigkeiten geboten in Mitteleuropa ein einheitliches Wirtschaftsgebiet ohne Zollschranken, nationale Sentiments hätten das Reich nicht geschaffen. Der deutsche Zollverein war der Vorläufer des deutschen Einheitsstaates. Friedrich Naumann hatte während des Krieges die Idee eines größeren Deutschland im Rahmen eines wirtschaftlich geschlossenen Mitteleuropa von der Nord- und Ostsee bis zur Adria und zum Bosporus gefaßt und propagiert. Möglich, daß sich diese Utopie bei einem für uns glücklichen Ausgang des Krieges verwirklicht hätte. Die Balkanisierung Europas, wie wir sie heute erleben, wäre damit vermieden worden.

Wir stehen heute vor ungleich größeren Aufgaben. Während das britische Weltreich und die anderen in der Entstehung begriffenen Weltreiche oder Weltstaatensysteme Europa isolieren, fährt dieses fort sich zu zerstückeln und dort Gegensätze zu schaffen, wo im Grunde genommen keine vorhanden sind. Denn es steht ganz außer Frage, daß ein Land das andere braucht. Andererseits hat aber auch die Gemeinschaft der Interessen sich ebenso vervielfacht wie deren Gegensätze. „Dank der Technik sind heute die Interessen europäischer Nachbarstaaten so miteinander verwachsen, daß sie nur mehr die Wahl haben zwischen Feindschaft und Bündnis; gleichgiltige Nachbarschaft ist unmöglich geworden," heißt es in dem Manifest. Es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß der gegenwärtige Zustand unhaltbar geworden ist. Es gibt nur zwei Möglichkeiten, entweder Zusammenbruch oder Zusammenschluß. Wie aber soll der Zusammenschluß geschehen, da heute 25 europäische Staaten und Kleinstaaten eifersüchtig über einander wachen und Gelegenheiten provozieren, um sich auf Kosten des Nachbarn zu arrondieren. Nachdem der Nationalstaat zum Stichwort geworden ist, fühlt sich jede Volksgemeinschaft in ihren heiligsten Empfindungen verletzt, solange noch ein Volksgenosse der Herrschaft eines anderen Staates unterworfen ist. Dabei ist die Abgrenzung der Staaten nach ethnographischen Gesichtspunkten schlechterdings eine Unmöglichkeit, namentlich im Osten Europas, wo die Sprachgrenzen sich fortwährend verschieben, wo oft in einer Provinz nationale Mehrheiten und Minderheiten bunt durcheinander geworfen sind. Gerechte Grenzen sind platterdings in Europa eine Unmöglichkeit. Die Grenzdistrikte werden sich immer in nationaler Beziehung benachteiligt fühlen, ganz besonders aber

heute, nachdem die Staatskünstler der Entente es zuwege gebracht haben, der elsaß-lothringischen Frage noch zehn andere Fragen hinzuzufügen. Trotzdem müssen wir uns mit den Tatsachen abfinden. Elsaß-Lothringen darf nicht noch einmal das Grab der europäischen Jugend werden. Ein neuer Krieg würde das Ende Europas, seiner Kultur und Wirtschaft bedeuten.

Die Gefahren, die sich über Europa zusammenziehen, können, wie es in dem Manifest heißt, gebannt werden durch einen paneuropäischen Schiedsvertrag, durch ein paneuropäisches Defensivbündnis und durch eine paneuropäische Zollunion. Paneuropa würden auch die Kolonien, die in der Hauptsache das nördliche und westliche Afrika umfassen und die bei rationeller Bewirtschaftung Europa mit Rohstoffen versorgen könnten, angegliedert werden. Außerhalb Europas blieben also, wie schon bemerkt, Groß-Britannien und Rußland. Ersteres, weil es seiner Struktur nach schon ein Weltreich bildet und bei seiner Angliederung an Paneuropa den Abfall seiner Dominions, namentlich Kanadas, das sich nicht in einen europäischen Staat umwandeln ließe, riskierte. Der Anschluß Rußlands an Europa ist zurzeit unmöglich, weil sich Rußland durch die Errichtung der Sowjet-Diktatur freiwillig von den westlichen Demokratien losgesagt hat. Auf keinen Fall darf Pan-Europa weder gegen England noch gegen Rußland eine feindliche Einstellung einnehmen. Das Ziel ist die Erhaltung des Weltfriedens, gemeinsame Abrüstung, wirtschaftliche Zusammenarbeit. Erst wenn Pan-Europa als gleichberechtigte Weltmacht sich konstituiert hat, kann es mit Amerika, Britannien, Rußland und Ostasien einen neuen Weltbund schließen.

Das klingt alles sehr plausibel, genau so plausibel wie Kant's Völkerbund, der — leider! — bald anderthalb Jahrhunderte ein papierenes Dasein führt. Immerhin liegen heute die Vorbedingungen zu einem solchen trotz aller nationalen Gegensätze nicht ungünstig. Der Weltkrieg hat uns wenigstens das eine gelehrt, daß nämlich der Krieg ein recht untaugliches und zugleich sehr kostspieliges Mittel zum Austrag internationaler Streitigkeiten und Prestigefragen ist. Möchten die Menschen nur ein klein wenig Gebrauch von der edlen Gottesgabe Vernunft machen! — Indessen, man soll die Hoffnung nicht begraben!

# Zur Hygiene des Genußmittelgebrauches

Von Dr. med. Paul Engelen, Chefarzt des Marienhospitals in Düsseldorf

Während es an hygienischen Belehrungen bezüglich der Arbeitsweise, der Wohnung und Kleidung, des Sports usw. nicht mangelt, wird die gesundheitliche Erörterung über den Gebrauch von Genußmitteln meist mit der Empfehlung vorsichtiger Mäßigkeit abgetan, wenn nicht etwa grundsätzlich Totalabstinenz vorgeschlagen wird. Der Gebrauch von Genußmitteln ist von großer Bedeutung für die Lebensführung, und deshalb sind etwas eingehendere Ausführungen angebracht.

Heutzutage wird bezüglich der Genußmittel am meisten geschrieben über die alkoholischen Getränke. Deren Anwendung möge deshalb hier erörtert werden. Aber die Ausführungen passen mit unwesentlichen text-

lichen Abänderungen gerade so gut auf die anderen Genußmittel, also beispielsweise auf Tabak und Kaffee.

Vor einer Reihe von Jahren wurde bei Gelegenheit einer ärztlichen Besprechung über Alkoholfragen ein beteiligter strenger und sehr eifriger Abstinenzler derartig ausfallend gegen jeden, der nicht dem Standpunkt völliger Enthaltsamkeit beipflichtete, daß schließlich der Leiter der Diskussion zum Schlußwort den Ausspruch prägte, es sei jedenfalls als Meinung der überwiegenden Mehrzahl der anwesenden Aerzte festzustellen, daß für derartig erregbare Naturen wie der erwähnte Diskussionsredner völliges Verzichten auf Alkoholgenuß ratsam sei. Sicherlich ist bei stark ausgesprochener nervöser Konstitution, falls sie verbunden ist mit Neigung zu impulsiven Handlungen, mit Willensschwäche oder Neigung zu Übertreibungen, absolute Abstinenz unbedingt ratsamer als der Vorsatz mäßiger Lebensführung. Mit guten Vorsätzen ist bekanntlich oft der Weg zur Hölle gepflastert. Dagegen ist bei nur zeitiger Nervosität, wie sie beispielsweise durch Überarbeitung, Erregungen bedingt sein kann, mäßiger Alkoholgenuß nicht nur erlaubt, sondern sogar recht oft nützlich. Diese Tatsache hat vom Standpunkt der Arzneimittelforschung aus Schmiedeberg hervorgehoben. Schmiedeberg schreibt: „Oft genügt schon ein mäßig großes Glas Wein, um durch diese Wirkung, die eine Minderung gesteigerter Empfindungen hervorbringt, Abspannung und Ermüdung weniger fühlbar zu machen, trübe Stimmungen zu verscheuchen und Unlust, Verdruß und Sorgen weniger schwer empfinden zu lassen". — „Ähnliche Zustände nervöser Empfindlichkeit entstehen auch durch geistige und körperliche Überanstrengung und Übermüdung, und selbst ohne diese ist das Ruhebedürfnis nach der gewöhnlichen täglichen geistigen oder körperlichen Arbeit bis zu einem gewissen Grade mit erhöhter Nervosität verbunden. In solchen Fällen wirken die alkoholischen Getränke, besonders erfolgreich ein gutes Glas Wein, wegen ihrer beruhigenden Wirkung auf das Nervensystem außerordentlich erfrischend, indem sie die unangenehm empfundene nervöse Spannung beseitigen. Unangenehme Eindrücke werden weniger lebhaft empfunden, das Gefühl von Hunger und Durst gemäßigt, Verdruß, Ärger, Unbefriedigtsein in ihrer Intensität abgeschwächt. Die Mengen Alkohol, die dazu in der Regel ausreichend sind, können nicht als schädlich erachtet werden." R. Stintzing führt aus, daß gerade der Nervenarzt berufen ist, dem Alkoholmißbrauch entgegenzuwirken, daß aber anderseits dieses Mittel in der Behandlung Nervenkranker nicht ganz entbehrt werden kann. Er betont, daß für die gesamte Ernährung und Nerventätigkeit schwächlicher und anämischer Patienten regelmäßig gereichte Reizmittel unbedingt als nützlich sich erweisen. Sodann aber wird bisweilen auch bei Nervenkranken von der ermüdenden Wirkung des Alkohols Gebrauch gemacht; „Für manche dient ein Glas gutes Bier am Abend als unschädliches Schlafmittel." — Für Epileptiker ist Alkohol erfahrungsgemäß sehr schädlich. Unter den reformationslüsternen Volksbeglückern, Gesundheitsfanatikern, unter den sozialpolitischen Phrasenhelden mit der der Masse imponierenden Revolverschnauze, unter den Eigenbrödlern und einseitig Begabten sind weit mehr geistig Minderwertige, als der Laie zu glauben geneigt ist; allen diesen labilen Naturen muß der Arzt jeden Alkoholgenuß untersagen. Daß für Kinder und Jugendliche bis etwa zum 18. Lebensjahre der Alkohol als Genußmittel stets überflüssig, meist recht bedenklich ist, und nur als Arzneimittel unter

ärztlicher Aufsicht gelegentlich im Notfalle zulässig, sollte eigentlich so allgemein bekannt sein, daß eine Erwähnung überflüssig sein müßte. Aber die Erfahrung zeigt, daß diese Mahnung immer noch angebracht ist. Die Frauen nehmen physiologisch und psychologisch eine Mittelstufe zwischen Kind und Mann ein, wenn sie auch neuerdings staatsbürgerlich als gleichberechtigt dem Manne gelten. Wegen der ausgeprägten nervösen Empfindlichkeit der Frau und wegen der höheren Gefühlslenkbarkeit ist für Frauen stets allervorsichtigste Mäßigkeit sorgsam zu beachten.

Wo Schatten ist, dort ist auch Licht. Aus der Schädlichkeit des Alkoholgenusses für abnorm reizempfindliche Menschen, aus der Notwendigkeit allervorsichtigster Mäßigkeit für Frauen kann man nicht folgern, daß nicht auch nützliche Wirkungen zu verzeichnen wären bei dieser nach dem Bericht der Bibel als Lohn für Treue dem Noah gestifteten Gottesgabe. Daß eine abstinente Gesellschaft, allerdings amerikanischen Ursprungs, sich nicht gescheut hat, dem Heiland zum ernsten Vorwurf zu machen, daß er auf der Hochzeit zu Kanaan den Gästen Wein vorgesetzt habe, und sogar noch wirklich guten Wein, sei als Kuriosum angeführt. Ich sehe hier ab von der seit urdenklichen Zeiten erprobten und in den Lehrbüchern der Arzneimittellehre wissenschaftlich begründeten Verwendung in der Krankenbehandlung. Auch die vorbeugende diätische Verwertung des Alkohols gegen drohende Erkältungskrankheiten soll hier nicht erörtert werden. Hier soll nur die Alkoholfrage soweit erörtert werden, wie sie für die Lebensführung des gesunden Erwachsenen hygienisch bedeutsam ist.

Daß auch mäßiger Alkoholgenuß stets schädlich sei, diese von einigen Ärzten jetzt vertretene Meinung, gehört zu den modernen Thesen. Auch in der Wissenschaft gibt es Modeströmungen. Jede moderne Ansicht, die den geschichtlich begründeten Anschauungen sich entgegenstellt, ist mit vorsichtigster Skepsis zu prüfen. Sehr beachtenswert ist, daß die vorsichtigste hygienische Gesetzgebung, nämlich die des Moses, im Alkoholgenuß keine Bedenken gefunden hat. Die Geschichte der Muhammedaner spricht nicht gerade für einen leistungsbefördernden Einfluß der Abstinenz. Der Höhepunkt altgriechischer Kultur war durchaus nicht mit asketischer Lebensführung verbunden. Die Vollnaturen der Renaissancezeit huldigten intensivstem Lebensgenuß. Die Geschichte zeigt nur, daß ein Alkoholelend in die Welt gekommen ist mit der Verbreitung des Kartoffelschnapses. Der mäßige Gebrauch anderer alkoholischer Genußmittel ist der Erzielung von Höhepunkten der Kultur nicht hinderlich gewesen. Pelmann schreibt: „Der dreißigjährige Krieg und der wirtschaftliche Niedergang Deutschlands brachten das Hereinbrechen des Branntweins, und der Kartoffelschnaps wird in allen Ländern des nördlichen Europas das Getränk des kleinen Mannes. Damit ist der entscheidende Schritt getan, und was Altertum und Mittelalter bei all ihrer Unmäßigkeit nicht vermocht, das hat mit einem Schlage der Schnaps fertig gebracht, das Gespenst des Alkoholismus beginnt verheerend und das Mark der Völker verzehrend seinen Siegeslauf."

Es ist eine alte Lehre, daß für alte Herren mäßiger Alkoholgenuß ein sehr gutes diätisches Mittel sei. Plato hat widerholt den Wein gepriesen als den Balsam, den Dionysos den Menschen gegen die Bitterkeit der Jahre geschenkt habe. Vom Standpunkt der modernen Arzneimittelforschung empfiehlt Tappeiner in seinem bekannten Lehrbuch den Alkohol

in mäßigen Dosen (nicht über 30 bis 40 g pro Tag) im höheren Alter als Nahrungsstoff, der keine Vorbereitung durch Verdauung braucht. Ein Genußmittel, das im absteigenden Teil des Lebens als nützlich sich bewährt hat, kann doch wohl auf der Höhe des Lebens kaum Schaden stiften, richtige Anwendungsweise vorausgesetzt. Für den gesunden Erwachsenen ist die wichtigste Vorschrift die Mäßigkeit. Die Forderung vorsichtigster Mäßigkeit muß sehr ernst hervorgehoben werden, zumal da nicht wenige Menschen im Gefühl unverwüstlicher Körperkräfte zur Meinung neigen, sie dürften ungestraft gelegentlich sich Verstöße gegen die Forderung der Mäßigkeit gestatten.

Neben der Quantität ist die Qualität der Genußmittel von großer Bedeutung. Die konzentrierten Alkoholikas führen leicht zur Unmäßigkeit, auch die billige Preisgestaltung ist von höchst verderblichem Einfluß. Von allerwesentlichster Bedeutung aber ist, daß eine billige Preisgestaltung leicht zur Verwendung minderwertiger Alkoholika führt, also z. B. zur Herstellung von Getränken, die einen hohen Gehalt an Kartoffelfuselöl aufweisen. Einsichtige amerikanische Ärzte haben gerade in letzter Zeit auf die grauenhaften Folgen hingewiesen, die infolge der Prohibition aus heimlich betriebenen Brennereien erwachsen und aus der Selbstversorgung der Haushaltungen mit unsachverständig bereiteten Getränken. Die Amerikaner lachen über die Organisationswut der Deutschen, die auch heute noch zum Teil sich einbilden, in der sozialen Gesetzgebung zumal in der Krankenversicherung Vorbildliches geleistet zu haben und die in selbstgefälliger Verblendung die Schäden dieser Organisation nicht erkennen. Na, jedenfalls so verbohrt wie das blindwütige Dreinschlagen der Amerikaner gegen jeglichen Alkoholgenuß ist die deutsche soziale Gesetzgebung doch längst noch nicht. Nur müssen wir gerade jetzt auf der Hut sein, daß wir nicht auf dem Weg hygienischer Überorganisation in weitere Irrgärten geraten. Der goldene Mittelweg hat sich bisher in der Weltgeschichte als einzig zuverlässig erwiesen. Die Art und Weise, wie der Amerikaner dazu kommt, sich zu wundern, daß andere Völker immer Fehler machen, während er niemals auf den Gedanken kommt, daß sein Volk Fehler machen könne, erklärt Erwin Rosen-Carlé aus der biederen Überschätzung der nächsten Umwelt: „Der Amerikaner kommt auf diese Weise selten dazu, sich Klarheit über wichtige Lebens- und Geistesfragen mühselig zu erkämpfen, sondern er begnügt sich damit, das jeweilige Problem gleichsam durch Volksabstimmung zu entscheiden. Ist das Volk dann in der richtigen Stimmung, so können die schönsten Narreteien zustande kommen. So und nicht anders sind die Wellen der Hysterie zu erklären, die so häufig über große Teile des Volkes dahinfluten, mag das nun Gesundbeterei sein, oder eine bis zum Wahnwitz gesteigerte Frauenverehrung, oder blindlings dreinschlagender Kampf gegen Alkohol in jeder Form, oder Negerlyncherei, oder fürchterliche Frömmigkeit mit ungeheuerlichen Ausbreitungen der Heuchelei." — Gute alkoholische Getränke, die durch hervorragende Geschmacksqualitäten tatsächlich erstklassige Genußmittel sind, sind von hygienischem Wert, weil sie den Gebrauch minderwertiger Getränke verhüten. Ich habe in sehr zahlreichen Beobachtungen immer wieder und immer wieder festgestellt, daß in den Zeiten der unerschwinglichen Weinpreise und des Mangels an gutem Bier viele Menschen zum Schnaps griffen, die früher niemals dem Genuß von konzentrierten Alkoholicis huldigten. Gegen Tatsachen darf man sich nicht verschließen.

Das in der Blütezeit der Ersatzmittel aus Ersatzstoffen bereitete gehaltlose Bier wurde durchweg abgelehnt, und es entstand ein Schnapskonsum, der geradezu ekelhaft war. Bier, ein gegorenes und noch in schwacher Nachgärung begriffenes Getränk aus Getreide, Hopfen und Wasser hergestellt mit reichem Gehalt an Kohlensäure und von erfrischendem Geschmack ist bei einwandfreier Zubereitung bei einem Alkoholgehalt von etwa 3,5—5,0% ein hervorragendes Genußmittel. Die während der Hungerjahre in Deutschland angestellten Versuche, Ersatzgetränke mit geringerem Gehalt an Stammwürze einzuführen, haben sich als Fehlschlag erwiesen. — — Daß für die gesundheitliche Bekömmlichkeit alkoholhaltiger Genußmittel oft eine Differenz im Alkoholgehalt weit weniger bedeutungsvoll ist als andere Eigenschaften, ergibt sich aus Feststellungen von Weinkennern. Junge Weine sind weit weniger gut bekömmlich als abgelagerte Sorten, selbst wenn letztere einen nicht unerheblich höheren Gehalt an Alkohol aufweisen. Kunstweine gar verdienen verboten zu werden. — — — Stärkere Spirituosen sollten als Genußmittel nicht benutzt werden; als Arzneimittel sind sie aber nicht entbehrlich. Auch hier ist wieder die Bedeutung der Qualität hervorzuheben, daß ein guter alter Kornbranntwein in gesundheitlicher Beziehung nicht auf eine Stufe gestellt werden darf etwa mit einem billig und schlecht hergestellten Kartoffelschnaps, dürfte wohl klar sein.

Zu den Bedingungen, die in der Persönlichkeit und andererseits in der Art des Getränkes gegeben sind, kommen nun noch wichtige Nebenumstände des Genießens. Die große Gefahr der konzentrierten Spirituosen beruht darauf, daß das kleine Flüssigkeitsquantum nur wenig geeignet ist zu einem über eine geraume Zeitspanne langsam sich hinziehenden vorsichtig auskostenden Sinnengenuß. Die starke Konzentration führt sehr leicht dazu, daß zu momentaner Befriedigung rasch und flüchtig Alkohol aufgenommen wird. Hiermit ist außer anderen Bedenken die Gefahr der Mäßigkeitsüberschreitung gegeben, indem nämlich die rasche flüchtige Anregung zu öfterer Wiederholung leicht verführt. Von außerordentlich schwerwiegender Bedeutung ist dann, daß die Flüchtigkeit der Aufnahme die Gefahr mit sich bringt, daß die Alkoholaufnahme nicht beschränkt bleibt auf die Stunden der Ruhe und Entspannung nach vollständig erledigter Tagesarbeit, sondern daß vielfach tagsüber schon in den kürzeren Erholungspausen oder sogar während der Arbeit Alkohol genommen wird. Die psychologischen Experimente haben trotz mancher Einwände, die kritisch geltend gemacht werden müssen, doch gezeigt, daß bei vielen Arbeitsarten, zumal solchen, die feine Sicherheit, rasche Geschicklichkeit körperlich oder geistig erfordern, die Leistung durch Alkoholgenuß während der Arbeit herabgesetzt wird. Experimente von Hildebrand über die Beeinflussung der Willenskraft durch Alkohol haben gezeigt, daß Alkohol die Auffassungsfähigkeit herabsetzt, daß das Gefühl dieser Beeinträchtigung eine gesteigerte Willensanspannung hervorruft, durch welche die Schädigung der Aufmerksamkeit nicht nur ausgeglichen, sondern sogar überkompensiert werden konnte. Hieraus geht also hervor, daß Arbeit unter Alkoholwirkung mit einer sonst unnötigen Willensanspannung verbunden ist. Den natürlich sehr mäßigen Genuß alkoholischer Getränke während der Arbeitszeit halte ich nur in ganz besonderen Ausnahmefällen für zulässig. Wenn es z. B. gilt, einem bereits feststehenden ganz genau gesicherten Gedankeninhalt nur noch die richtige künstlerische Ausdrucksform

zu verleihen, dann kann die Anregung des künstlerischen Gefühls und die Dämpfung überkritischer Bedenklichkeit von günstigem Einfluß sein. Ein Redner oder Künstler, der durch Lampenfieber Hemmungen erleidet, kann mit Erfolg diesen krankhaften Zustand, der mit abnormer Gefäßspannung verbunden ist, im vereinzelten Bedarfsfalle beseitigen. Unsere pharmakologischen Kenntnisse sprechen für eine entspannende, beruhigende Wirkung des Alkohols. Daß eine solche Einwirkung aber vor beendeter Tagesarbeit fast ausnahmslos ungünstig ist, zeigt gleichsinnig mit den wissenschaftlichen Experimenten die Erfahrung des praktischen Lebens.

Landois schreibt in seinem Lehrbuch der Physiologie: „Der Wert des Alkohols als Genußmittel liegt in seiner mäßigen Anwendung nach der Arbeit: die durch ihre bedingte Euphorie gewährleistet ein Ausruhen und Erholen der (geistigen wie körperlichen) Kräfte. Hierin liegt der Grund für die weite Verbreitung der alkoholischen Getränke und die Berechtigung eines mäßigen Alkoholgenusses für den gesunden Erwachsenen." Nach der Arbeit in den abendlichen Ruhestunden dient mäßiger Alkoholgenuß sehr zweckmäßig der Erholung. Erholungsfördernd wirken die Fähigkeiten des Alkohols, die die Gefühle des Behagens in der Geselligkeit steigern. Hugo Münsterberg hebt hervor: „das lebhafte Ansprechen der organischen Empfindungen, die den Hintergrund des Selbstgefühls bilden und durch die der Genuß des geselligen Verkehrs erhöht werden muß." Bei Besprechung der Bemühungen, den Mißbrauch geistiger Getränke durch Ersatzmittel zu überwinden, weist Münsterberg nachdrücklich hin auf die „Bedingungen, durch die das gesellige Leben gefördert und der gesellige Genuß gesteigert werden muß und die aufs sorgsamste berücksichtigt werden müssen, wenn Ersatzmittel gewonnen werden sollen." Körperlich und geistig kann die Hauptwirkung des Alkohols als Lösung von Spannungszuständen charakterisiert werden. Diese Wirkung ist nun gerade für die abendlichen Erholungsstunden angezeigt. Nach anstrengender Tagesarbeit, besonders bei sehr verantwortungsvoller oder sehr vielseitig verknüpfter Berufstätigkeit besteht sehr oft nach abgeschlossener Tagesleistung noch das Gefühl der anhaltenden Einstellung auf das Zielstreben der Berufsarbeit, Pläne, Vorkehrungen, Erwägungen, Sorgen, Verantwortungen wirken über die Stunden der direkten Pflichterfüllung hinaus noch nach in Form körperlicher und geistiger Spannungen. Trotz des Gefühls der Ermüdung stellt dann der Schlaf nur mit quälender und schädlicher Verzögerung sich ein. Und selbst während des Schlafes wirken dann im Unterbewußtsein die Erregungen des Tages und der Pflichtfesselung als gnomenhafte Störenfriede noch nach in gesundheitsschädlicher Weise. In solchen Fällen, die in den höheren Berufen durchaus keine Seltenheit sind, bewirkt schon eine wirklich mäßige Alkoholdosis Lösung der abnormen Spannungen, und ein ruhiger, erquickender Schlaf, der nach Schopenhauer für den Geist mit dem Aufziehen der Uhr in Vergleich zu ziehen ist, ist dann die gesundheitlich wohltätige Folge eines mäßigen Abendschoppens.

Außer dieser pharmakologischen Alkoholwirkung ist der reine Sinnengenuß von bedeutsamem Einfluß. Der den Sinnen zusagende Wohlgeschmack dient der geistigen Erholung. Das Spiegel-Bildverhältnis von Körper und Geist macht diese Wirkung verständlich. Der Sinnengenuß ist abhängig von der Qualität der Getränke. Die Versuche, wirklich

wohlschmeckende alkoholfreie Ersatzgetränke für Bier und Wein herzustellen, also Getränke, die tatsächlich den Namen „Genußmittel" beanspruchen könnten, haben bisher nicht zu annehmbaren Ergebnissen geführt.

Die Betonung des Sinnengenusses schließt in sich, daß ein verständnisloses hastiges Herunterschütten von Getränken einer physiologisch und psychiologisch berechtigten Forderung widerspricht. Verständnisloses Trinken führt sehr leicht zur Unmäßigkeit. Man muß mit prüfendem Genießen ganz langsam vorsichtig und aufmerksam jeden Schluck auskosten. Die intensive Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf den Sinnengenuß ist dienlich zur Erholung, zur Ablenkung, zur Zerstreuung und Entspannung, ein Ausruhen beruflich angestrengter Geistesfunktionen wird hierdurch gewährleistet. In meinem Buche „Geistesschulung", Verlag Otto Gmelin, München, habe ich ausgeführt: „Aber auch die an sich unbedeutenden Handlungen und Vorgänge des Alltagslebens können zur Konzentrationsgewöhnung ausgenutzt werden. Beim Rauchen und Weintrinken soll bei jedem Zug und jedem Schluck die Aufmerksamkeit ungeteilt dem Genusse zugewandt sein. Der Tabakgenuß ist hinsichtlich der Gesunderhaltung nur dann erlaubt, wenn er nicht zur Anstachelung während der Arbeit benutzt wird, sondern wenn das Auskosten die Aufmerksamkeit bindet, somit Beruhigung gewährt und ablenkt von sorgenden oder anstrengenden Erwägungen. Auch ein mäßiger Genuß von Bier oder Wein nach geleisteter Tagesarbeit ist bei solchem Verhalten durchaus förderlich."

Gesitteter und vornehmer Lebensgenuß setzt Persönlichkeitskultur voraus. Wer Wein aus Kaffeetassen trinken mag, also nur die unmittelbare primitive Geschmacksreizung sucht oder gar nur der Wirkung des aufgenommenen Alkohols sich ergeben will, der ist von einer Kultur der Daseinsgestaltung noch sehr weit entfernt. Das ganze Milieu des Genießens ist bedeutsam. Daß eine gute Bowle in warmer Sommernacht in lauschiger Laube an den mondumglänzten Ufern des Rheins im kleinen vertrauten Freundeskreise in gesangfroher angeregter humorgewürzter Stimmung psychisch und gesundheitlich total andere Wirkungen hat als der Alkoholgenuß in verqualmter, schmutziger, dumpfer Kneipe oder im tobenden Geschrei des Massensuffs, ist verständlich. Wer beim Genuß Wert legt auf Gesittung und Würde, auf Wahrung der vornehmen Form in jeder Richtung, der wird mit Abscheu herabblicken auf das wüste Treiben von Trunkenbolden und auf die geistige Minderwertigkeit, die schon im leichten Stadium eines Rausches erkennbar ist. Wahrung der Würde auch im Genuß bietet eine Schranke gegen Unmäßigkeit. Meiner Meinung nach muß die ganze Alkoholfrage, die ohne jeden Zweifel für Gesundheit, Moral, Zivilisation, Kultur, für das ganze Gesellschaftsleben von einschneidender Bedeutung ist, vom Standpunkte der Persönlichkeitskultur aus in Angriff genommen werden. Kulturfragen aber können nicht durch Polizeimaßnahmen gelöst werden.

Gesundheitlich sind hinsichtlich der Zulässigkeit des Genusses alkoholischer Getränke dann noch die Bedingungen der ganzen Lebensführung inbetracht zu ziehen. Die immer wieder zu betonende Forderung der Mäßigkeit im Genuß gilt besonders auch für den Fall gleichzeitigen Rauchens; viele erfahrene Kenner eines Katzenjammers haben mir berichtet, daß die schlimmsten Katererscheinungen mehr Folge starken Tabakgenusses seien, als des übermäßigen Trinkens. Sehr wichtig ist aus-

reichende Erfüllung des Schlafbedürfnisses. Wer seine Schlafenszeit kürzt für nächtliche Trinkgelage, schädigt seine Gesundheit schwerwiegend. Genügend kräftige, jedoch nicht übermäßige Ernährungsweise ist einflußreich, bei dieser Gelegenheit möge angeführt werden, daß die Verdauungsorgane geschädigt werden durch häufigen Schnapsgebrauch, durch schlechte und junge Weine, durch schlechtes Bier. Als besonders wichtig für die Gesunderhaltung möchte ich dann noch hinweisen auf die Notwendigkeit ausgiebiger Körperbewegung. Man hört und liest recht häufig Erörterungen, ob reichliche Flüssigkeitszufuhr oder möglichst trockene Ernährung vorzuziehen sei. Diese Frage kann nicht allgemeingültig in dem einen oder anderen Sinne entschieden werden. Jedenfalls aber erfordert im allgemeinen eine erhebliche Flüssigkeitsaufnahme ausgiebige körperliche Betätigung und Angewöhnung straffer Haltung, um eine Säftestauung im Bauchraum zu verhüten. Die Kunst, den Körper zur höchsten Vollkommenheit auszubilden, haben zuerst die Griechen aufgefaßt, da sie nur in der Vereinigung einer edlen Seelenbildung mit einem schönen leistungsfähigen Körper das Ideal des Menschen sahen. Schon bei Homer galt es für schimpflich, in der Gymnastik nicht erfahren zu sein. Diese Aktivität in der Bildung und in der Gesundheitspflege wird heute viel zu wenig beachtet, ich halte die Aktivität, die Betätigung ausgiebiger Atmung, die Übung für weitaus wichtiger als die heute leider im Vorgergrunde stehende überängstliche Vermeidung tatsächlicher oder angeblicher hygienischer Schädlichkeiten. Ausreichende Körperbewegung und Übung ist eines der allerwichtigsten Mittel zur Erhaltung der Gesundheit bis in ein hohes rüstiges Alter hinein.

Doch selbst bei diesem überaus wichtigen Mittel zur Gesunderhaltung muß der goldene Mittelweg eingehalten werden, ein Übermaß z. B. in sportlicher Betätigung ist schädlich. Bei meinen Spezialforschungen über die Arteriensklerose (die sog. Arterienverkalkung) habe ich bestätigt gefunden, daß körperliche Überanstrengung die Blutgefäße schädigt.

Auch hinsichtlich des Gebrauches von Genußmitteln scheint mir die Erziehung aller Volkskreise zur Mäßigung der richtige Weg zu sein. Hugo Münsterberg schreibt: „Wie Sauberkeit und Zucht der Rede, so muß ein mäßiger Gebrauch geistiger Getränke durch die gesellschaftliche Sitte aller Schichten erzwungen, und dabei zugleich Getränke mit starkem Alkoholgehalt durch schwächere ersetzt werden, vor allem Branntwein durch Bier oder leichten Wein.“ Karl Pelmann bezeichnet die Abstinenzbewegung als eine Übertreibung und führt dann aus: „Daß der Trinker dem Alkoholgenusse entsagen muß, ganz und gar und für sein ganzes Leben, ist eine Forderung, die wir aufstellen und auf der wir unter allen Umständen bestehen müssen. Das Wesen der Trunksucht besteht nun einmal in der Intolleranz gegen Alkohol und zugleich in dem unwiderstehlichen Drange nach seinem Genusse, und der Trinker, der nicht mäßig sein kann, muß sich demnach des Alkohols gänzlich enthalten.

Daß ich aber, bei dem diese Voraussetzungen nicht vorliegen, und der ich sowohl tolerant als mäßig bin, deshalb jeder Anregung entsagen soll, die mir ein Glas guten Weines verschafft, und zwar lediglich aus dem Grunde, weil ein anderer unmäßig ist und sich bei jeder Gelegenheit betrinkt, das will mir nicht in den Kopf und dafür fehlt mir jegliches Verständnis. Daher für die Trinker die Abstinenz und Mäßigkeit für Alle.

Auch hier sollte es jedem vergönnt sein, in seiner Fasson selig zu werden, und Mäßige und Abstinenten sollten Hand in Hand gehen. Und wenn sie dann Beide vereinigt den gemeinsamen Gegner bezwungen und dem Alkoholmißbrauche ein Ende gemacht haben, dann würde ein gutes Stück des sozialen Elendes beseitigt und ein recht ansehnlicher Teil der sozialen Frage gelöst sein."

# Berlin als Messestadt

Von Erich Köhrer

Die wirtschaftliche Entwicklung in Deutschland, die nach dem Weltkriege die Verhältnisse in so vielen Beziehungen vollkommen auf den Kopf gestellt hat, ist auf einem Gebiete ganz besonders eigenartig spürbar geworden. Während in der Vorkriegszeit die Leipziger Messe die einzige Veranstaltung ihrer Art in Deutschland war und ihre Monopolstellung in keiner Weise irgendwie beeinträchtigt wurde, nahm das Messewesen in den letzten Jahren bei uns einen schier überraschenden Aufschwung. Überraschend schien er freilich nur den Menschen, die nicht mit wachen Sinnen im Strudel des Lebens standen, der sich in dieser Zeit durch das deutsche Wirtschaftsleben ergoß. Allenthalben in Deutschland schossen Messen aus dem Boden, und an allen Ecken und Enden der deutschen Republik rief eine Stadt zu Unternehmungen solcher Art, wurden Bestrebungen geltend, durch Messen Besucher anzulocken. Diese Entwicklung aber war tatsächlich keineswegs irgendwie künstlich herbeigeführt, sondern sie ergab sich mit zwingender Notwendigkeit aus der Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens und insbesondere der internationalen Handelsbeziehungen.

Der deutsche Kaufmann, der sich einst den Weltmarkt nicht zum wenigsten dadurch erobert hatte, daß er den Kunden im fernsten Winkel der Erde aufsuchte, sah sich nach dem Kriege fast völlig von fremden Ländern abgeschnitten. Wo nicht die Schikanen und Schwierigkeiten, wenn nicht Unmöglichkeiten, des Grenzüberganges sich ihm wie eine Mauer entgegenstellten, verbot ihm der Zusammenbruch der deutschen Valuta die kostspielige Reise ins Ausland. Je mehr sich aber gleichzeitig die deutsche Industrie vor die Notwendigkeit gestellt sah, auf dem Wege des Exports die Blutleere in ihrem Körper zu beseitigen, je dringender die Aufgabe wurde, Handel und Wirtschaft zu beleben, die Verbindungen mit dem Ausland wieder anzuknüpfen, um so mehr ergab sich das Bedürfnis, einen Ersatz für diese abgestorbene Reisetätigkeit zu schaffen. Dieser Ersatz wurden die Messen. Indem man an einzelnen Stellen ein reiches Warenangebot auf den verschiedensten Gebieten konzentrierte, schuf man für den Ausländer einen starken Reiz, an diese Stätten zu fahren und dort seine Auswahl zu treffen, an Ort und Stelle seinen Bedarf zu decken. Auch für die inländische Wirtschaft, für den Verkehr mit der deutschen Kundschaft, die ihre Reisen in der Heimat selbst stark hatte einschränken müssen, waren die Messen ein geeignetes Mittel, in bequemster Form in kürzester Zeit Vergleichsmöglichkeiten anstellen und den Bedarf decken zu können.

So blühten die Messen an allen Ecken und Enden empor, und wenn es zu einem großen Teile Grenzmessen geworden sind, wenn insbesondere

die Städte Messen ins Leben riefen, die sich als Ausfallstor nach einem bestimmten Gebiet der Außenwelt ansahen, so sprach sich darin der besondere Wert der Messen für den Export aus.

Mit der Stabilisierung der Mark ist insofern eine gewisse Veränderung eingetreten, als die Welt den deutschen Kaufmann sich doch wieder geöffnet hat und als das Auslandsgeschäft nicht mehr ganz die Bedeutung wie früher hat, wenn auch immer noch der Export allein für viele Industrien die Möglichkeit zur Aufrechterhaltung der Existenz in sich birgt. Infolgedessen wird vielfach mit der Wahrscheinlichkeit gerechnet, daß der Messegedanke so schnell, wie er aufgeblüht ist, auch wieder aus dem wirtschaftlichen Dasein verschwinden werde. Diese Meinung scheint mir allerdings durchaus abwegig. Es mag schon sein, daß nicht alle Messen, die in den letzten Jahren ins Leben getreten sind, sich auch als lebensfähig und -kräftig erweisen. Aber der Gedanke selbst hat sich einmal durchgesetzt und wird nach wie vor seine Bedeutung für die deutsche Wirtschaft behalten.

Diese Erkenntnis hat sich allmählich nun auch in Berlin Bahn gebrochen. Die Reichshauptstadt hat bisher der Frage der Messen gleichgültig gegenübergestanden. Gewiß, Messen haben in Berlin in den letzten Jahren zu Dutzenden stattgefunden, aber es waren nur Unternehmungen, die sich diesen Titel gaben, ohne ihrer Struktur nach innerlich dazu berechtigt zu sein. Untrennbar vom Wesen der Messen ist nämlich der Charakter der Gemeinnützigkeit. Eine Messe darf und soll nichts anderes sein, als Mittel zum Zwecke, als ein Mittel zu dem Zweck, die wirtschaftlichen Interessen eines bestimmten Industriegebietes zu fördern. Was in Berlin unter diesem Namen bisher segelte, war sich immer Selbstzweck, hatte nur die Aufgabe, einem Unternehmer geschäftliche Vorteile zu sichern. Daß auch solche messeähnlichen Veranstaltungen hier und da eine gewisse Bedeutung für die von ihnen vertretenen Industrien erlangten, war den Unternehmern gewiß sympathisch, aber nur eine keineswegs gewollte und geplante Nebenerscheinung.

Diese Bedeutung erreichten sie im wesentlichen durch die bloße Tatsache, daß solche „Messen" in Berlin stattfanden. Die Reichshauptstadt gibt nun einmal allein schon durch ihre Bewohnerzahl einen besonders günstigen Boden für Messen und Ausstellungen ab, und der Bedarf, der täglich und ständig in ihren Bezirken sich geltend macht, genügt durchaus, um auch diesen Privatunternehmen einen bedeutsamen Hintergrund zu geben. Daher mußte der Gedanke um so näher liegen, die ungeheuren Möglichkeiten, die Berlin bietet, einmal wirklich und ernsthaft zu Gunsten des reinen Messegedankens auszubauen. Vorkämpfer dieses Willens war seit Jahren ein angesehener Berliner Kaufmann, das Handelskammermitglied Oskar Heimann. Es ist ihm nicht leicht geworden, seine Bestrebungen der Verwirklichung entgegenzuführen. Er hat Hohn und Spott und manche persönliche Anfechtung dabei erfahren, aber im Vorjahre gelang es ihm schließlich doch, die Gemeinnützige Berliner Messeaufbau-Gesellschaft ins Leben zu rufen, an der die Stadt Berlin tätigen Anteil nahm, und die nun der Träger des Gedankens der Berliner Messen wurde.

Die furchtbaren Inflationsmonate des vorjährigen Herbstes machten zunächst jede praktische Arbeit für die Verwirklichung des Gedankens unmöglich. Aber nach der Stabilisierung nahmen Heimann und die Messe-Aufbau-Gesellschaft ihre Arbeit mit unermüdlicher Zähigkeit und ent-

schlossenem Willen wieder auf, und nun erwies sich der Gedanke tragfähiger, als man ein paar Monate vorher noch hatte annehmen dürfen. Eine große deutsche Industrie, die Schuh- und Lederwirtschaft, erkannte die Bedeutung, die die Reichshauptstadt als Platz für Messen besitzt und trat mit der Messe-Gesellschaft in Fühlung. Man entschloß sich kurz, den ersten Versuch zu wagen und Anfang August hat Berlin bereits die erste Messe gesehen, die unter dem Patronat der Gemeinnützigen Berliner Messe-Aufbau-Gesellschaft vor sich ging, die „Messe der Schuh- und Lederwirtschaft."

Noch während der Vorbereitungen für diese erste Messe begann das Interesse der Öffentlichkeit und der Industrien in weitestem Maße lebendig zu werden. Die Stadt Berlin, die bisher Bestrebungen solcher Art gegenüber eine gewisse Zurückhaltung gewahrt hat, hat sich mit der Messe-Gesellschaft eng verbunden, und man kann diese Gesellschaft heute beinahe als städtisch bezeichnen. Der Reichswirtschaftsminister und der preußische Handelsminister haben der Arbeit der Gesellschaft jede Unterstützung zugesagt. Aus den verschiedensten Industrien kamen die Erklärungen der Bereitwilligkeit, Hand in Hand mit ihr Messen in Berlin aufzubauen. So wurde es bald an der Zeit, das „Berliner Messeamt" ins Leben treten zu lassen, zu dessen Leiter der bisherige Verbandssyndikus Dr. Adolf Schick berufen wurde, und das nunmehr als ausführendes Organ der Messe-Gesellschaft den planmäßigen Aufbau der Berliner Messen durchführen wird.

Denn im Zeichen des Wortes „Aufbau" steht diese Arbeit. Man will in Berlin keineswegs nun Hals über Kopf nach dem Muster anderer Städte eine allgemeine Messe einrichten. Man will hier vielmehr in organischer Entwicklung allmählich die Früchte reifen lassen und Stein um Stein zusammenfügen. Diese Steine sind Fachmessen, sind Ballungen der Leistung und der Arbeit einzelner Industrien in konzentrierter Form, organisch gegliedert und systematisch aufgebaut. Nicht der Umfang der Messen, sondern ihre Qualität soll das besondere Signum in Berlin sein. Auf dem Wege dieser organischen Entwicklung steht als schwere Aufgabe auch die Schaffung der Ausstellungsräume, der Messehallen. Denn wenn Berlin Messen haben will, die der Reichshauptstadt würdig sind, so muß es ihnen auch Räumlichkeiten bieten, in denen sie sich entfalten und repräsentativ auftreten können. Auch diese Notwendigkeit läßt sich nur in allmählichem Aufbau erfüllen. Schon wird in wenigen Wochen auf dem Ausstellungsgelände am Kaiserdamm für die Große Deutsche Radioausstellung eine eigene Halle erstanden sein, die zwar zunächst auf die Bedürfnisse der Radio-Industrie zugeschnitten ist, aber auch anderen Messen Aufnahme gewähren wird. Darüber hinaus besteht die Absicht und Hoffnung, daß auch weitere Industrien sich für die Schaffung eigener Hallen entscheiden werden, und daß im Laufe der Zeit auf dem ausgedehnten Gelände am Kaiserdamm, das im Hintergrund der Grunewald freundlich umsäumt, eine eigene Ausstellungsstadt erstehen wird.

Diese Entwicklung zur Messestadt, die sich nun in Berlin machtvoll durchzusetzen begonnen hat, ist ohne jede Spitze gegen andere Messen, besonders etwa gegen Leipzig. Es entspricht dem deutschen Charakter, gern das Trennende und Unfreundliche, das Gegensätzliche hervorzuheben. Alle Not der Zeit hat uns noch nicht gelehrt, wirklich zu erkennen, wie eng die Schicksalsgemeinschaft ist, in die wir alle geschmiedet sind. Die Messestadt

Berlin will nichts anderes als nach ihrem Teile dazu beitragen, daß die ungeheure Resonanz des Berliner Bodens noch stärker im Interesse der deutschen Wirtschaft zu klingen beginnt, als es bisher der Fall war. Immer noch ist Berlin die Hauptstadt des Reiches, und wenn auch von seinem äußeren Glanz mancher Flitter abgebröckelt ist, so lockt die Weltstadt doch immer noch mit dem Rhythmus ihres Lebens, mit der Fülle ihrer Sehenswürdigkeiten, mit dem Lärm des politischen und wirtschaftlichen Getriebes, der sie erfüllt. Wird sie auch Messestadt, so fügt sie damit ihrem vielfarbigen Bilde nur einen neuen Zug ein, dessen Glanz nach außen hin durch die Buntheit der Umgebung vervielfältigt und verstärkt wird. Aber auch sie erfüllt damit letzten Endes nur die eine Aufgabe, mitzuarbeiten an der Gesundung und dem Wiederaufbau des deutschen Wirtschaftslebens.

# Das Wesen der Religion

Von Hugo Marcus

Es sei der Versuch unternommen, die Gebiete, Kunst, Philosophie, Religion gegeneinander abzugrenzen, und zwar auf Grund der Beziehungen zwischen Ich und Ding, Subjekt und Objekt. Zwischen Ich (Subjekt) und Ding (Objekt) ist bei aller unmittelbaren Nähe der Berührung doch auch eine ewige Kluft und Fremdheit. Kunst überbrückt die Fremdheit der Dinge, indem sie den Dingen ein menschliches Gesicht gibt. Sie vergewaltigt die Dinge. Oder anders ausgedrückt: In der Kunst greift das Subjekt auf das Objekt über und macht die Objektwelt zum Träger von Humanität. Und zwar humanisiert die Kunst die Dingwelt, indem sie sie zum Ausdruck menschlicher Werte macht.

In der Kunst subjektiviert sich das Objekt. In der Wissenschaft dagegen objektiviert sich das Subjekt. Denn der Mensch macht in der Wissenschaft sich zum Spiegel der Dinge, ähnlich wie er in der Kunst die Dinge zum Spiegel des Menschen macht. Nun kann das erkennende Ich, das Subjekt, die Objekte aber ewig nur bis zu einer gewissen Grenze erfassen, bis zur unmenschlichen Erkenntnisgrenze eben! Hinter dieser Grenze beginnt die absolute Fremdheit der Außenwelt. Wir kommen an das Reich der Metaphysik, welche uns auf das schlechthin Unfaßbare, das „Ding an sich" führt. Im Anblick der plötzlich fremd und unfaßbar werdenden Dinge aber erhebt sich die Angst. Obwohl dem bloßen Betrachter die Dinge ja nichts zuleide tun. Es genügt eben, daß sie als „Ding an sich" fremd, unverkennbar, unbefreundet geworden sind. In der Metaphysik endet die Philosophie mit einem Gefühl der Weltangst. Allein in diesem Augenblick vollzieht sich eine entscheidende Wendung, eine Rückwärtswendung des Denkens nämlich. Denn aus der Einsicht: „Hier beginnt das Unbekannte, das nur noch unbeantwortbare Fragen offen läßt!" flieht das Erkennen zurück in das Reich des Beantwortbaren mittels der Fragen: „Warum können wir Menschen nicht weiter?" und „Wieweit können wir Menschen?" Es sind dies die erkenntnistheoretischen Fragen. Die Metaphysik tritt also zurück zugunsten der Erkenntnistheorie. Hinter dem letzten Wort des

Denkens, der Metaphysik, bedeutet die Erkenntnistheorie ein überletztes, das zugleich ein allerletztes und ein nicht mehr letztes ist. Erkenntnistheorie heißt Rückzug aus dem Unbeantwortbaren ins wieder Beantwortbare. Als Rückwärtsbewegung, als Flucht aber ist die Erkenntnistheorie ein Resignationsvorgang. Hierin unterscheidet sie sich von den anderen Wissenschaften. Liegen diese doch sämtlich noch auf dem Hinweg, nicht auf dem Rückweg des Denkens. Und das hat seine Konsequenzen. Denn zwar fanden wir: in den Wissenschaften gibt sich das Subjekt an die Objektwelt hin. Doch welche ist die Objektwelt der Erkenntnistheorie? Nichts anderes als die Subjektivität selber. In der Erkenntnistheorie wird das erkennende Subjekt selbst zum Objekt des Erkennens. Das erkennende Subjekt gibt sich also an ein Objekt der Erkenntnis hin das es selbstt ist. Oder anders ausgedrückt: die Erkenntnistheorie wendet sich von der Erkenntnis der Außenwelt zur Erkenntnis der Innenwelt. Und dieser subjektive Umschwung findet sein entscheidendes Analogon später in der Religion.

Zunächst aber haben wir nun Klarheit über den Standort der Philosophie. Die Wissenschaften, so fanden wir, können uns die Objektwelt nur bis zu einer gewissen Grenze bekannt geben. Oberhalb dieser Grenze beginnt die Philosophie. Ihr Vorhandensein beweist, daß ein Abstand ist zwischen Objekt und erkennendem Subjekt. Denn die Philosophie füllt jenes Feld, um das die Objekte einerseits und unser Erkenntniswille andererseits weiter reichen als unsere Erkenntnismöglichkeiten. Ein Vergleich mit der Kunst lehrt: Die Kunst impliziert ein Weiterreichen des Subjekts als das Objekt und ein Übergreifen des Subjekts auf das Objekt. Die Philosophie impliziert dagegen ein Weiterreichen des Objekts als das Subjekt und ein Hinausgreifen der Objektwelt über die Grenze des Subjekts.

Wurzelt die Kunst im Gefühl, d. h. Wort, die Philosophie im Erkennen, d. h. Verstand, so bildet die Religion die Spitze unseres handelnden Verhaltens d. h. der Willenssphäre. In diese Sphäre gehören alle Techniken, Technologien, praktischen Wissenschaften usw. In der Kunst hat das Objekt sich subjektiviert. In der reinen Wissenschaft hat das Subjekt sich objektiviert. In der Technik kehrt sich das Verhältnis nun wieder um. Kraft der durch Objektivierung des Subjekts gewonnenen Einsichten versucht das Subjekt in der Technik, die Objektwelt von neuem zu subjektivieren. Aber anders als in der Kunst. Die Kunst fließt aus dem positiven Gefühl des Wertes, des Glückes. Die Technik kommt aus dem negativen Gefühl des Mangels, der Bedürftigkeit, der Not. Die Kunst, auch wenn sie Leid gestaltet, stellt es doch als Wert dar, als Glücksgehalt für den Betrachter: d. h. mit lustvollem Vorzeichen. Die Technik dagegen, auch wenn sie Glück im Auge hat, ist doch vor allem angespornt von der Qual, und sei dies die Qual des vergeblichen Hungers nach Glück, in den sich ein nicht erfüllter Wunsch verwandelt. Für die Technik hat auch das Glück noch ein negatives Vorzeichen. Denn sie kommt überhaupt von der negativen Seite des Lebens, der Entbehrnis her. Wir fanden als das letzte Resultat der Philosophie: die Lebensangst. Dieselbe Lebensangst ist der früheste Nährboden für die Technik. Was der Erkenntnis letztes Wort, das ist des Handelns erstes. Denn Lebensangst, das ist in der Philosophie das Ergebnis der abschließenden Einsicht, daß die Dinge als „Ding an

sich" uns letztlich fremd sind. Aber sie tun uns nichts, diese Dinge. Anders im praktischen Gebiet. Hier ist die Angst das Primäre. Denn die Dinge wollen uns etwas zuleide tun. Not, Tod, unerfüllte Bedürfnisse und Wünsche unterlagern das ganze Feld praktischer Betätigung. Die Technik sucht die Grenze der Schmerzenswelt soweit wie möglich hinauszuschieben. Über der Technik wölbt sich als deren letzter Ausläufer die Ökonomie und über der Ökonomie als allerletztes Wort des Technischen die Ethik, d. i. praktische Lebenslehre. Das Gebiet der Technik reicht vom Handwerk bis zur Ethik.

Zum Technischen steht nun aber auch die Religion in einem ganz bestimmten Verhältnis. Denn auch sie gehört in das Reich des Praktischen. Auch ihre Grundlage ist willentliches, tätiges Verhalten zur Welt. Und auch sie wurzelt in der Angst, vor Not, Tod und unerfüllten Wünschen. Götter sollen uns ja helfen, d. h. Übel bannen, Wünsche erfüllen. Sie haben technische Funktion. Der Zauber und das Wunder, das sind die beiden Techniken, welche die Relgion ausbildet, umMängel zu beheben, Erfüllungen herabzuziehen. Und insoweit wäre die Religion allerdings nichts anderes als eine Vorläuferin der eigentlichen Technik. Je mehr die Technik wuchs, desto weiter wurde die Religion denn auch aus dem Alltag verdrängt. Nun hat aber das Wachstum der Technik seine Grenze. Diese Grenze läßt sich erstaunlich weit hinausrücken, jedoch niemals beseitigen. Tod, Leid, unerfüllte Wünsche werden bleiben, so sehr sich die Technik auch vervollkommnet. Und hier beginnt das ewige Reich der Religion. Um soviel unsere Bedürftigkeit nämlich unsere Technik überragt, so groß ist auch die unveräußerliche Heimat des Religiösen. Was demnach auf dem Gebiete der Erkenntnis die Philosophie, das ist auf dem Gebiete des Handelns die Religion. Die Ausfüllung nämlich hier des Spannungsbestandes zwischen unserem Erkennen und der Wirklichkeit, dort des Spannungsabstandes zwischen unserem Handeln und unseren Bedürfnissen als innerer Wirklichkeit. Beschäftigt sich die Philosophie mit der theoretischen Erörterung des wissenschaftlich nicht mehr Erkennbaren, so die Religion mit der praktischen Bewältigung des technisch nicht mehr zu Meisternden. Unter solchem Gesichtswinkel vollzieht die Religion aber auch eine entscheidende Wendung gegenüber dem Reiche des Technischen selbst, ähnlich der, welche die Philosophie mit der Erkenntnistheorie gewinnt. Fragt die Technik nämlich: Was *können* wir aus eigener Kraft?, so tut die Religion die bange Frage: Was können wir *nicht* mehr aus eigener Kraft? Sie enthält demnach noch den technischen Begriff des Könnens, aber nicht mehr den der eigenen Kraft. Wo die Technik also aufhört, da beginnt die Religion. Und ihre Aufgabe kann es nun nicht mehr sein, die Dinge so zu ändern, daß diese der Seele gefügig werden, sondern sie hat zum Ziel, die Seele so zu gestalten, daß sie den Dingen gefügig wird: ohne daran zu zerbrechen. *Religion ist Resignation der Technik und Technik der Resignation, wie Erkenntnistheorie Resignation der Erkenntnis und Erkenntnis der Resignation ist.* Religion ist Hinwendung der Technik, die am Objekt zur Grenze ihrer Möglichkeiten gediehen ist, auf die Gestaltung des Subjekts, der Seele selbst. In der Religion greift das Subjekt gestaltend auf ein Objekt über, das dieses Subjekt selbst ist, d. h. das Subjekt selbst wird zum Objekt technischer Maß-

nahmen seitens des Subjekts. Die Technik ist Anpassung der Welt an die Forderungen der Seele. Die Religion ist Anpassung der Seele an die Forderungen der Welt, da die Anpassung der Welt an die Seele durch die Technik doch stets unvollkommen bleibt. Religion ist Seelentechnik.

Jene Fremdheit der Außenwelt, die die Philosophie nur konstatiert, die Technik keineswegs restlos überwinden kann, sie sucht die Religion subjektiv zu meistern: durch willige Hingabe der Seele an das große Unbekannte, durch freudigen Verzicht auf die eigenen Ansprüche, durch Maßnahmen, die nicht die Not, aber das Leiden der Not beseitigen, d. h. durch Trost. Trost, d. i. Stillung des Leidens ohne Beseitigung seiner Ursachen, gewährt einmal der Glaube. Ist Philosophie das Wissen um ein unbekanntes Sein, das in die erkennbare Welt ragt, so ist Religion der Glaube an einen unbekannten Sinn, der hinter allem Sinn und Widersinn der erkennbaren Welt steht. Die Religion bedient sich bei der Darlegung ihrer Glaubensinhalte zwar der Argumente, welche Weltanschauung, Moralwissenschaft und Philosophie ihr bereitstellen. Aber Religion ist nicht Philosophie. Denn die Philosophie verhält sich theoretisch, wie ein Rechtsgelehrter, zu ihren eigenen Gründen für und wider. Die Religion dagegen bedient sich dieser Gründe praktisch, nach Gutdünken wählend und fortlassend wie ein Rechtsanwalt. Und sie ist dabei im Recht. Denn ihre Aufgabe ist nicht, objektive Erkenntnis zu bringen, sondern Trost und innere Bereitschaft des Subjekts hervorzurufen. Sie hat nicht die theoretische Wahrheit im Auge, sondern ein praktisches Ziel.

Trost ist auch das Grundmotiv, das zur religiösen Gemeinde führt. Philosophie mündet in Angst; Religion kommt aus der Angst, aus der Angst vor der Fremdheit der Außenwelt, welche bis zur tätigen Feindschaft der Welt gegen das Ich aufschwillt.. Wer sich aber ängstigt, der will nicht gern allein sein. Er sucht Zuflucht bei anderen, selbst wenn sie ihm nicht helfen können. So erklärt sich das Zusammenkommen der Nächsten bei jedem großen Anlaß des Menschenschicksals. Es ist ein Zur-Hilfe-Kommen ohne Hilfe, eine Gebärde des Helfens, wo wirkliche Hilfe versagt. Wenn den Verzagten, den Leidenden, den Toten die Zahl der Freunde umgibt, so sieht das aus wie Heeresmacht, die zum Entsatz, zu vereinigten Anstrengungen, zum Schutz bereit ist, auch wenn von solcher Hilfe nicht die Rede sein kann. Aber die Anwesenheit der anderen gibt Trost! Ist Angst das Grundmotiv der Religion, so ist die Gemeinde ein Trost in der Angst. Die andächtige Gemeinde ist religiöse Parallele zur Arbeitsgemeinschaft in der Technik.

Religion ist Verlängerung der technischen Welt, der Welt des Handelns, über sich selbst hinaus, wie Kunst die Verlängerung der Welt des Fühlens, Philosophie die Verlängerung der Welt des Erkennens ist. Ist die Religion aber praktisches Verhalten, so wird sie auch in ihrem Verfahren vor allem auf die Praxis gestellt sein, d. h. auf Kulthandlung, Zeremonial und Symbol, auf die Dinge, die über sich hinausweisen, ohne doch bestimmte Inhalte vorzuweisen. Gerade wenn man die Religion als Spitze des praktischen Verhaltens ansieht, wird der Kult also von neuem wichtig, wichtiger noch als das Weltanschauliche. Denn er stellt die religiöse Stimmung praktisch in uns her unabhängig von aller Erkenntnis. Im Kult bedient sich die Religion der Künste als Mittel,

und zwar ausschnittweise und ganz mit derselben Freiheit, mit der sie bei ihren Glaubensargumenten die Philosophie benutzt. Das prinzipielle Verhältnis von Religion und Kunst ist dies: Kunst und Religion zielen beide auf das Subjekt, das Ich. Die Kunst aber will den Genuß des Ich am Objekt, die Religion dagegen Gestaltung des Ich durch das Objekt. Sie ist Tat des Ich am Ich.

# Die menschliche Willensfreiheit

Von Professor Dr. C. Fries

Seit Jahrhunderten schwebt die Frage, ob es eine menschliche Willensfreiheit gebe oder nicht; die entgegengesetzten Ansichten stehen sich unvermittelt gegenüber. In jeder Geschichte der Philosophie kann man die Standpunkte der verschiedenen Denker darüber nachlesen. Mir sei es hier gestattet, dieser Frage einmal von einem ganz anderen Standpunkt, dem naturwissenschaftlich medizinischen, zu Leibe zu rücken. Die menschliche Muskulatur zeigt eine zweifache Beschaffenheit. Die glatten Muskeln bedienen diejenigen Organe, die vom menschlichen Willen unabhängig funktionieren, wie das Herz, die Atmungsorgane usw.; die gestreiften aber stehen denjenigen Teilen zur Verfügung, die von dem Einzelwillen des Menschen abhängen. Man sieht, im Aufbau des menschlichen Gesamtorganismus wird in dieser sinnfälligen Weise der Willensbereich des Menschen abgegrenzt. Nehmen wir einmal das Dasein des von Hans Driesch geforderten autonomen Prinzips der Natur an, so müssen wir annehmen, daß dieses mit einer deutlich abgegrenzten Freiheit des menschlichen Willens rechnet, indem sie ihm ein besonderes Handwerkszeug zur Verfügung stellt.

Die Willensfrage findet ihre Begrenzung nicht beim Menschen. Die Tierwelt zeigt den gleichen Unterschied der den Einzelwerken unterworfenen und nicht unterworfenen Handlungen. Ferner sind bei Menschen und Tieren auch die Willenshandlungen nur zum Teil vom Einzelentschluß abhängig; der Apparat des gesamten Tierlebens zeigt überall, daß die Willenshandlung von den zweckmäßigen, das Individuum oder die Gattung erhaltenden Trieben abhängig ist. Beim Tier ist deren Einfluß noch größer. Je tiefer wir in der Reihe der Tierorganismen aber herabsteigen, um so unbegreiflicher werden die Willensakte. Wer die Funktion der Ameisen, Bienen und Termiten auf den freien, überlegten Willen dieser Insekten zurückführen will, traut ihnen eine ungeheure Intelligenz zu. Die seit sovielen Jahrtausenden sich wiederholenden, immer gleich bleibenden Kunstfertigkeiten dieser Tiere sind nicht aus automatischen Muskeln, wie den glatten des Herzens usw., zu erklären, denn es sind vor jedermanns Augen sich vollziehende Tätigkeiten der Tiere selbst. Andererseits spricht aus ihnen eine derartige Masse von zweckmäßiger technischer Intelligenz, daß man sie der geistigen Kapazität des Insekts auf keinen Fall zuschreiben kann. Wir haben hier also auch eine Messung von Freiheit und Unfreiheit, für die man das nichtssagende Wort: In-

stinkt geprägt hat. — Ferner gibt es im Pflanzenreich gewisse Schmarotzer, die an der Wirtspflanze emporkriechen und sie parasitisch aussaugen. Sie haben kein Chlorophyll. Sie brauchen kein Chlorophyll, da sie ihn der Wirtspflanze entnehmen. Besteht zwischen diesem Nicht-Haben und Nicht-Brauchen ein kausaler Zusammenhang? Aller gesunder Menschenverstand sträubt sich dagegen, es zu leugnen. Aber aus Angst vor dem verpönten teleologischen Standpunkt darf man es nicht aussprechen. Jene Schmarotzer suchen sich an der Wirtspflanze die mit weicher, fleischiger Rinde versehenen Stellen aus, in die sie ihre saugpumpartigen Bohrer senken, um die Wirtspflanze der Nährsäfte zu berauben. Die Tätigkeit des Parasitierens mag man als ein Vorstadium der Triebhandlung beurteilen; die kritische Sondierung der fremden Rinde durch die suchend emportastende Schmarotzerpflanze hat eine starke Ähnlichkeit mit individueller Willenshandlung, die doch andererseits der Pflanze nicht zugeschrieben werden kann. Man könnte zahlreiche Beispiele aus der Natur herausgreifen, in denen Ähnliches vorliegt. Ich will nur hier kurz andeuten, daß die Willensfrage nicht zuerst als philosophisches, sondern vielmehr als naturwissenschaftliches, entwicklungsgeschichtliches Problem aufzufassen ist. Es gibt Handlungen oder Bewegungen, die vom Individualwillen ganz unabhängig sind, wie die Funktionen der glatten Muskeln beim Menschen. Sie finden sich im gesamten Naturreich, soweit dort organisches Leben erkennbar ist. Alles Wachstum, jede Zellteilung ist so zu beurteilen. Ferner gibt es Willenshandlungen, die auf reiflich abwägendem Urteil beruhen und etwa aus zwei Möglichkeiten die eine oder andere bevorzugen. Diese Art findet sich in höchster Form nur beim Menschen. Alle seine hohen, geistigen Funktionen beruhen auf ihr. Und drittens gibt es die Willenshandlungen etwa der Bienen oder Raubvögel oder des Bibers, die eine Intelligenz des Willens an den Tag legen, der ihrer Bewußtheit völlig entrückt ist. Die Spezies findet sich im ganzen Tierreich und im Triebleben des Menschen. Somit hätten wir in der Stufenfolge der Organismen eine Willensentwicklung, in der wir obige drei Grade unterscheiden können: 1. den ganz unbewußten, unbeeinflußbaren Willen (glatten Muskeln). Er ist physikalisch-chemisch oder mechanisch nicht zu erklären, entzieht sich auch der psychologischen Deutung und legt am ehesten den Gedanken an das autonome Naturprinzip nahe. 2. Der gemischte Wille, der einem geistigen Triebe folgend im Einzelnen der Ausführung doch individuell verfährt. Ist 1 ganz unfrei, so ist 2 halbfrei als Trieb gebunden und in der Einzelausführung frei. 3. Der Wille der gestreiften Muskeln, der zu hohen intellektuellen Leistungen, zu genialem Heroismus aufsteigen und vorwiegend frei genannt werden kann. Es handelt sich somit, wenn das in dieser ganz kurzen Skizze einmal ausgesagt werden darf, bei der Willensfreiheit um ein natur- und entwicklungsgeschichtliches Phänomen. Der Wille ist als dreifache Form zu begreifen, die erste ist unfrei, die dritte frei. Bei dem unfreien Willen ist natürlich nicht zu vergessen, daß den von ihm ausgeführten Akten ein Wille primär zu Grunde liegen muß. Hier geraten wir aber in das metaphysische Gebiet; wir lassen es einstweilen bei dem Standpunkt von Driesch bewenden, der jedenfalls über den Materialismus und Mechanismus hinausführt.

# Herrn Harmenings Ehe

Novelle von Wilhelm Uberhorst

Als ich acht Jahre alt war, wurde mein Vater als Landrat in eine kleine Kreisstadt des Rheinlandes versetzt. Wir bewohnten dort ein zweistöckiges Haus mit daranschließendem Hof und Garten, worin wir Geschwister uns zu tummeln pflegten. Sie waren der Schauplatz unserer naiven Spiele, wenn wir nicht etwa an dem hölzernen Zaun standen und um die Wette daran in die Höhe spuckten oder die weißen Schneebeeren, davon es bei uns in großer Menge gab, zertraten, daß es knallte.

Besondere Aufmerksamkeit widmeten wir der Hühnerschar, die unseren Hof bevölkerte. Sie gehörte fast zu unserer Familie. Jedes Huhn hatte seinen Namen. „Das Schöne" liebten wir vor allen. „Der „Eierfresser" erhielt die verdiente Verachtung. „Das arme Hühnchen" erregte unser Mitleid, weil es einmal von meinem jüngeren Bruder mit einer Flasche Säure begossen worden war und seitdem einen Anblick zum Erbarmen bot. Es lebte denn auch nicht lange und wurde nach seinem Tode mit großer Feierlichkeit von uns zu Grabe getragen. Mit angespanntestem Interesse pflegten wir den Kämpfen zuzuschauen, die unser Hahn dem Hahn des Nachbarhofs durch die Stäbe des eisernen Gitters lieferte. Hierbei ereignete sich eines Tages ein bedauerlicher Unfall. Ihm hatte ich die Bekanntschaft des Herrn Harmening, dem das Nachbarhaus gehörte, zu verdanken.

Bald nach unserer Ankunft schon war uns Herr Harmening aufgefallen. Er war ein kleiner, dicker Herr mit rotem Gesicht und kleinen, beweglichen Augen. Sein Kopf war mit ein paar weißen Härchen geschmückt, die wie die Haare einer alten Bürste abstehend und ziemlich gelichtet, den Hinterkopf umkränzten. Er trug beständig einen alten Schlafrock, dessen violette Farbe mit der Zeit verblichen war. In einem Paar alter Pantoffeln schlürfte er in Hof und Garten umher und verrichtete seufzend und nicht selten ängstlich um sich blickend seine Arbeit. Daß seine Angst der eigenen Frau galt, erfuhr ich erst später; zuerst kam sie mir bei einem erwachsenen Manne höchst lächerlich vor. Aber sie schien geradewegs zu einem Bestandteil seines Charakters, seiner notwendigen Lebenshaltung geworden zu sein. Oft belächelte er sie auch selbst, jedoch mit einem listig-betulichen Ausdruck, als betreue er eine sehr kostbare und seltene Pflanze.

Auch auf seinem Hofe trieb sich ein Hühnervolk umher, von einem besonders schönen Italienerhahn bewacht. Dieser schwang sich eines Tages, von der Kampfeshitze aufs äußerste erregt, in die Luft, um, den Zaun überfliegend, zu seinem Rivalen zu gelangen. Die beschnittenen Flügel versagten jedoch vorzeitig ihren Dienst und das arme Tier blieb, wie rasend um sich schlagend, an einer der Spitzen des schmiedeeisernen Gitters hängen. Mir stockte das Herz, als ich ihn dort oben aufgespießt erblickte. Ich rief Herrn Harmening, der im Garten mit Blumengießen beschäftigt war. Sogleich warf er die Gießkanne von sich, eilte zum Zaun und erlöste behutsam das erschöpfte und schwer verwundete Tier von seinen Qualen. Die Tränen standen ihm in den Augen. „Liebes Hähnchen! Armes, armes Hähnchen"! sagte er einmal über das andere.

In diesem Augenblick öffnete sich das Küchenfenster und eine scharfe

Stimme rief: „Harmening, was machst du dort bei den Hühnern? Du hast jetzt die Blumen zu begießen!“

Der Angeredete schrak zusammen. „Der Hahn...!“ sagte er. Er kam nicht zu Ende. Frau Harmening schnitt ihm das Wort ab: „Laß doch den Hahn zufrieden! Mach, daß du in den Garten kommst!“

Der kleine, dicke Mann schüttelte traurig den Kopf. Er sah mich lange an, nickte bekräftigend, als wollte er ungefähr sagen: „So wird man nun behandelt!“ Dann warf er einen scheuen Blick auf den Hahn und ging langsam in den Garten.

Das arme Tier war unter den hölzernen Hühnerstall gekrochen. Ein langer Blutstreifen färbte den schönen Hals, Blutstropfen sickerten langsam von seiner Brust zur Erde. Am andern Morgen war er tot. Herr Harmening ließ mich hinüber, um ihn zu besehen. Mit lang ausgestrecktem Halse lag er da, die Beine waren im Krampf an den Leib gezogen.

Ich betrachtete ihn noch mit dem mitleidlosen Interesse, das Kindern zuweilen eignet, als die Haustür sich öffnete und Frau Harmening zu uns trat. Bis jetzt hatte ich sie noch nicht gesehen, da sie selten das Haus verließ. Sie sah kränklich aus. Spindeldürr und gerade, hielt sie die Arme eng an den Leib gepreßt. Ihr Gesicht war bleich und durchfurcht; es war beherrscht von zwei großen, dunkelblauen Augen, die seltsam-hart und ein wenig böse waren. Ein unbestimmtes Etwas ging von ihnen aus, vor dessen magischer Energie man glaubte in die Knie sinken zu müssen.

Sie betrachtete den Hahn und sagte mit scharfer und tonloser Stimme: „Nun haben wir nicht einmal einen Braten von ihm. Ein verendetes Tier ißt man nicht. Hättest du ihn nur gestern gleich geschlachtet! Aber statt dessen läufst du in den Garten! Wenn du doch nur einmal vernünftig handeln wolltest!“

Harmening sah traurig vor sich hin. Aber er antwortete mit keiner Silbe auf die empörende, in meiner Gegenwart doppelt kränkende Zurechtweisung. „Ich werde ihn begraben!“ sagte er und nahm das Tier auf den Arm.

Frau Harmening schien zu überlegen, was sie erwidern solle. Schließlich wandte sie sich heftig um, ging mit großen Schritten in das Haus und warf die Tür schmetternd hinter sich ins Schloß.

Aufatmend gingen wir zusammen in den Garten und begruben den toten Hahn. „Armes Hähnchen! Armes, liebes Hähnchen!“ sagte Herr Harmening und streichelte das jämmerliche Zerrbild seiner einstigen Schönheit, bevor er es in die Grube legte.

Ich liebte ihn seit diesem Erlebnis. Ich bemitleide ihn, denn ich verstand instinktiv, seitdem ich seine Frau gesehen hatte, daß er sich ihr unterwerfen mußte. Mit einer wahren Angst verfolgte ich die Ereignisse in unserem Nachbarhaus. Schelten und Geschrei waren an der Tagesordnung. Türen wurden knallend zugeworfen, Schimpfworte gellend gerufen. Zu keiner Stunde waren dem armen Manne Ruhe und Frieden gegönnt.

Ja, einmal geschah es, daß Herr Harmening von seiner Eheliebsten nach allen Regeln eine Tracht Prügel empfing und daß er danach weinte wie ein kleines Kind! Ich höre noch die klatschenden Schläge des Ausklopfers, die heftig-ängstlichen Rufe des kleinen Mannes, sein Sich-wehren und das wütende Gepolter der maßlosen Frau! Unglaublich, bis zu welchem Grade der weichmütige Pantoffelheld sich erniedrigen konnte! Mit hängendem Munde, die Tränen aus den Augen wischend, kam er dann später auf

den Hof geschlichen, setzte sich auf die Bank und blieb dort unbeweglich bis zum Abend sitzen.

Damals war Tante Josephine bei uns zu Besuch, die jüngste Schwester meiner Mutter, ein schmuckes und lustiges Mädchen von etwa siebzehn Jahren, dem die kurzen blonden Locken um das runde Gesicht flatterten. Sie sah den kleinen, traurigen Mann und war gleich von tiefem Mitleid zu ihm erfüllt. Ich mußte ihr alles erzählen, was ich von Herrn Harmening und seiner Frau wußte, und ihre blauen Augen wurden ganz dunkelgrau vor Kummer.

Sie versuchte von da an öfter, ihn in ein Gespräch zu ziehen, wenn sich eine schickliche Gelegenheit bot. Dann plauderte sie lustig mit ihm, wie es ihre Art war. Rede und Gegenrede gingen munter über den niedrigen Gartenzaun hin und wider. Niemals sah ich Herrn Harmening glücklicher und gesprächiger.

Es war gerade die Zeit der Obsternte. Tante Finchen stand ihr in Vertretung meiner erkrankten Mutter voller Eifer vor. Mit glühenden Backen und wehenden Locken hantierte sie im Garten, und ich mit ihr, der ich in scheuer Verehrung zu ihr aufblickte. Im Übermut warfen wir uns mit den roten, kleinen Frühäpfeln. Da bemerkte Tante Finchen Herrn Harmening, der gerade den Garten betreten hatte und sich an der Regentonne zu schaffen machte. Listig nahm sie den größten Apfel, schlich zum Gartenzaun, zielte, warf und traf den kleinen Mann mitten auf seinen breiten Rücken.

Erschreckt fuhr er in die Höhe, blickte instinktiv ängstlich nach der Seite des Hauses und merkte erst, als wir ein großes Gelächter anstimmten, wer der Schütze gewesen war. Erleichert atmete er auf. „Ach, Sie waren es, Fräulein Finchen!“ sagte er.

Diese strampelte mit den Beinen vor Vergnügen wie ein Kind und rief: „Ja, ich war es! Tut es weh?“

„Nein!“ log Herr Harmening. „Es tat nicht weh! Nur dann tut es weh, wenn sie....“ Er sah nach dem Hause.

„Sie armer Mensch!“ In Tante Finchens Stimme vibrierte ein abgründiges Mitleid.

„Ach Gott!“ Harmening seufzte. „Sie sagen das so hin. Was sollte ich tun, wenn ich das nicht mehr hätte!“

„Ich verstehe nicht...?“

„Wie soll ich es ihnen sagen? — Ich liebe meine Frau!“ Er wandte sich ab und sprach kein Wort mehr.

Überhaupt fanden die Gespräche jetzt seltener statt. Es war Herbst geworden und das Wetter oft recht schlecht. Und dann mochte wohl auch Frau Harmening etwas gemerkt haben und mochte versuchen, weiteres zu verhindern. Einmal erschien sie kerzengerade und mit kreideweißem, bitterbösem Gesicht im Garten. Sofort wandte Herr Harmening sich mit süßlichem Lächeln zu ihr und sprach kein Wort mehr mit Tante Finchen.

Endlich brach der volle Herbst herein. Oktoberstürme brausten durch Hof und Garten. In den Ecken wirbelte Staub und Papier im Kreise umher. Die Hühner kamen selten aus den Ställen. Und auch Herr Harmening blieb meistens im Hause. Tante Finchen hatte uns wieder verlassen.

Damals starb Frau Harmening. Eines Tages hieß es, sie sei tot. Ich freute mich im stillen für den kleinen Mann. Die Trauerbeteuerungen der Erwachsenen verstand ich nicht. Allerdings hatte Herr Harmening er-

klärt, seine Frau zu lieben. Aber das glaubte ich nicht recht. Ich nahm es als eine gesellschaftliche Phrase, wie sie die Eltern im Gegensatz zu den Lügen, die wir Kinder gebrauchten, für zulässig hielten.

Es war uns verboten worden, zu Harmenings hinüberzugehen. Am Vormittag des Tages, an dem die Beerdigung stattfand, gelang es mir dennoch, unbemerkt fortzuschlüpfen. Herr Harmening führte mich zu der Toten, die aufgebahrt im offenen Sarge lag. Die Fensterläden waren geschlossen, zwei Lichter zu Häupten der Verschiedenen gaben ein ungewisses Licht. Die Tote hatte ihr schwarzes Sonntagskleid an. In den steifen Händen hielt sie das goldgepreßte Gesangbuch. Sie war überaus bleich, doch schien ihr Ausdruck milder, als er es war, da sie lebte. Ich mußte sie unverwandt ansehn, konnte mich gar nicht von dem Anblick losreißen; ein geheimnisvoller Zauber ging von dem weißen Gesicht aus, das von den schwarzen Haaren sorgfältig umrahmt war. Noch lange habe ich, wenn ich, was oft geschah, einsam grübelte, über das starre, weiße Antlitz nachgedacht. Trauer empfand ich nicht, als ich vor der Bahre stand, nur Mitleid mit dem schluchzenden, kleinen Mann, und Verwunderung über die Feierlichkeit, von der ich bis dahin keine Vorstellung gehabt hatte.

Herr Harmening ging nach dem Tode seiner Frau nicht mehr aus dem Hause. Die Besorgung der Wirtschaftsangelegenheiten schien er ganz dem Dienstmädchen zu überlassen. Einmal besuchte ich ihn. Da saß er in seinem Lehnstuhl und hatte eine Decke über die Knie gelegt, die er alle Augenblicke fröstelnd in die Höhe zog. Seine Augen waren rot vom weinen. Sein Ausdruck war der eines völlig Zerstörten und Gebrochenen. Wie anders war das alles, als ich es mir gedacht hatte!

Nicht viel später hörten wir, daß er ernstlich krank sei. Und es dauerte nicht lange, so war auch er tot. Die Angst und Qual seiner Ehe war ihm zur Gewohnheit, ja zum Lebensinhalt geworden. Nun er die Angst nicht mehr zu ertragen, die Abwehr nicht zu üben hatte, entstand eine Leere, die er mit anderen Dingen auszufüllen nicht mehr die Kraft besaß. Die Empfindungen, denen er gelebt, er hatte sie Liebe genannt. Welch merkwürdige Verirrung! Und doch hatte er vielleicht recht. Denn wer vermag in die Untiefen hineinzuschauen dieser das Mystische streifenden, neben den süßesten Wonnen auch alle die entsetzlichen Schmerzen enthaltenden, seltsamen Angelegenheit, die man Liebe nennt!

# Randbemerkungen

## Gesetz und Gesetzesverachtung

Einer der bedeutendsten Rechtslehrer der Vereinigten Staaten, Dr. Nicholas Butler, Präsident der Columbia-Universität, hat in einer Versammlung der Juristen-Vereinigung des Staates Ohio das 18. Amendement (Antialkoholgesetz) als die Ursache der in Amerika herrschenden Gesetzesverachtung gekennzeichnet. Wir entnehmen dem sehr interessanten Vortrage folgende Absätze:

„In allen Teilen unseres Landes wird von Richtern und Rechtsanwälten der dominierende Geist der Gesetzesverachtung zum Gegenstand

der Diskussion gemacht, und es wird mit aller Entschiedenheit gefordert, daß das Gesetz, dem Buchstaben getreu ohne Furcht und ohne Rücksicht erzwungen werden muß. Das ist eine bare Unmöglichkeit. Ein Gesetz kann sich nur durchsetzen, wenn es sich auf die öffentliche Meinung stützt. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich die zehn Gebote als Richtlinien unter den Menschen durchgesetzt, sie hätten sich jedoch schwerlich durch einen Machtspruch der Regierung evtl. mit Hilfe ihrer Armee in der Christenheit Geltung verschafft . . .

Ich würde mich des Vorwurfs der Unaufrichtigkeit aussetzen, wenn ich nicht auf zwei wichtige legislatorische Dinge hinweisen würde, die gegenwärtg und vielleicht noch lange Zeit das amerikanische Leben vergiften. Das erste ist das im Jahre 1870 verkündete 15. Amendement, das zweite ist das im Jahre 1919 verkündete 18. Amendement. Nach Form und Inhalt sind diese beiden Zusätze zur Verfassung der Vereinigten Staaten in sich abgeschlossene Gesetze, denen man absoluten Gehorsam schuldet. Dessen ungeachtet werden sie von einer großen Anzahl hochgebildeter und sittlich hochstehender Personen nicht beachtet, und es ist sehr unwahrscheinlich, daß sie je dazu gezwungen werden können, gleichgültig ‚welcher Mittel man sich auch bedient . . .

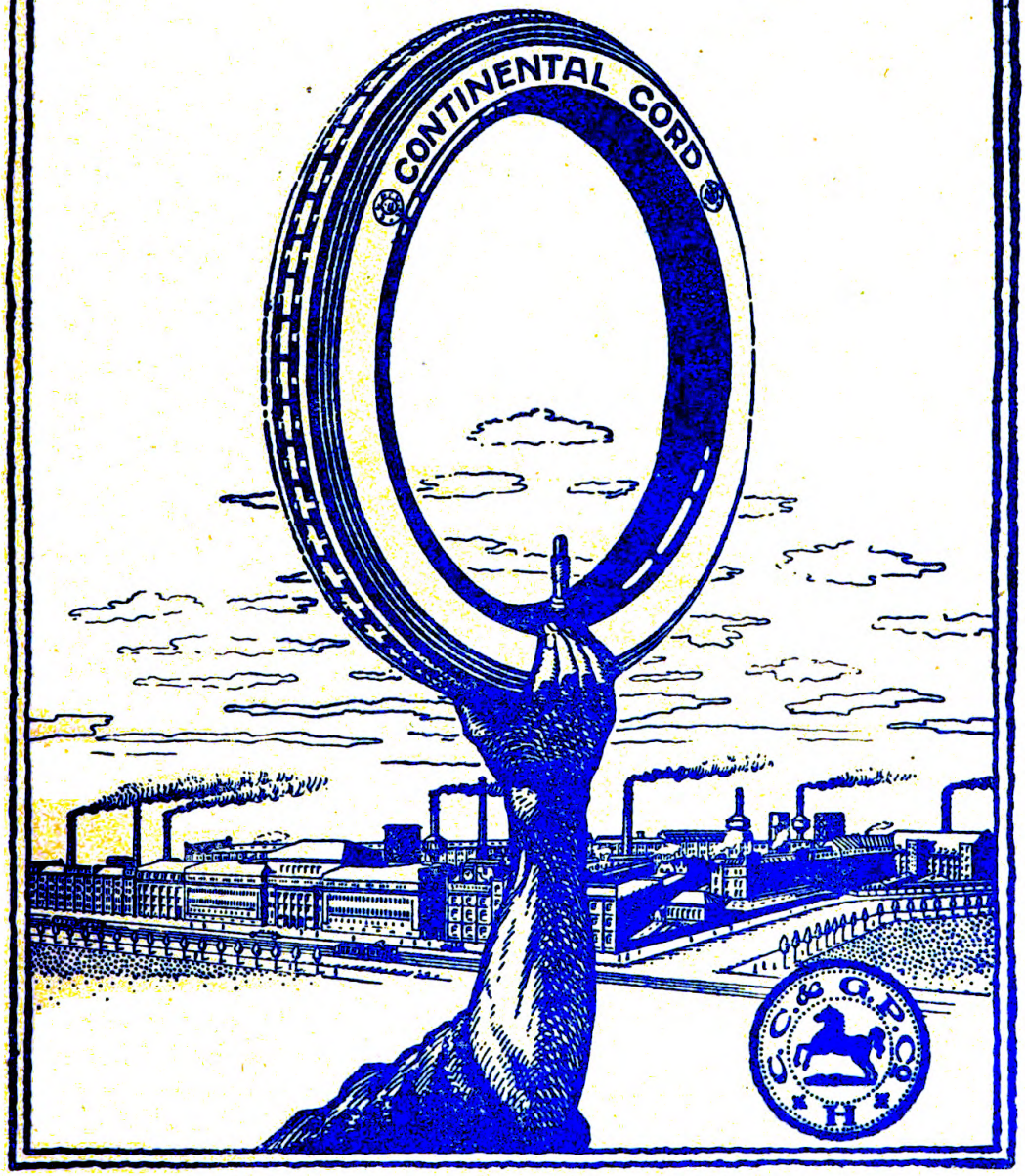
Jeder Versuch, das 15. Amendement (bezieht sich auf das Stimmrecht der Farbigen) durchzusetzen, hat sich als zwecklos erwiesen. Es ist bemerkenswert, daß gerade dieses Amendement von den Senatoren und Abgeordneten mißachtet wird, die sich mit aller Entschiedenheit für das 18. Amendement ins Zeug legen. Die Frage dreht sich nicht darum, ob die farbige Bevölkerung in den Südstaaten das Wahlrecht ausüben soll, sondern ob das amerikanische Volk frank und frei Stellung nehmen soll zu einem Problem, das durch einen Zusatz in der Verfassung der Vereinigten Staaten als gelöst angesehen wird.

Die Situation in Hinsicht auf das 18. Amendement ist aber noch schlimmer, weil gegen dasselbe nicht nur von Männern und Frauen von Intelligenz und Verantwortlichkeitsgefühl angekämpft wird, sondern von der ganzen Nation. Sie alle betrachten das 18. Amendement als einen unsittlichen und tyrannischen Eingriff in ihr Privatleben und ihre persönliche Lebensführung. Keiner von ihnen ist an dem Handel mit geistigen Getränken interessiert, im Gegenteil sie sind alle ausgesprochene Gegner des Saloons. Aber sie sind in gleicher Weise dagegen, daß man die Konstitution der Vereinigten Staaten zu einem Vehikel der Polizeigewalt macht, dergestalt, daß die intimsten Dinge des Privatlebens, einschließlich Nahrung, Getränke und Medikamente, von der Polizei kontrolliert werden.

Keiner, der mit der praktischen Handhabung unseres politischen Systems bekannt ist, dürfte in absehbarer Zeit die Aufhebung des 15. oder 18. Amendements erwarten. So weit man die Sachlage übersehen kann, sind wir vor die Alternative gestellt, entweder ein durch Soldaten, Polizei, Detektivs und Spione gestütztes System über uns zu dulden, oder durch eine über das ganze Land sich erstreckende Kampfansage damit zu brechen . . . Ich persönlich bin in einer auf viele Jahre sich erstreckenden politischen Tätigkeit stets für das allgemeine Wahlrecht und die Abschaffung des Saloons eingetreten. Gerade aus diesem Grunde empfinde ich besonders stark die Fehler, die in dieser Hinsicht gemacht worden sind."

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: Georg Müller, Berlin-Schöneberg
Druck: Gustav Pritz & Co., Leipzig-Stötteritz.

# Continental
## Reifen



# Die Reklame

ZEITSCHRIFT DES VERBANDES DEUTSCHER REKLAMEFACHLEUTE E. V.

## Das führende Fachblatt

Erscheint ohne Unterbrechung
seit 1908

## Unentbehrlich

für jeden,
der praktisch oder wissenschaftlich sich
mit Reklame in irgendeiner Form befaßt

Monatlich 1 Heft
in bester Ausstattung

*In Vorbereitung:*
Sonder-Nr.: „Verkehrsreklame"

Heftpreis GM. 5.30 postfrei b. Voreinsend.
Jahres-Bezug (12 Hefte) GM. 40.—
postfrei bei Voreinsendung des Betrages

***Bestes Insertionsorgan für Reklame-Hersteller***

Verlag
**Francken & Lang G.m.b.H., Abt. „Ew."**
Berlin W 57


Druck von Gustav Pritz & Co., Leipzig-Sü.

# DIE GEGENWART

POSTVERTRIEB AB LEIPZIG

## ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN U. KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH ILGENSTEIN

AUS DEM INHALT:


| | |
|---|---|
| Freizügigkeit! | Von Mentor |
| Religion und Theater | Von M. Thulcke |
| Tyrann Sport | Von C. F. W. Behl |
| Der große Irrtum | Von C. Fries |
| Drei Gedichte | Von Hertha Schättler-Schönfeld |
| Nachtmar | Von Leonar Goldschmied |

Randbemerkungen:
Das Alkoholverbot · Amerikanisches



SEPTEMBERHEFT 1924 / JAHRG. 53

VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE

HEFTPREIS M. 0.30

VERLAG: GEGENWART G·M·B·H / BERLIN W 57 BÜLOWSTRASSE 56

# Die Gegenwart

58. Jahrgang | Septemberheft | 58. Jahrgang

## Freizügigkeit!

Von Mentor

Nach der Reichsverfassung kann jeder Deutsche seinen Aufenthalt innerhalb der schwarz-rot-goldenen Grenzpfähle nehmen, wo er will. Auch reisen darf er von einem Ende des Reiches zum anderen, ohne sich bei der hohen Obrigkeit die Genehmigung hierzu einzuholen. Ja, ihm ist sogar erlaubt auszuwandern, sofern er das nötige Kleingeld dazu hat und ihm andererseits keine Kapitalverschiebung nachgewiesen werden kann. Hier fängt die Sache also an, kitzlich zu werden. Mit der Freizügigkeit ist es aber mit einem Schlage aus, wenn der Staatsbürger die Absicht kundgibt, ins Ausland zu reisen. Gleichgültig aus welchen Gründen, mag er sich zu seiner Erholung ins Ausland begeben oder zur Erweiterung seines geistigen Horizonts oder gar aus Vergnügungssucht, macht er sich — das Motiv spricht garnicht mit — verdächtig. Wenn auch nicht gleich des Landesverrats, so doch mindestens einer nicht zu rechtfertigenden Begünstigung des Auslandes. Denn der Finanzminister kalkuliert folgendermaßen: Ein Mensch, der es fertigbringt, sein in Deutschland erworbenes Geld im Ausland zu verzehren, macht sich mindestens einer Schädigung der deutschen Interessen schuldig und muß dementsprechend bestraft werden. Bis vor kurzem wurde ihm eine Geldstrafe von Mark 500.— aufgeschwenkt, die er, ganz im Gegensatz zu dem gerichtlichen Verfahren, abladen mußte, bevor er die strafbare Handlung begangen hatte. Schon die böse Absicht galt in diesem Falle als strafbar.

Nun, mit dieser behördlichen Maßnahme zur Bekämpfung der Reiselust hat man inzwischen gebrochen, schwerlich aus der Erwägung heraus, daß eine solche Bevormundung eines freien Volkes unwürdig sei, sondern weil sie sich, wie viele andere ad hoc zusammengezimmerten Steuern, als gänzlich unrentabel erwiesen hat. In dieser Beziehung hat die Finanzbehörde stets mit lapidarem Ungeschick danebengehauen. Immerhin haben wir es jetzt wenigstens dahin gebracht, daß wir nach Erledigung endloser Formalitäten, nachdem wir uns einem Kreuzverhör bei verschiedenen Behörden unterworfen haben, die Reiseerlaubnis ins Ausland in Form eines Passes erlangen können. Nun beginnt aber für die Reiselustigen ein neues Martyrium. Hatte Deutschland begonnen, die Einreiseerlaubnis für Ausländer von gewissen Bedingungen abhängig zu machen, so folgte das Ausland sehr bald mit verschärften Maßnahmen. Balgte man sich früher, namentlich in der Schweiz und Italien, um den zahlungskräftigen Deutschen, so hält man sich ihn heute in fast allen europäischen Ländern, selbst wenn er als Kriegsgewinnler zahlungsfähig ist, möglichst vom Halse. Wie erklärt sich dieser Widerspruch? Zum Teil, aber wohl nur zum kleineren Teil, sprechen hier nationale Vorurteile mit, da der Deutsche infolge seiner

systematisch betriebenen Hetzpropaganda noch immer als Auswurf der Menschheit gilt. Ausschlaggebend für die Sperrung der Grenzen für Deutsche mag aber wohl die Angst vor einer sich unter friedlichen und legalen Formen vollziehenden deutschen Invasion sein. Eine bemerkenswerte Nachwirkung der Kriegspsychose!

Nun leben wir bald sechs Jahre sozusagen im Friedenszustande mit unseren einstigen Feinden, selbstverständlich auch mit den Neutralen, die uns nicht minder stark mit ihrem Haß beehrt haben, wie die Kriegführenden, und doch will sich trotz Dawes-Gutachten und Londoner Konferenz kein Umschwung in der europäischen Mentalität vollziehen. Will man als Deutscher in Europa reisen, tut man gut daran, seinen Paß von den Konsulaten aller Länder visieren zu lassen, um nicht unterwegs Gefahr zu laufen, in einem Lande, das man zufällig auf der Durchreise berührt, als Landstreicher oder gar wegen „Eisenbahnvagabondage" verhaftet zu werden.

Wie lange soll dieser Zustand, der sich überall zu einer wahren Landplage herausgewachsen hat, noch bestehen bleiben? Ein Zusammenarbeiten der Völker, eine Wiederaufrichtung Europas ist doch nur auf der Grundlage des Vertrauens möglich. Fährt man fort, in jedem Ausländer einen lästigen Eindringling und in dem Deutschen gar einen verkappten Verbrecher zu erblicken, wird Europa nie zur Ruhe gelangen. Ist es nicht geradezu ein Hohn, auf die hohe technische Entwicklung, auf die hohe Vollendung der Verkehrsmittel, die die weitesten Entfernungen auf ein Minimum abkürzen, daß sich die Völker durch einen geistigen Stacheldrahtverhau von einander abschließen? Selbst Amerika, das einst den deutschen Einwanderer wegen seiner persönlichen Tüchtigkeit zu schätzen wußte und mit offenen Armen empfing, treibt durch Kontigentierung der Einwandererziffer Kirchturmpolitik, die sich einst schwer rächen wird. Auch hier treibt wie überall, der nationalistische Irrwahn, der mit dem gesunden nationalen Empfinden nichts zu schaffen hat, die wunderlichsten Blüten. Ein amerikanischer Geheimbund, der Ku Klux Clan-Orden, hat das Schlagwort vom hundertprozentigen Amerikaner geprägt! Jeder, der die amerikanische Rassenprobe nicht besteht, soll als minderwertiger Eindringling nach dem Programm dieses edlen Ordens des Landes verwiesen werden! Leider wird nicht gesagt, wie die Rassenprobe vollzogen wird und welches das Merkmal des huntertprozentigen Amerikaners ist.

Man sieht, daß sich die Narrheit auf beiden Hemisphären die Wage hält. Ein schöner Trost für die wildgewordenen Europäer, die nicht zusammenkommen können — weil der Stacheldrahtverhau zu hoch ist.

# Religion und Theater

Von M. Thulcke

Religion und Theater sind die beiden großen, für die Kultur der Völker wichtigsten Elemente und liegen so tief im Urgrund der Menschheit verankert, daß sich selbst bei den frühesten, primitivsten Völkern Spuren von religiösen Begehungen, mimischen Spielen, Zauber, Formeln und Riten finden. Professor Hermann Reich hat in seinem berühmten, vor zwanzig Jahren bereits erschienenen Werke „Der Mimus" den Nachweis erbracht, daß das religiöse Bedürfnis der Menschheit die

Urwurzel des Mimus, des Urdramas und somit der Ursprung des Theaters überhaupt ist. Schon im Ringweda, 4000 Jahre vor Christi, finden sich diese religiösen Begehungen, die mimischen Tänze, die großen Götterfeste, an denen die höchsten Götter teilnehmen und Soma trinken, ja, selbst durch das Soma, ein unserem Weine gleichkommendes, rauscherweckendes Getränk, in den Zustand ganz besonderer Fröhlichkeit versetzt wurden; wie drollig mag wohl die Szene gewesen sein, in der der sonnengeflügelte Indra herabgestiegen ist und nun nach Beendigung des Festes mit seiner Gattin Indram sich auf den Heimweg begibt und von toller Daseinslust am Ende jeder Strophe ausruft: Ich habe wohl Soma getrunken? Dies ist ein Mimus, wie er nicht schöner gedacht werden kann. Leopold von Schröder führt dieses in seinem Buche Mimus und Mysterium genau aus. Indra ist nun bereits eine Vorstufe des noch heute in Indien verehrten großen Gottes Shiva. Dieser ist erst der rechte Herr und Gott des Theaters, er ist der Dionysos der Inder, er ist die Verkörperung der höchsten kosmischen Kraft, er formt Götter und Welten, aber er ist auch der große Zerstörer und Wiederaufbauer, und er ist letzten Endes, und hierauf kommt es besonders an, der große Tänzer, der über Sonnen, Monde und Sterne, über Himmel und Erde bis hinauf oder besser, hinein in das, im ewigen Rhythmus kreisende Brahma, selbst Brahma, zerfließend, ergießend wieder in Brahma sich findet. Ohne Zweifel, haben die alten Inder 4000 Jahr vor Christus mehr von der Atomlehre, ganz instinktiv geahnt, und sie ihrem Gefühl nach, zur Götterlehre, zur Religion erhoben, was in unserer heutigen Zeit vermittelst des krassen Materialismus in ein Nichts aufzulösen versucht wird, doch ist diese, die Menschheit nicht vorwärtsbringende Ansicht nicht mehr zu halten, denn gerade von der exakten Naturwissenschaft kommt uns die Lehre von der Unzerstörbarkeit der Atome, und von der Umformung derselben, indem es bereits gelungen ist, die Atome, die hier ins kleinste zerlegbare Teilchen noch rhythmisch schwingen, aufleuchten zu lassen. Die Unsterblichkeit der Seele ließe sich vielleicht auf diesem Wege noch einmal erweisen, denn man ist sehr am Werke die Atomtheorie auszubauen. Doch ich will nicht bei der Naturwissenschaft verharren, die ja doch nur das, was der menschliche Geist bereits im Fluge ganz intuitiv erfaßt hat, deckt, sondern ich komme nochmals zum Ursprung des Theaters zurück; wenn auch bei dem Inder die höchste Stufe der Vorstellung und Personifizierung der Natur in den Göttern erreicht, und Shiva-Dionysos, die ewig wirkende kosmische Kraft ist, so ist Indrani, die von der Mutter Erde sich zur hohen Himmelskönigin aufgeschwungen hat und nun als Göttin der Fruchtbarkeit die Erde segnet, ebenfalls nur eine andere Form der Gemahlinnen Shivas, die später als Kali, die Totengöttin, oder besser als die Hüterin des Totenreiches erscheint. Eine andere Form ist Durga, die sehr gefürchtet ist. Aber nicht nur bei den Indern finden wir diese Personifizierung der Naturkräfte, sondern in fast allen Religionen der ältesten Völker. Bei den alten Aegyptern ist es Dionysos-Osiris und Madonna Isis, Madonna Istar und Dionysos Tammuz bei den Babyloniern, Nanna und Dionysos-Baldur, bei den alten Germanen der geheime Zusammenhänge mit dem Christus-Ideal zeigt — ja wir haben alte Bilder, auf denen Baldur in Gestalt und Zügen ganz stark an Christus gemahnt. Aber ist Christus nicht auch eine Form des Dionysos, eine „menschgewordene

kosmische Kraft"? Und Maria, die Himmelskönigin, die ihre Vorgängerin bereits in der Madonna Isis, die mit dem Kinde, ihrem Sohne Horus, in alten Statuen und Bildern uns überkommen, und deren Bilder sogar mit den Marienbildern im Mittelalter öfters identifiziert wurden, ist sie nicht Mutter Erde, die Braut des Dionysos. Und Dionysos selber, der aus dem niederen, phallischen Fruchtbarkeitsdämon aufgestiegen zum höchsten Ideal der Menschheit, zur ewig wirkenden, im Unendlichen kreisenden Kraft! Diese Gestalten werden aber stets durch Religion oder Theater zu uns sprechen und auf uns wirken. In unserer heutigen Zeit ist die Not der Seelen eine sehr große, größer als jede leibliche es je werden kann, und darum ist das Buch Hermann Reichs vom Mimus, das eigentlich auch nur eine Vorstufe für ein demnächst vor die Oeffentlichkeit tretendes, und von allen Freunden des Mimus schon lang ersehntes Werk, das uns erst so recht die großen Ströme des Urmimus, der Urreligion, der alten Fruchtbarkeits-Zauberreligion, des Urdramas, erschließen dürfte. Religion und Theater, diese beiden großen Faktoren haben stets am meisten auf die Menschheit gewirkt, selten nur gemeinsam öfter wechselseitig, wo die Kirche zum Theater wird, hört sie auf Religion zu sein, sagt irgend ein Weiser, doch ich füge hinzu, und finde den Schluß in der Umkehrung, wo das Theater zur Kirche wird, d. h. wo die Menschen sich immer bewußter vom niederen Mimus abwenden und das Drama immer reinere, edlere Formen annimmt, um uns hinauf zum Mysterium zu führen, das uns die Gottheit ahnen und uns selbst edler, reiner werden läßt, dies erst ist der wahre Triumphzug des Dionysos.

## II.

Wie eine Offenbarung, ja wie ein Gruß aus dem Jenseits mutet uns die Entdeckung des Königgrabes Thutankamons an. Fast drei Jahrtausende sind verklungen, und doch leben dieser soeben dem Grabe entstiegene ägyptische König und seine schöne Gemahlin Nefretete wieder und beeinflussen unsere Kultur, unsere Kunst und Kunstgewerbe, ja sogar unsere Mode ist im Moment drauf und dran nur noch Hieroglyphen-Stoffe für unsere schönen Frauen vorzuschreiben, ebenso Schnallen, Spangen, Gürtel und Armbänder und was dergleichen mehr nützliche Unnützlichkeiten sind mit denen sich unsere liebe Frauenwelt gern behängt und putzt.

Aber nicht bloß diese oberflächliche Betrachtung sollte man anstellen, sondern folgende: haben diese „Hohen Geister" wohl je gedacht, wieder zu erstehen? aus welch wunderbaren Bronnen rannen ihnen die tiefen Erkenntnisse zu, so daß sie glaubten, sich für eine spätere Zeit aufbewahren zu müssen, und nicht nur sich, sondern ihre ganze, schon Jahrtausende alte Kultur um durch sie nun zu uns um so machtvoller zu sprechen, ahnten sie's vielleicht, wie nötig es gerade unsere alles zerstörende, alles zersetzenwollende Zeit hat, diese Ruhe, diese Erhabenheit in der Form vorbildlich auf sich wirken zu lassen?

Thutankamon mußte erst so laut zu uns sprechen, daß wir vielleicht doch noch in letzter Minute zur Einsicht kommen, und endlich erkennen, daß wir selbst kaum ein schöpferisches Volk zu nennen sind, daß wir letzten Endes Nachahmer, nur Nachahmer sind. Aber doch sind wir nicht nur Nachahmer, sondern auch Zerstörer zugleich. Zerstörer um jeden Preis,

so mögen uns aus diesem Chaos in das wir uns selbst gestürzt haben, nun aber auch Götter, die uns führen sollen, geistige Herrscher, geistige Führer, die kraftvoll genug sind uns wieder hinauf zu tragen, in lichtere, reinere Höhen, erstehen. Wir müssen nur erst erkennen lernen, daß wir solcher Führer bedürfen, und da kann es nur von großem Nutzen sein, wenn wir uns ganz tief hinein versetzen in das Leben und Denken anderer Völker. Denn uns sind ja die großartigsten Werke erhalten, und zugänglich gemacht, und die Mystik der Vergangenheit umschwebt uns heute mehr denn je, ja unsere Tage sind entschieden ganz in Mystik verstrickt und schon schwinden hier die Abgrenzungen und alles geht in einander über. Propheten, Magier und Zauberer erstehen und verwirren noch mehr, und da ist es ein sehr hohes, erhabenes Unternehmen, wenn auch unsere Wissenschaft endlich dazu Stellung nimmt und hier helfend eingreift. Diesen Versuch hat Prof. Hermann Reich unternommen und seine Collegs und erscheinenden Artikel, Berichte und Ausführungen, über antike und moderne Magie und Mystik durchleuchtet der Funke der Erkenntnis. Er geht von der modernen Magie und Mystik, Okkultismus und Theosophie aus, und steigt hinab bis in die Urzeit, von der Oberfläche, bis in die Tiefen des rein Menschlichen und gibt so den Seelen heutiger Tage, die tastend und suchend, irrend und harrend den Pfad verloren haben und sich in die mystisch, magischen Ströme stürzen, um ihre Seelen zu füllen, an Stelle dessen, was ihnen durch die lastende Schwere des letzten Jahrzehnts verloren gegangen ist, — die Religion, der Glaube an den Galiläer, den Prediger des großen Entsagens, des Auffichnehmens und Tragens des Leides der Welt — neue Richtung und Ziele. Reich führt uns über dieses Leid hinweg, nachdem er aus der Urreligion, der allen Völkern gemeinsamen Fruchtbarkeitszauberreligion hinauf steigt, ja über Christus und Nietzsche hinauf, gleichsam wie Dionysos selber vom phallischen, niederen Fruchtbarkeitsdämon aufsteigt zum idealen Gotte, zum Gotte der alles treibenden Kräfte, zum Gott des großen Rausches, dem Gemahl der Allmutter, der Mutter Erde; Reich weist dies bei allen Völkern, aus alten Dokumenten, und Papyri und alten längstvergessenen und in ihrer tiefen Bedeutung noch nicht erkannten Bildern nach. Diese Bilder lassen uns einen seltsamen Blick tun in die Urgrundtiefen, und uns erstehen alte Kulturen, in einer neuen, völlig veränderten Beleuchtung, und man fängt an zu begreifen. Da schwingt das alte Indien am Busen der Weltseele, dem Atman — in der Unendlichkeit Sternengefilden, im höchsten mystischen Rythmus. In Hellas erstehen Satyrn und Silene, tanzen Mänaden und jauchzen die ersten Mimen, der erste Mimus ersteht in Indien, der Mimus „Indra" und „Indrani", die alten Weden berichten uns diesen ausführlich, und er übt noch heute seinen Zauber, und ist in der Mystik und Erotik, die er enthält, von tiefer Bedeutung. Aber Hermann Reich weist an Hand der vergleichenden Literaturwissenschaft, in seinem Epoche machenden zweibändigen Werke „Der Mimus" nach, daß die religiöse Mystik gleichsam die Wurzel auch für das Theater, für den Ursprung des Dramas, des Mimus ist; aus dem Mimus erwächst das Drama, und führt gleichsam auf dem Wege über das klassische Drama hinauf zum Mysterium. Hermann Reich ist der Entdecker, des für uns so bedeutungsvoll gewordenen Mimus; (denn wir leben zur Zeit in der Renaissance des Mimus, alle Bühnen spielen bewußt oder unbewußt mehr oder weniger

den Mimus). Er löst von den beiden Urmüttern aller Religionen, Indien und Ägypten mit kühner Hand den Schleier der Erstarrung, es beleben sich die Sphynxe, Pyramiden öffnen sich und Isis und Osiris schreiten daraus hervor, die Totenbücher sprechen lebendige Sprachen, und Dionysos-Osiris und Madonna Isis, hohe Himmelskönigin und Mutter Erde zugleich, leben wieder und wirken noch immer in gleicher Kraft und Herrlichkeit, die Memnonssäulen tönen, und die Obelisken, die Verkörperung ewiger Fruchtbarkeit, hoch auf zum Himmel strebend, spenden ihren Zauber; wir stehen staunend und bewundernd einer von Göttern bevölkerten und belebten Welt gegenüber und fragen uns, was können wir dagegen einsetzen? Was haben wir der Zeit, die nach uns kommt zu geben, — zu hinterlassen, —?

Vorwurfsvoll sieht unsere Zeit uns an. Leere Augenhöhlen starren zum Himmel. Sind sie ausgeweint in der Not der Zeit, oder des krassen Materialismus erblindet und verblödet?

Und hier ist es wiederum Hermann Reich, der uns den Weg aus dieser Qual weisen kann, der uns zuruft: Dionysos lebt noch, er ist niemals gestorben, sondern er ist nur den Weg vom Leben durch den Tod gegangen, um nur umso mächtiger, so prächtiger zu erstehen, Dionysos, die Verkörperung der großen Naturkräfte, der gewaltigen kosmischen Kraft, die uns im All umschwebt, umwebt, war er nicht schon von Urzeit zu Urzeit, Dionysos-Shiva, Dionysos-Osiris, Dionysos-Tamuz, Dionysos-Adonis, Dionysos-Baldur, Dionysos-Christus. Lüftet nur liebevoll den Schleier, und lernt, lernt aus dem ewigen Born der Natur schöpfen, dem ewigen Born des Lebens Leben trinken, denn die Natur und das Leben war all diesen Urvölkern die große Lehrmeisterin; betete doch der erste Priester vor seinem irdenen Altar, auf dem ein Feuer von getrockneten Kräutern verdampfte, oder lodernd zum Himmel empor stieg:

**Der Himmel ist mein Vater, er hat mich erzeugt,**
**Diese Welt der Sterne ist meine Familie,**
**Meine Mutter ist die grosse Erde,**
**Der höchste Teil ihrer Oberfläche ist ihre Matritze,**
**Dort befruchtet der Vater den Schoß derjenigen,**
**Die zugleich seine Gattin und Tochter ist.**

Der alte Inder also hatte so stark das Gefühl für die Notwendigkeit und für den geheimnisvoll-mystischen Akt der Befruchtung und Zeugung, daß dies sein erstes Bekenntnis im Gebet und Opfer ist.

Aber im „Mimus" erleben wir das Griechentum aufs neue. Wir sehen, wie Reich uns dasselbe durch seinen „Mimus" geradezu neu erweckt, neu belebt hat, wir sehen olympisches Leben, sehen die vermenschlichten Götter, die wir bisher nur in erhabener, wenn auch menschlicher Schönheit kannten, vom hohen Olympus herab steigen und ganz menschlich, ja voll Drolerie und Clownerie auf die Bretter springen, um das Volk zu ergötzen, doch der Mimus bleibt auch hier nicht auf der niederen Stufe, sondern steigt in der Form des ihnen urverwandten Satyrspiels zur idealen Tragödie auf, hinter der die Mysterien stehen, die ihren Tempel in Eleusis hatten und dort ihren Kult übten, Vereinigung im Gotte, selbst Gott zu werden hier schon auf Erden. In Rom stirbt Petronius auf einem Symposion, umgeben von

seinen Freunden, bekränzt mit Rosen, unter Klängen der Zitter, in Schönheit. Dieses dionysische Fest zeigt so recht, in welch starkem Bann des Dionysos auch die Römer sich befanden. Auf jubelnden Festen, im lachenden, tanzendem Rausche, in bachanaler Fröhlichkeit frohen Herzens sterben sie, bewußt die vollendeste, durchgeistigste Schönheit auskostend. Aber das Griechentum war nun der Boden, wo die große Tragödie entstehen konnte, ja mit einer gewissen Naturnotwendigkeit entstehen mußte. Aeschylos Sophokles, Euripides! Ja Euripides große Tragödie „Die Bacchantinnen" lese man, um das ganze dionysische Wesen kennen zu lernen und zu verstehen. Hier schwingt und klingt es in dionysischer Fülle, Überfülle, dionysischem Schwung, Überschwung . Doch die Griechen kommen nicht zum höchsten Ausklingen, Aufschwingen, Überschwingen dionysischer Ekstase, da ihre öffentliche Religion eine Diesseits-Religion ist. Sie kommen nicht zum Unendlichen, ganz Transzendenten, aber die Urweltseele klagt, schreit auf in den großen Tragödien, die jene Zeit geboren hat.

Aber weiter schreitet Dionysos, Rom, Rom erlebt ihn, Rom sieht ihn wieder, und der große Zwiespalt: Christus—Dionysos steigt auf. Hermann Reichs Tragödie „Ardalio" führt uns diesen Zwiespalt so recht vor Augen, in dieser großen Tragödie vollzieht sich das Gewaltige, Christus der Gekreuzigte wird zum gekreuzigten Dionysos, der sich selbst vollendend — glückselig, Tod überwindend hinüberschreitet, auf die höchste Ebene dionysischer Ekstase, in die große Transzendenz, die ausklingt in den Worten der Priesterin:

Psyche (visionär)

Seht, seht, die Augen sind mir aufgetan,
dort schwebt Ardalio empor
Und neben ihm Dionysos und seine Schaaren;
Und dort, von oben her der bleiche Gott
Kommt ihm entgegen;
Die Dornenkrone auf dem Haupt;
Jetzt blüht sie auf in lauter Rosen.
O laßt das schwarze Kreuz
So kahl nicht stehn.

(Sie greift in einen Korb mit Rosen und schlingt eine Rosenguirlande herum, so daß das Kreuz ganz bedeckt ist, wieder zum Himmel aufblickend)

In Lichtes, Abgrund ausgelöst, zerfließen die Gestalten,
Und weißen Lichtes Gottesabgrund schwingt,
Er schwingt jetzt mitten durch mein Herz.
O überirdisches Entzücken,
O Bruder, du gewannst den Sieg. —
Ein neuer Himmel kommt und eine neue Erde.

Aber auch dieser große Ausklang ist noch kein Endergebnis Reichscher, dionysischer Philosophie, er schreitet weiter, das Mittelalter, mit seinen Mysterien und Marienkult verlebendigt er, die faustische Seele ringt sich aus der Enge der Christenverfolgungen und Ketzerei und Klerisei los, gotische Dome erfüllend, aufschwingend, von der Mutter Erde, zur Madonna, zur Himmelskönigin.

In seinem Winterfeld-Buche hat Hermann Reich uns schon etwas ahnen lassen von der Größe und Erhabenheit jener Zeit, der Zeit der Verherrlichung des Leidens. Paul von Winterfeld hat durch seine Übersetzungen „Aus dem lateinischen Mittelalter" uns jene Zeit in ihrer naiven Einfalt und großen Hochherzigkeit, in ihrem oft auch so drastischen Humor wieder näher gebracht. Reichs Vorrede und seine Einleitung zur 4. Auflage beweisen uns ja gerade, wie tief Paul von Winterfeld an der Hand des Meisters hinabstieg zu den Urquellen des Seins, und von dionysischer Ekstase getragen sind seine Dichtungen und Nachdichtungen.

Aber auch hier ist dem scharfsinnigen Denker, dem begeisterten Dionysiker noch kein Halt geboten, die Nietzschische Gedankenwelt belebt sich an Hand seiner dionysischen Philosophie, Nietzsche als großer Prophet des Dionysos, ja endlich als Dionysos selbst sich erkennend und ausrufend: Ja, ich bin der gekreuzigte Dionysos. Diese leider von Nietzsche zu spät erfaßte Erkenntnis warf ihn nieder, die großen kosmischen Strahlen waren zu stark, und Nietzsche war ihnen noch nicht gewachsen, da sie ihn unvorbereitet fanden. Also sprach Zarathustra, schrieb Nietzsche, aber er hätte schreiben müssen: Also spricht Dionysos, doch fürchtete er sich gleichsam vor sich selbst, und noch mehr vor seiner eignen Seele, vor der Erkenntnis dieser letzten Wahrheit:

Wenn ich diesen Baum da mit meinen Händen schütteln wollte,
ich würde es nicht vermögen.
Aber der Wind, den wir nicht sehen, der quält und biegt ihn,
wohin er will. Wir werden am schlimmsten von unsichtbaren
Händen gebogen und gequält.
Aber es ist mit den Menschen wie mit dem Baume,
Dieser Baum steht einsam hier am Gebirge, er wuchs hoch hinweg über Mensch und Tier.
Und wenn er reden wollte, er würde niemanden haben, der ihn
verstünde, so hoch wuchs er.
Nun wartet er und wartet, worauf wartet er doch? Er wohnt
dem Sitze der Wolken zu nahe: er wartet wohl auf den
ersten Blitz?

So fühlt Friedrich Nietzsche schon selbst seinen Untergang herannahen, und die starken Strahlen kosmischer Allgewalt gingen durch seine Seele, preßten sein Herzblut aus und tränkten die ganze Erde damit, aber dennoch erhob sich Nietzsche über den Geist der Schwere (obwohl beständig mit ihm ringend): Leicht, leicht meine Brüder, tanzt, lernt tanzen, hebt die Hände meine Brüder, hebt die Beine, ihr guten Tänzer, ja steht auf dem Kopfe, — denn ich bringe euch das Lachen, diese Rosenkranzkrone des Lachens bringe ich euch. Aber Nietzsche selbst hat das reine, selige, olympische Lachen nie gekannt, doch steigt er auf, und er vereinigt sich mit Dionysos und wird in dieser transzendenten Vereinigung, eine Vereinigung aus Leid und Weh geboren, zum Gotte selbst, denn alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit.

Nach dieser hohen göttlichen Erkenntnis, konnte der Mensch Nietzsche nicht mehr leben, durch dionysische Askese war die höchste dionysische Ekstase, ja göttliches Mysterium erreicht. So ging denn Nietzsche in die höchste Transzendenz ein, obwohl sein Körper noch in geistiger Umnachtung,

in der ihm die Erdenwelt verschleiert blieb, unter uns wandelte; ein Lebend-Toter! Bis auch das letzte Restlein von ihm am Busen der Ewigkeit verklang, obwohl er, der große Verächter des Weibes den Schlußsatz zu Goethes Faust nicht recht verstand oder nicht recht begreifen wollte:

Das ewig Weibliche
Zieht uns hinan.

So zog nicht er die Ewigkeit, sondern die Ewigkeit zog ihn an, denn ich liebe dich, o Ewigkeit (seine mystische transzendente Braut). — — Denn ich liebe dich, o Ewigkeit.

Und Nietzsches große Prophetie wirkt weiter, wie ein Wasser, in das man einen Stein wirft, so zieht Nietzsches Prophetie gleichsam seine Kreise weiter und weiter, alles überflutend, alles durchdringend, wie die Röntgenstrahlen. Seine Lehre erfüllt nun die ganze Welt, bewußt und unbewußt, die ganze Welt ist ihr gepflügtes Feld, und das Samenkorn fällt in den Schoß der Mutter Erde, und aus ihrem Boden erstehen neue Kräfte, die sich dem Dunst- und Zwischenreich, ja dem ganzen Kosmos vermählen, dionysische Kräfte steigen wie steile Feuersäulen zum Himmel empor, bis in die Sternenweiten. Eine neue Epoche bricht an, ihre Vorläufer, Propheten und leider auch falsche Propheten sind brünstig bei der Arbeit.

Shivas Chaos, altindische Weisheit reiht sich dem Ringe der ewigen Wiederkehr ein. Und wenn dann Spengler von dem Untergange des Abendlandes spricht, so sind gegenüber seinen vielleicht geistvollen Hypothesen, doch andere Gelehrte am Werke, die an Hand der dionysischen Philosophie nachweisen werden, daß die größten unzerstörbaren Kräfte gerade in der arischen Rasse zu suchen und auch zu finden sind, wie einst Ram, der erste große Führer, sich schützend unter das Zeichen des Widders stellte und seine arischen Landeskinder aus Europa fortführte bis ins Herz von Asien, wo sie uns bis heute ihre höchst dionysische Religion, denn das „Sich am Herzen der Ewigkeit ausklingen wollen" ist letzten Endes Dionysisch, und auch Shivaisch erhalten haben. Doch solange wir auf Erde wandeln, benötigen wir eines Führers, der uns hinweg über Materialismus und Rationalismus trägt, und uns aus dem Pessimismus wieder herausreißt und emporhebt. Neue dionysische kosmische Kräfte steigen uns aus dem Urgrund wieder zu. Da mag denn nun die alte Welt, eine Welt des Materialismus zu Grunde gehen, und eine neue strahlend prangende uns aufsteigen, wie Shiva seine Welten zerstört, zertanzt. Wenn im Vernichtungszorn sein Auge glüht, — doch ist das Chaos auch der Schoß der ewigen Empfängnis, aus dem die neuen Welten erstehen. Diesen altindischen Zusammenhang erleben wir heute stärker denn je; und ganz wie im alten Indien, dem Zauber- und Wunderlande, erleben wir wieder heute Magier und Horoskopsteller, okkulte Gemeinden haben sich gebildet, aber auch viel Unfug und Betrug wird hier im Zeichen der Magie und Mystik ausgeübt. Viele berufene Männer der Wissenschaft haben sich bereits mit all diesen schwebenden Problemen beschäftigt, ganz besonders hat sich all dieser Fragen Professor Hermann Reich angenommen, und seine vielen, großen Vorträge, auch die an den Deutschen Kunstabenden, die in diesem Winter wieder ständig stattfinden werden, behandelten zu meist das Thema

antiker und moderner Magie, Mystik, Okkultismus und Theosophie. Er sucht Klarheit zu schaffen und die Fäden zu zerfeilen, die diese Irrlehren und Irrlichter untereinander noch mehr verwirren. Er lehrt die dionysische Philosophie, als die älteste Philosophie, eine Philosophie, die schon immer bestand, die sich im Symposion des Plato am grandiosesten ausspricht, und in der die Frage gestellt wird: Wer soll der Führer des Staates sein, die großen Dichter oder die großen Philosophen? Und das Ergebnis der Frage ist: Ja, wenn der Philosoph ein Dichter ist, denn Plato war auch ein Dichter.

Doch all diese Probleme löst uns in ganz grandioser Weise das demnächst erscheinende Buch über die Dionysische Philosophie, von Hermann Reich, welches er in seinem Kolleg bereits zum Teil vorgetragen hat. Was dort vor Hunderten von begeisterten Hörern entwickelt wurde, weckt Sehnsucht und Verlangen nach dieser ganzen, neuen dionysischen Philosophie.

# Tyrann Sport

Von C. F. W. Behl

In einer Berliner Tageszeitung wurde neulich vor „Seiner Majestät dem Sport" Reverenz gemacht. Diese feuilletonistische Wendung war im Grunde nichts anderes als die Bestätigung einer Tatsache, die in den letzten Jahren, man kann sagen, im ganzen letzten Jahrzehnt, immer klarer und unzweideutiger hervorgetreten ist. Der Sport hat im öffentlichen Leben nicht nur einen seiner Bedeutung für die Prägung und Veredelung des menschlichen Körpers angemessenen Platz eingenommen und behauptet; er hat vielmehr — mit allen üblen Begleiterscheinungen einer hypertrophischen Entwicklung — von der Menge tyrannisch Besitz ergriffen und ist teilweise geradezu zum Laster entartet. Als berufene Hüterin und Lenkerin der öffentlichen Meinung hat sich die Presse dieser seiner Tyrannei willig gebeugt, um nur ja nicht an Popularität und Absatzmöglichkeit ein zubüßen, was sie doch durch erfolgreiche Zügelung einer hemmungslosen Massenleidenschaft als moralischen Gewinn reichlich hätte einbringen können. Die Sportbeilagen der Tageszeitungen haben allmählich gut ein Drittel, in einzelnen Fällen gar die Hälfte des redaktionellen Teiles aufgefressen. Unter solchen Umständen wirkt es reichlich naiv, hört man im lokalen Teile immer wieder Klagen und Fragen über die bedrohlich zunehmende Verrohung, besonders der Jugendlichen, über Gewalttätigkeitsverbrechen und dergleichen böse Zeichen der Zeitläufte — ohne daß jemals auch nur der Gedanke daran auftauchte, es könnten diese Erscheinungen neben vielerlei anderen Ursachen (wie Kriegsnachwirkungen, politische Überhitzungen und anderes mehr) auch dem Umstande mit zuzuschreiben sein, daß die sportliche Betätigung längst jene Grenze überschritten hat, innerhalb deren sie gerade eine körperliche und seelische Disziplinierung des Volksganzen begünstigt und fördert. Die Kalokagathia, das Ideal des griechischen Menschen, hat sich als Ergebnis heutiger Sportübungen wahrlich nicht eingestellt. Man wird verteufelt selten an Olympia erinnert, ist vielmehr versucht, sich die römischen Circenses, Gladiatorenkämpfe und sonstigen öffentlichen Rohheiten der Verfallszeit ins Gedächtnis zu rufen. Die Binsen-

weisheit „mens sana in corpore sano" hat mit dem Wahnsinn der Sechstagerennen wahrlich nicht das geringste mehr zu schaffen. Und das allzu billig gewordene, in Schleuderpfennigen gewissermaßen täglich ausgeprägte Schlagwort von der „Ertüchtigung der Jugend" wird geradezu parodiert durch den Anblick bramarbasierend daherziehender Jugendtrupps, die durch lautes und aufdringliches Wesen ersetzen, was ihnen an wahrhafter Bildung des Körpers und der Seele fehlt. Die allenthalben spürbar werdenden Auswüchse des Wandervogeltums hängen damit engstens zusammen. An einem Junisonntag dieses Jahres traf ich im Kloster Chorin auf verschiedene Horden verwildert aussehender junger Menschen beiderlei Geschlechts, die schon durch den unästhetischen Anblick ihres Äußeren den schönen Tag und die Natur verstörten, überdies aber auch noch durch das rohe und ungezügelte Gehabe, das sie provokatorisch zur Schau trugen, erholungsbedürftige und stimmungsbereite Besucher verscheuchten. Die meisten Jünglinge liefen in kurzen Badehosen herum; einige von ihnen trugen gar Ringe oder Blechmünzen im Ohr. Die nackten Oberkörper, verschwitzt und unsauber, vervollständigten das Bild. Die Verwaltung in Chorin hat offenbar schon viele böse Erfahrungen mit solchen Gästen hinter sich. Sie hat sich entschlossen, den Zugang zum Kloster durch einen Holzzaun abzusperren und eine Kontrolle über die Einlaßbegehrenden auszuüben. Zahlreiche Verschmutzungen und Zerstörungen haben sie dazu veranlaßt. Gönnt man der von Gottes freier Natur wochentags zumeist abgeschlossenen Großstadtmenschheit auch gerne ein Zurückfinden zur Ursprünglichkeit, darf man auch keineswegs erwarten, daß die Körper solcher Sklaven der Zivilisation einen olympischen Anblick darbieten, so muß doch gesagt werden, daß eine gewisse Zurückhaltung im Zurschaustellen wenig erfreulicher Körperlichkeit aus Gründen des guten Geschmackes geübt werden sollte. Es heißt, daß im letzten Winter Trupps von wandernden Deutschen in ähnlich abschreckender Aufmachung durch Italien gezogen seien. In irgendeiner italienischen Zeitung fand ich eine für den Kulturdeutschen sehr schmerzliche ironische Auslassung über diese Erscheinungen. Es war darin zu lesen, daß die Deutschen jetzt offenbar in den Urzustand der Cimbern und Teutonen zurücksänken. Solche bedauerlichen Barbarismen tragen in der Tat sehr dazu bei, die öffentliche Meinung des Auslandes in ihren unberechtigten Vorurteilen gegen das deutsche Volk zu bestärken und den Verleumdern der deutschen Kultur ihr Handwerk wesentlich zu erleichtern.

Maßvoll und mit Sinn für Körperschönheit und -disziplin betriebener Sport ist gewiß etwas Wundervolles. Und das Beispiel der Engländer hat bewiesen, daß ein Volk durchaus ohne die — bei uns noch immer so vielfach angepriesene — Erziehung durch die allgemeine Dienstpflicht körperliche Elastizität, Selbstbeherrschung sowie Ausdauer im Ertragen von Strapazen und im Aushalten von Schmerzen sich erringen kann — durch den Sport.

Aus England stammt freilich leider auch das üble Geschenk der Boxkämpfe, die im deutschen Volke wohl am allerkräftigsten die zunehmende Verrohung gefördert haben. Ich werde zeitlebens nicht den Eindruck des einzigen Boxkampfes vergessen, dem ich im Jahre 1908 in einem kleinen Etablissement der berüchtigten Londoner Vorstadt Whitechapel beigewohnt habe, das noch dazu den wenig ortsgemäßen Namen „Wonderland" führte. Wie dort unter dem Gejohle und Animiergeschrei einer vielköpfigen Menge

die beiden Kämpfer einander roh und tierisch traktierten, wie die Gesichtsknochen krachten, die Muskeln knackten und wohlgezielte Bauchstöße dem einen das Atmen aus dem Leibe pumpten, daß er, niedergestürzt, minutenlang wie ein aufs Trockene geratener Fisch zuckend zappelte — dieses Erlebnis bewahrt mich davor, jemals wieder Zeuge eines Boxkampfes zu werden. Gewiß kommt es auch hier auf Gewandtheit, auf Geschmeidigkeit des Körpers, auf gute und kühne Kunstgriffe an. Und es gibt Leute, die meinen, der Kult des Bestialischen, der rohen Kraft sei beim Zuschauer des Boxkampfes durch die Freude an solchen Kunstkniffen „veredelt„. Es sollen ja sogar Menschen existieren, die im Prügeln noch ein Ethos entdecken können. Jedenfalls bleibt als unmittelbarster und daraum stärkster und entscheidender Eindruck der des körperlich Gewalttätigen. Ich kann mir den inneren Gewinn nicht ausmalen, den etwa ein junges Mädchen vom Anschauen eines Boxkampfes davontragen könnte. Und welchen Wert hat es für einen Menschen, wenn er sich gegen den Anblick rinnenden Blutes abstumpft. Ich fürchte, nur den der Gleichgültigkeit, die schließlich gar bei dafür disponierten Naturen in ein Gefallen umschlagen wird. Daß gerade der Boxkampf in den letzten Jahren so populär geworden ist, bleibt eine unerfreuliche Erscheinung, die allmählich ein bedrohliches Ausmaß annimmt, dem gegenüber leider alle die Oeffentlichkeit bildenden Faktoren nicht nur klein beigegeben haben, deren sie sich sogar in gedankenlosester Weise zu allerlei Zwecken bedienen. Auf einer Berliner Hochbahnstation sah ich kürzlich das riesige Plakat einer Schokoladenfirma, einen Boxer darstellend, zu dessen Füßen sein „erledigter" Gegner am Boden liegt. Darunter steht der unvermeidliche Reklamevers:

C... Kakao gibt Riesenkraft,
Hier der Beweis: ich hab's geschafft.

Die Firma, die einen möglichst großen Absatz ihres Produktes bezweckt, unterstellt also dem überwiegenden Teil des deutschen Publikums das ideale Ziel, „es geschafft zu haben"... In einer Berliner Schule wurde bei freizuwählendem Thema ein Aufsatz abgegeben: „Boxkampf im Lande der Fliegen." Die Boxerei, das muß man ihr zugestehen, hat es ihrerseits auch „geschafft". Sie verfolgt die kindliche Phantasie noch bis tief ins Märchen- und Fabelland... Und wer wagte wohl unter diesen Umständen heutigentages an dem Ergebnis einer Volksbefragung zu zweifeln, die zum Ziel etwa die Feststellung nähme, ob Gerhart Hauptmann oder Breitensträter in weiteren Kreisen bekannt sei...

Das Moment, das wesentlich zur Entartung des Sportbetriebes beigetragen hat, ist die Hypertrophie des Rekords. Als Ansporn zur Leistung, als Erwecker eines gesunden Ehrgeizes hat er durchaus sein Gutes. Er entspricht dem freien Spiel der Konkurrenz im Wirtschaftsleben, die noch immer das beste Mittel gegen jegliche Stagnation ist und dem Verbraucher zugute kommt. Aber in seiner letzten Entwicklung ist der Rekord zum Selbstzweck geworden... Sinnlos rasend reißt er allen Genuß, alle Freude an der Sportübung nieder und verhindert ihre Vergeistigung. Tyrann Sport ist selber Sklave seines ersten Dieners, des Rekordes, geworden...

Boxkampf, Sechstagerennen sind die Ursachen... Wettfieber, wilde Wanderhorden, Gewalttätigkeiten die Folgen . . . Nun fehlen nur noch die

Stierkämpfe! Dann dürfen alle Theater schließen, die Museen zur Behebung der Wohnungsnot herangezogen werden und, wer weiß, vielleicht kehrt sogar in die Kientöppe schließlich jene Leere ein, die ein Symbol des allgemeinen Gehirnschwundes ist ... Es sei denn, daß sie sich noch in letzter Stunde dazu entschlössen, lediglich „Sportereignisse" zu kurbeln.

# Der große Irrtum

Von Prof. Dr. E. Fries

Reinste Begeisterung und idealer Schwung wurde vor über hundert Jahren durch Fichtes Reden an die deutsche Nation entfacht; die Jünglinge, die sich um ihres Königs Fahnen scharten, waren von edelster Empfindung beseelt und warfen ihr Leben für das geliebte Vaterland mit Freuden in die Schanze. Auch die heutigen Deutschnationalen sind von lauteren und edlen Gedanken erfüllt; sie wollen die vaterländische Größe wieder aufrichten. Mögen sie in den Mitteln fehlgreifen, an der Lauterkeit ihrer Begeisterung ist kein Zweifel.

Eine ganz andere Frage jedoch ist es, ob ihre Gefühle der rechten Sache geweiht sind. Und da sei nur ein kurzen Ausblick auf Geschichtliches erlaubt. Völker entstanden, was ihren inneren Aufbau, ihren Zusammenhalt betrifft, wohl hauptsächlich auf Wanderungen. War der Germane in der Heimat ein Freund der Einsamkeit, so wirkte der Wandertrieb vergesellschaftend und schweißte die Gemeinschaft zu innigem Verbande zusammen, wie bei allen in der Notwehr, im Verteidigungszustand befindlichen Völker. Diese Wanderzüge waren Angriffen überall ausgesetzt, wie die Geschichte des Marius und Cäsar lehrt. Der innere Halt der Verbände, die Einheit in Sitten, Anschauungen und Sprache, war also die Folge der Gewohnheit und durch gemeinsame Gefahr auferlegte Notwendigkeit. Man war Nation ohne Vaterland, ohne eigene Scholle. Diese eroberte man sich erst, mit dem Schwert in fremdes Gebiet eindringend; so bei allen alten Völkern. Das Vaterland gab also nicht den Charakter an seine Söhne; die Eroberer teilten umgekehrt dem Boden erst ihren Charakter mit. Die Scholle war der empfangende Teil; die neuen Eroberer drückten ihm den oft blutigen Stempel ihres Wesens auf. Menschheitsgeschichte — Wanderungsgeschichte.

Mit der Pflugschar wurde die eroberte Scholle zum Vaterlande. Herz und Phantasie schlugen in ihr Wurzel. Aber es waren ursprünglich doch mehr Interessen gemeinsamer Selbsterhaltung, die den neuen Boden nun gegen weitere Raubanfälle schützen und mit Waffen abgrenzen sollten. Liebe zur gewonnenen Heimat, Freude an ihren Schönheiten, dank für ihre Gaben bestanden gewiß auch damals; noch nicht aber gab es ein nationales Ehrgefühl, das mit Eifersucht auf die Schätzung bei anderen Völkern horchte und für eine Kränkung des nationalen Stolzes Ströme jungen Blutes ausgießt. Noch nicht gab es einen nationalen Zusammenschluß, der bei vieler nationaler Selbstverherrlichung, in prahlerischem und unbescheidenem Selbstlob andere Völker scheel ansieht und gehässig herabzusetzen sucht oder sich hochmütig von ihnen abschließt.

Das trat erst ein, als die Völker aufgehört hatten, wie in ältester Zeit alle oder später Germanen, Gallier, Slawen usw., sich selbst zu regieren, in der Weise, daß der Mann auf seinem Grunde als König gebot, Familie und Gesinde beherrschte, und im Rat mit den anderen Freien stimmte und beschloß. Diesen Zustand haben wir für alle alten Völker einmal anzunehmen; nur seine Dauer ist verschieden. Bei den Germanen usw. hielt er sich länger. Bei den altorientalischen Völkern wich er früh einer neuen, der darin bestand, daß einer der Freien besondere Macht an sich riß, vielleicht unter Beihilfe eines von ihm gewonnenen Priesterstandes, sodaß sich endlich die großen Monarchien ergaben, die wir als Charakteristikum der altorientalischen Völker zu betrachten haben. Der König, von Priestern und Kriegern flankiert, herrschte absolut, und zwar nunmehr in eigensüchtiger Weise. Die Herren zu Babel, Susa, Memphis oder Rom waren zunächst auf Erhöhung ihres Reichtums, ihrer Macht eingestellt; das Wohl des Vaterlandes oder der Völker kam erst in zweiter Linie, vielleicht gar in Dritter. Die Nachrichten lassen darauf schließen. Dann folgte langsam wieder der Abbau auf dem Umweg über die Oligarchie zur Republik. Also die Kurve führt von der natürlichen Republik zum Gipfel der absoluten Monarchie, von da langsam durch Oligarchie, Parlamentarismus oder auch Tyrannis zur Republik (zuweilen, wie in Rußland auch ohne Übergang). Bei den jüngeren Völkern Mitteleuropas trat das alles später ein. Die absolute Monarchie der römischen Cäsaren, anfänglich eine demokratische populäre Tyrannis, wurde später unterneuerwachendem Einfluß des Orients in Syrien, Ägypten, Persien, zur absoluten, cäsarogogistischen Monarchie. Deren Erbschaft traten einerseits das Pabsttum (Gregor VII. Innozenz III.), andererseits das römische Kaisertum deutscher Nation an. Beide rieben sich gegenseitig auf, scheiterten auch an inneren Gebrechen, jenes an Verweltlichung, dies am Feudalismus, der mit dem Vasallentum den höheren Adel großzog. Im mittelalterlichen Abendland fehlen die großen Militärmonarchien orientalischer Art, die in China, Indien, Japan, Byzanz weiterbestanden, durch erschlaffendes Klima und ausgebildeteres Priestertum unterstützt. Beide abendländischen Rivalen erschöpfen sich ungefähr gleichzeitig, und aus dem Chaos des 15. Jahrhunderts geht als neue Macht, die macchiavellistische Militärmonarchie hervor. In Frankreich, Preußen und anderen absoluten Staaten ist das Stadium altorientalischer Macht neu erreicht. Den Abstieg bezeichnen die Revolutionen in England, Frankreich, Rußland, Deutschland usw. Die macchiavellistische Monarchie hat heute fast überall abgewirtschaftet, die Tempi des Abbaues sind verschieden.

Die gleiche Kurve wie der Machtstaat vollzieht auch der Gedanke der Staatsmacht. Er ist am notwendigsten im absoluten Staat, den er allein zusammenhält. Das unnatürliche Gebilde (Rom, England) würde ohne ihn in seine Bestandteile zerfallen, wobei nur die Spitze des Staats als Nutznießerin Schaden nehmen würde, nicht das Volk. Die Notwendigkeit des Gedankens zerfällt mit dem Absolutismus. Die Kurve führt zu dem Ergebnis: Entbehrlichkeit des abgegrenzten Militärstaates, statt dessen: Einheitsgesellschaft mit gemeinsamer wirtschaftlicher Verwaltung.

An die Stelle des gespannten, überhitzten Nationalgefühls träte die friedliche, harmlose Liebe zur Scholle, zur Muttersprache, zum Vaterlande. Keine Grenzen, aber innigste, heiligste Liebe zu Wald und Flur, in denen

deutsche Sprache klingt. Deutschland, Deutschland über alles! singe und juble das Herz. Jeder liebe seine Heimat, hüben und drüben.

Nun der selbstverständliche Einwurf: die andern wollen aber nicht! Gut. Das Nichtwollen trifft vor allem für deren Regierungen zu. Weniger, zum Teil gar nicht für die Völker und die Intellektuellen. Zwei Wege bieten sich: 1. weitestgehende Propaganda des Gedankens, rednerisch, literarisch, publizistisch, um eine Gemeinde zu schaffen, den Boden zu bereiten; 2. erkläre die deutsche Regierung vor dem Forum aller Völker einmal feierlich ihren ehrlichen, freudigen Willen zu diesem Gedanken. Der Eindruck wird nicht ausbleiben. Jeder Edle wird dann bei uns glühend fühlen und singen: Deutschland, Deutschland über alles!, nicht nur die Heimat, nicht nur die Scholle, Sprache, Wald und Flur, auch die Seele Deutschlands, die größte in aller Welt! Dem sich zu verschließen, das ist es, was ich als den großen Irrtum bezeichnen möchte.

# Drei Gedichte

Von Hertha Schättler-Schönfeld

I.

Wenn nachts der Mond die blassen Strahlen
mit bleichem Schein ins Tal gesandt,
wenn in dem Haus der Einsamkeit und Qualen
ein Müder seinen letzten Frieden fand, —
dann falt die Hände ich in stummem Danke,
daß seine Stirne über meiner Ruhe wacht,
und daß mein Herz — das wunde, kranke,
dem neuen Tag entgegen lacht.

II.

Ein Märchen ist verklungen
wie schwindende Sternenpracht.
Die Hände, die es umschlungen,
Halten nun Totenwacht.

Sie flehen — selbst ersterbend,
um das verlorene Lied
und segnen — ewig werbend
das Herz — das ihnen schied.

III.

Blaue Blicke träumend gleiten,
Hände, deren Nervenspiel wie Saiten
einer Geige — flehen über weißen Gliedern —
zittern — zucken — ihren gequälten Lidern
antwortet schweigendes All — ihrer nächtlichen Frage
wird jauchzendes „Ja", wird wildeste Klage!
Da wird das Weh zur schmerzenden Lust
und ein Herz verbrannte an seiner Brust.

# Nachtmar

Von Leonar Goldschmied

Dämmerte es nicht schon? Er schnellte vom Lager auf. Sie schlief tief und fest. Wie immer stand die Tür aus dem Schlafzimmer nur ein Zehntel geöffnet. Rasch, doch mit Vorsicht, verbreiterte er den dünnen Spalt, und schlich, mit unheimlich scharfen Blicken, auf den Zehen heraus.

Die Tür zur Küche stand weit offen. Flüchtigen Blicks schob er sich rasch an ihr vorbei, in den langen dunkeln Gang, bis an die Flurtür. Rechts in ihrer Mitte tastete er Schloß und Schlüssel ab. Alles geschlossen. Nur die eiserne Ringkette hing herab. Er stutzte, zuckte zusammen. Jedoch mit Sicherheit wußte er sich nicht zu erinnern: hatte er auch diesmal die Kette vorgelegt wie stets oder nicht? Die Ungewißheit begleitete ihn, als er behutsam auf den Zehen zurückschlich. Eine heimlich bohrende Qual verließ ihn nicht, als er im „Guten Zimmer" und in der Küche alle Fenster spähend betrachtete. Sämtliche Riegel und Verschlüsse betastete er, ob sie regelrecht geschlossen waren. Aber er fand alles in Ordnung. Blieb also nur die Kette: die hatte der Lump von außen her nicht wieder einlegen können...

Den Atem verhalten, im Ingrimm, einer Ohnmacht nahe, war er zurückgeschlichen. Stieren Blickes legte er sich seinem Weibe wieder an die Seite. In verstärkter Deutlichkeit schwebte ihm der Ausdruck ihrer Züge vor, den sein flüchtiger Blick, im Lichte der ersten Dämmerung, noch gerade erhascht hatte: war darin nicht unverkennbar die Befriedigung nach dem ersten Sieg ausgedrückt? nicht die satte Genugtuung über die Erfüllung eines heiß ersehnten Wunsches? Und er! Unter dem Zwange des Beobachtens, des Argwohns und des Auflauerns hatte er sie seit Wochen nicht einmal berührt! Konnte das, was er vor Tagesanbruch mit eigenen, leibhaftigen Augen gesehen, ein Traumspiel, ein Selbstbetrug seiner Sinne gewesen sein? —

Er stöhnte schwer auf. Er wurde den Argwohn nicht los, den Verdacht, die Gewißheit... sie fraßen, sie bohrten in ihm weiter. Umsonst daß er sich zur kühlen Überlegung zwang. Mit leibhaftigen Augen gesehen, gesehen in dieser Nacht hatte er Teile, Stücke von ihm, seinem beglückten Nebenbuhler... Und er ächzte, er knirschte in sich hinein. Er verwühlte, er vergrub in die Kissen sein Gesicht...

Er war Kupferschmied, war aber weit über seinen Stand hinaus gewachsen. Schlank von Gestalt, sorgfältig gekleidet, nannten ihn die Kollegen, wenn er Sonntags mit seinem Weibe promenierte, den „Grafen".

Er war ein Kerl und hübsch und intelligent dazu. Bei den Frauen des Erfolges sicher. Ja, abgöttisch bis zum Überdruß verhätschelt, geliebt... Und nie hintergangen! Das schoß ihm alles blitzschnell durch den Schädel. Und sie, sie ein junges, sein erstes wirkliches Weib, sein Eheweib, sie sollte die dreiste Schamlosigkeit besessen haben? Zum Zerspringen hämmerten ihm die Schläfen... Die Augen starr zur Decke gerichtet, lag er da... Krampfhaft beide Hände gegen die Stirn gepreßt. Aber immer wieder sah er im Dämmerlicht etwas auftauchen: einen Fuß, ein Bein, eine Wade! Unverkennbar war es die Wade eines Mannes! Oder war es doch nur ein Wahnspiel, ein Betrug, ein Traum?! Er sah

den Mann immer nur stückweise, die Beine, den Rumpf, den Kopf, nie den ganzen Körper. Und wieder durchzuckte es ihn: wieder hatte er jäh darnach greifen wollen... Er warf sich herum, schlug die Hände über sein Gesicht. Warf sich auf die andere Seite, ihr zu, mit dem Späherblick des Argwohns... Und da, da, sah er wieder, wie sie im Traume lächelte, von einem Glück, das nicht ihm galt, überstrahlt... Wie gebrochen, drehte er sich wieder auf den Rücken, starrte von neuem ins Dunkle.

Seine Blicke wandten sich rückwärts. Als Aufklärer, Erwecker und Führer hatte er in den vordersten Reihen gekämpft. Städte wie Dörfer in Unzahl bereist. Anhänger gewonnen, wo er hinkam. Weitergetragen das Licht der Erkenntnis, das einst so zauberhaft in ihm aufgestrahlt. Dann war aber plötzlich der starke Umschlag gekommen. Verzweifelt irrte er umher, sein Glaube war zertrümmert und er warf die Waffen von sich... Die Erde war und blieb für ihn ein Jammertal! Er erkannte: nicht von heute auf morgen, nicht in ein paar Jahren, läßt sich diese vielhundertjährige Scheinordnung der Dinge umgestalten, die man stolz und frech als Ordnung ausgab, als göttliche Willenstat!!... Die Kraft des Glaubens war von ihm gewichen... Und er verwarf, er verfluchte die Erde und das Leben!

Dann rettete er sich in die Sphären des Okkultismus und der Übersinnlichkeit. Er ward Spiritist, als das Licht der letzten Hoffnung für den Aufstieg der Menschheit in ihm erloschen war, als er die Waffen zum heiligen Kampf wider Armut, Elend und Reichtum von sich geschleudert hatte, da wurden die Dimensionen über der Erde seine letzte Zuflucht... seine einzige Erlösung von ihrem Leid und ihrer Qual. Sein Wille zur Tat war nicht fest, nicht hart, nicht stählern genug gewesen. Ihn hatte der Überdruß, der Ekel, die Verzweiflung unwiderstehlich gepackt, überwältigt, niedergeschlagen! Dann hatte er sich in die Schriften, in die Lehren des Geheimbundes verrannt und verbissen und die letzte Geheimsitzung war es gewesen, die ihn ganz befreit hatte von seinen letzten Zweifeln und Bedenken... Ja, jetzt schwor er darauf: leibhaftig hatte er *sie* sein, wie er überzeugt war, untreu verräterisches Weib: das aber Gesichter und ihrer Gliedmaßen... Die Erinnerungen hatten beruhigend auf ihn eingewirkt...

Aber wider Willen traf sein Blick an seiner Seite wieder *Sie*, *sie*, sein, wie er überzeugt war, untreu verräterisches Weib: das aber lächelte jetzt wie beseligt von überirdischen Wonnen berauscht. In stiller Verzückung lag sie da! War er es, von dem sie träumte? Träumte sie zurück in die ersten Nächte ihrer paradiesischen Tollheit, ihrer Liebesraserein?!...

Sein Gesicht verfinsterte sich jäh. Das Gefühl des Zornes, der Wut, der Gewißheit, betrogen und geschändet zu sein, drängte alle anderen Empfindungen zurück... Mit unumstößlicher Sicherheit stand es fest, das zweite Mal sollte sie ihn nicht betrügen! Mit geschlossenen Augen, blitzschnell springt er auf, stürzt sich wie ein Rasender über sein Weib. Entsetzt schreckt sie auf aus dem Paradies ihrer Träume. Und er greift bald hierhin, bald dorthin, nach rechts, nach links und schlägt wie ein Rasender um sich. Aber er faßt weder den Fuß, das Bein, noch die Wade seines Nebenbuhlers... Und wie ein Irrer schlägt er ins Leere. Dann springt er auf. Fassungslos. War es nur ein Wahngebilde?

Nein, er hatte deutlich gehört, wie der andere draußen laut und wild den Drücker am Schloß, das fest geschlossen war, auf- und abklinkt, wie er die Kette hochreißt und gegen die Tür wirft, daß es klirrt und rasselt... Auch sie hört alles genau, springt aus dem Bett und wirft sich, die Hände flehentlich gefaltet, vor ihm auf die Knie. Sie beschwört mit starker Echtheit ihre Unschuld, ihre Reinheit... Wild reißt er sie auf. Mit verzerrten Zügen, die Hände zu Fäusten geballt, steht er da.

Befiehlt ihr sich niederzulegen. Willenlos, zitternd vor Angst gehorcht sie. Schon beugt er sich über sie. Reißt ihr die Arme in die Höhe. Mit geschlossenen Augen, bleich, machtlos wie eine Tote liegt sie vor ihm da. Die apathische Ruhe, die über sie gekommen, besitzt für ihn die Kraft des Beweises... Wie ein Panter, ganz nur Wut, Gier und Rachedurst — greift er ihr an ihren weißen Hals... Da fällt sie ihm in die Arme — und ein stummer und wilder Ringkampf beginnt... Er gewinnt die Oberhand und wie ein Tier schleift er sie aus dem Zimmer durch den dunklen Gang bis an die Flurtür. Mit dem eisernen Griff seiner Rechten sie krampfhaft umklammernd, schließt er blitzschnell die Tür auf und schiebt, wirft, stößt die Ohnmächtige über die Schwelle... Dann kracht er rasch hinter ihr die Tür ins Schloß...

Am anderen Morgen fanden sie die Nachbarn in einer Ecke des Flures in sich zusammengekauert, das Auge irre umherschweifend, wie ein zu Tode getroffenes Reh.

# Randbemerkungen

## Das Alkoholverbot

In einigen Ländern (Amerika, Norwegen) ist bekanntlich ein strenges Alkoholverbot gesetzlich festgelegt. Anfangs lauteten die Mitteilungen über die Wirksamkeit dieses Gesetzes recht günstig. Allmählich aber machten sich in der Presse Stimmen geltend, daß das Alkoholverbot eine verfehlte Maßnahme sei und ungeheuren Schaden verursache. Jetzt sind in Amerika schon weite Kreise der Ansicht, daß jenes Gesetz aufgehoben werden müsse, und in Norwegen tritt die Regierung für dessen Beseitigung ein.

Trotz der schlimmen Erfahrungen, welche in diesen Ländern gemacht wurden, streben die Abstinenten in Deutschland darauf hin, daß auch bei uns das Alkoholverbot eingeführt werde. Es wäre dies ein Unglück für Deutschland!

Ich will hier nur zwei Veröffentlichungen aus neuester Zeit seitens maßgebender Persönlichkeiten zur Sprache bringen, welche dies klipp und klar beweisen. In einer der angesehensten deutschen medizinischen Zeitschriften hat der amerikanische ärztliche Korrespondent, ein Arzt aus St. Louis, mehrfach die Zustände, die sich in Amerika infolge des Alkoholverbots entwickelt haben, beleuchtet.

Zunächst die moralische Seite. In Amerika erhält man alkoholische Getränke nur, wenn sie ärztlicherseits auf Rezepten verschrieben werden. Das hat dazu geführt, daß, wer zahlen kann, Rezepte erhält, so viel er will,

und daß auch die Bestechung von Beamten leicht zum Bezug von Alkohol verhilft. Nach einem amtlichen Bericht wurden im letzten Jahre 1½ Gallonen alkoholischer Getränke auf 11 268 486 Rezepte abgegeben! Das Gesetz wirkt demoralisierend auf Ärzte und auf das Publikum. Das Verbotene reizt, und viele, die früher nur mäßig Alkohol genossen, wurden Trinker, und solide Bürger, die früher nie mit den Gesetzen in Konflikt gerieten, stehen mit einem Fuß im Gefängnis. Denn das Gesetz ahndet sehr hart, wenn jemand sich erwischen läßt. Natürlich blüht das Denunziantentum, nicht weniger das Schmugglertum. Es wurde nach Schätzung der Regierung im letzten Jahre allein Schnaps im Werte von 30 Millionen Dollars eingeschmuggelt. Ein Senator äußerte sich dem Berichterstatter gegenüber: „Man hat ein Gesetz erlassen, daß nicht durchgeführt werden kann. Dieses Gesetz hat eine Korruption zur Folge gehabt, die nicht aufgedeckt werden darf, weil ihre Aufdeckung haarsträubende Dinge an den Tag bringen würde."

Und nun die gesundheitliche Seite. Der Konsum der alkoholischen Getränke ist völlig unkontrollierbar geworden. Unzählige Familien machen sich ihr Bier selbst, und da es nicht haltbar ist, wird es so schnell wie möglich ausgetrunken. Unzählige heimliche Brauereien sind Tag und Nacht tätig; und da minderwertige, gesundheitsschädliche und giftige Stoffe verwendet werden, kommen schwere Alkoholvergiftungen zur Beobachtung. Im letzten Jahre sind über 2000 solcher Fälle bekannt geworden. Die Trunksucht bot nie solche Gefahren wie jetzt. Dieses Gesetz ist demnach keineswegs ein richtiges Mittel zur Bekämpfung des Alkoholismus.

Und wie in Amerika, so auch in Norwegen. Der norwegische Ministerpräsident legte kürzlich einem Pressevertreter die Gründe dar, weshalb das Antialkoholgesetz fallen müsse. Die Gründe: die gleichen wie in Amerika. Im letzten Vierteljahr zum Beispiel wurden 400 000 Hektoliter Schmuggelsprit beschlagnahmt. „Das ist im Vergleich zu dem, was nicht beschlagnahmt wurde, natürlich ein Nichts." Eine andere Äußerung: „Was die Zustände in den äußeren, mehr ländlichen Bezirken betrifft, so habe ich beobachtet, daß in diesen Bezirken, in denen der Trunk noch vor 10 Jahren völlig unbekannt war, besonders unter der früher immer nett und sauber auftretenden Jugend, die Verhältnisse kaum wiederzuerkennen sind." Und die Schlußäußerung: „Wenn die Abstinenzler der Wahrheit wirklich in die Augen sähen, so wären sie die ersten, die die Aufhebung des Verbots fordern würden, damit man den Alkoholverbrauch auf eine vernünftige Weise regulieren könnte."

Unsere Abstinenzler wollen aber der Wahrheit nicht in die Augen sehen. Was sich als durchaus unzweckmäßig und schädlich erwiesen hat, ist das Ziel ihrer Wünsche. Daß die Trunksucht energisch bekämpft werden muß, wird kein vernünftiger Mensch bestreiten. Gott behüte aber Deutschland vor jedem untauglichen und gefährlichen Versuch, durch ein generelles Alkoholverbot der Trunksucht zu Leibe zu rücken!

Sanitätsrat Dr. Grätzer.

## Amerikanisches

In Amerika begeben sich die Damen der besten Gesellschaft, wenn sie einem freudigen Familienereignis entgegensehen, auf Reisen, um fern vom traulichen Herde das Kind zur Welt zu bringen. Dieser fashionable Brauch, auch latest style genannt, hat für die Lady Anna Wernher, Gattin des Sir Denick Wernher, einen bitteren Nachgeschmack gehabt. Lady

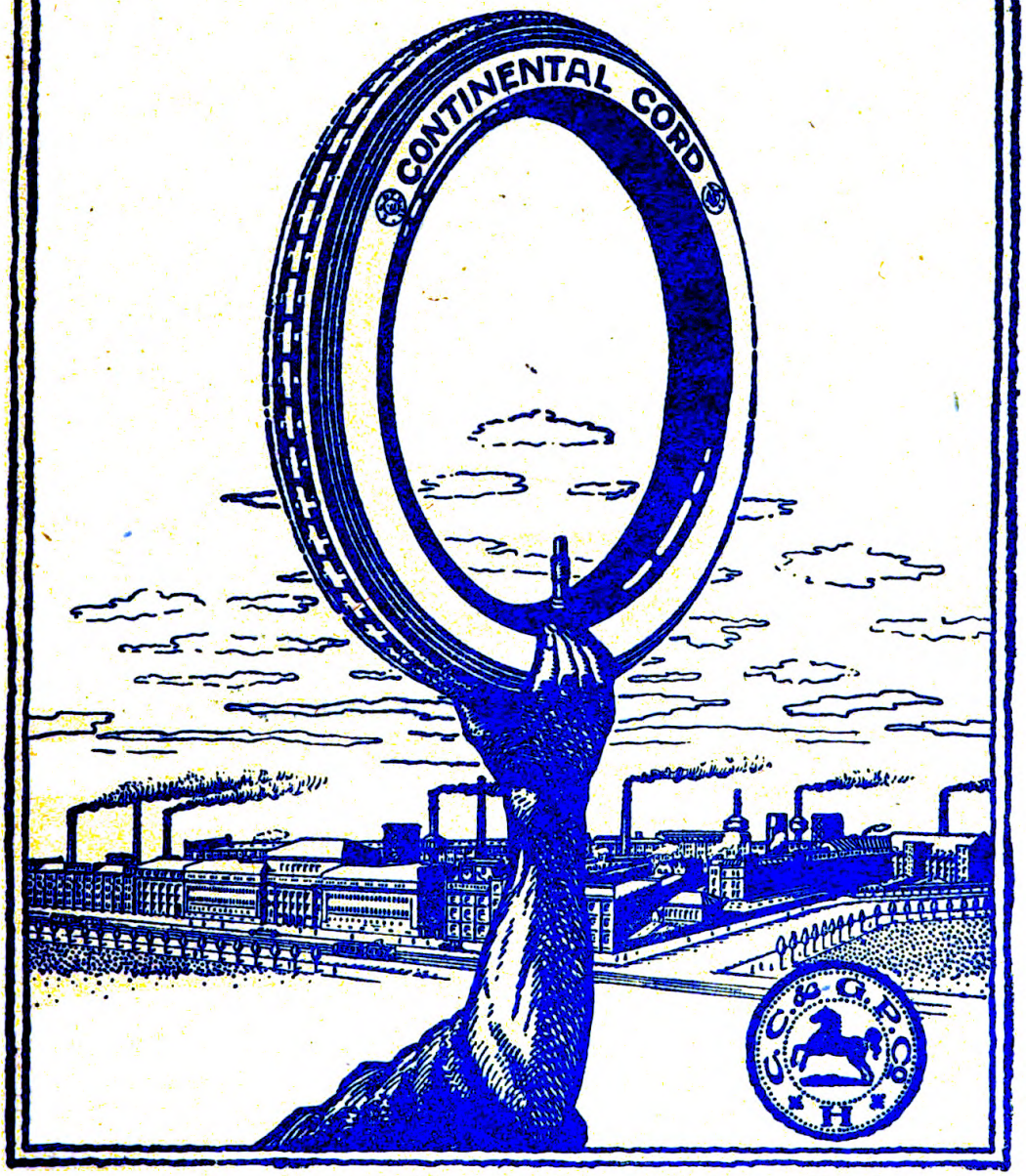
Wernher, die amerikanische Staatsangehörige ist, darf mit ihrem Kinde, daß die Nationalität des Vaters besitzt, nicht amerikanischen Boden betreten, weil nach dem Einwanderungsgesetz die vorgeschriebene Quote sowohl für England, das Geburtsland des Vaters, als auch für Italien, das Geburtsland des Kindes, für dieses Jahr längst erreicht ist. Im günstigen Falle darf die Einwanderung des Babys in Amerika erst im nächsten Jahre erfolgen, sofern der Einwandererkommissar keine Schwierigkeiten macht. Ohnehin ist die staatliche Zugehörigkeit des Babys, da es im Auslande das Licht der Welt erblickt hat, gar nicht so einfach festzustellen. Einstweilen muß es sich damit abfinden, als staatenlos registriert zu werden, was wiederum die Gefahr der Ausweisung wegen schlechten Benehmens oder wegen Lästigfallens in sich schließt. Amerika war einst stolz darauf, allen Heimatlosen eine Heimat zu bieten. Wer einmal amerikanischen Boden unter den Füßen hatte, war dort unter allen Umständen heimatberechtigt. Heute werden alle Einwanderungslustigen von den Eingeborenen, die es nicht einmal sind, nach der schweren Not schikaniert. Man sieht, daß der engstirnige Nationalismus nicht nur eine Besonderheit der europäischen Eingeborenen ist. Aber auch in der Bürokratie nimmt es die große transatlantische Republik mit den europäischen Vater- und Mutterländern durchaus auf. Das Einwanderergesetz ist ein schöner Beweis dafür. Wie es heißt, sind weitere Verschärfungen dieses intolerantesten aller Gesetze in Aussicht genommen... Amerika, du hast es besser als unser Kontinent, der alte . . .

*

Wer in Amerika des guten zu viel tut, nämlich in Alkoholicis, fliegt bekanntlich ins Loch. Das mußte kürzlich ein junger Engländer, der des furchtbaren Verbrechens, sich Alkohol von hinten herum verschafft zu haben, beschuldigt war, am eigenen Leibe erfahren. Zu seiner Verteidigung vor dem Polizeigericht in Brooklyn führte er an, daß er als Invalide des Weltkrieges, der einundfünfzigmal auf den europäischen Schlachtfeldern verwundet worden sei, eine gewisse Menge Alkohol zur Erhaltung seines körperlichen und seelischen Gleichgewichts benötige. Das Gericht war jedoch über die Heilkraft des Alkohols anderer Meinung und verurteilte den Gesetzesverächter wegen Uebertretung des Prohibitionsgesetzes zu einer Gefängnisstrafe von einer Woche. Da gab es keinen Protest, der Sohn Albions, der sich einbildete, auf dem „freien" Boden Amerikas seinen Neigungen leben zu können, mußte brummen. Kein Wunder, daß man in dem trocken gelegten Amerika keinen Sinn für Humor hat.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: Georg Müller, Berlin-Schöneberg
Druck: Gustav Pritz & Co., Leipzig-Stötteritz.

# Continental
## Reifen



# Die Reklame

ZEITSCHRIFT DES VERBANDES DEUTSCHER REKLAMEFACHLEUTE E.V.

**Das führende Fachblatt**

Erscheint ohne Unterbrechung
seit 1908

**Unentbehrlich**

für jeden,
der praktisch oder wissenschaftlich sich
mit Reklame in irgendeiner Form befaßt

Monatlich 1 Heft
in bester Ausstattung

*In Vorbereitung:*
Sonder-Nr.: „Verkehrsreklame"

Heftpreis GM. 3.30 postfrei b. Voreinsend.
Jahres-Bezug (12 Hefte) GM. 40.—
postfrei bei Voreinsendung des Betrages

*Bestes Insertionsorgan für Reklame-Hersteller*

Verlag
**Francken & Lang G.m.b.H., Abt. „Ew."**
Berlin W 57


Druck von Gustav Pritz & Co., Leipzig-Stö.

# DIE GEGENWART

POSTVERTRIEB AB LEIPZIG

LIBRARY

## ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN U. KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH ILGENSTEIN

AUS DEM INHALT:


Abbau! Von Mentor

Zum Kapitel der Medien-Entlarvungen
Von Wilhelm Ueberhorst

Der Spielplan des Kulturtheaters
Von Franz Grätzer

Expressionismus Von Fritz Zadow

Das Elend der Wolga-Deutschen
Von A. R. Brünner

Das Zimmer Von Hugo Marcus

Randbemerkungen:
Heldenepos des 20. Jahrhunderts / Gesetz und Gesetzesverachtung / Der Donkosaken-Chor
Die Jahresschau deutscher Arbeit

Börsenspiegel



OKTOBERHEFT 1924 / JAHRG. 53

VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE

HEFTPREIS M. 0.50


VERLAG: GEGENWART G·M·B·H / BERLIN W 57 BÜLOWSTRASSE 56

# Die Gegenwart

53. Jahrgang | Oktoberheft | 53. Jahrgang

## Abbau!

Von Mentor

In der Vorkriegszeit war das Wort Abbau ein wenig benutztes Wort, während es heute zum eisernen Bestand der Umgangssprache gehört. Die sprachliche Atmosphäre ist geradezu übersättigt mit „Abbau". „Man hat mich abgebaut..." „Der Mann ist reif für den Abbau!..." „Es muß noch viel mehr abgebaut werden". Diese und ähnliche Phrasen schwirren nur so in der Luft umher. Wir haben uns bereits an diese ungeheuerliche Sprachverrenkung, wie noch an manche andere, gewöhnt, sonst würde uns der Sinn des Wortes einfach nicht zum Bewußtsein gelangen.

Schön. Es wird also im Deutschen Reiche abgebaut. Und was wird nicht alles abgebaut! Löhne, Gehälter, Reichs- und Staatsämter, Menschen vom Portier aufwärts bis zu Ministern und Bürgermeistern. Nur mit dem Abbau der Preise für Waren und Lebensmittel hapert es. Hier kann man im Gegensatz zu der abbauenden Tendenz der Zeit etwas wie Aufbau feststellen, einen Aufbau, der sich allerdings zu unserem Leidwesen in einem steten Anziehen der Preise äußert. Beschränken wir uns indessen in unserer Betrachtung auf den Abbau von Menschen. Hier handelt es sich wiederum um zwei Kategorien. Da sind zunächst die zahlreichen Angestellten in den Reichs-, Staats- und Gemeindeämtern, die sich während des Krieges und später zu wahren Sinekuren herausgebildet haben für alle, die sonst kein Unterkommen in einem praktischen Berufe finden konnten, häufig auch nicht finden wollten. Das sind die Aemterjäger von Beruf, die überall auftauchen, wo sich eine Umwälzung vollzieht, wo neue Parteipäpste die Zügel der Regierung ergreifen. Sie sind anpassungsfähig und duldsam, sie orientieren sich nach links und nach rechts, wie es gerade die politische Konjunktur mit sich bringt.

Es ist ein Segen, daß die Regierung endlich mit dem Abbau der Vielzuvielen ernstlich begonnen hat. Die Aemterjäger und Konjunkturpolitiker machen zwar ein großes Geschrei über das ihnen widerfahrene „Unrecht", aber sie werden auch wieder verstummen, sobald sie erkannt haben, daß es keine Rückkehr zu den Futterkrippen gibt und daß hartnäckige Seßhaftigkeit keine Garantie für ein Amt auf Lebenszeit bietet.

Zum Problem wird der Abbau erst dann, wenn es sich um festangestellte Beamte auf Lebenszeit handelt. Auch diese Kategorie hat sich in der Kriegs- und Nachkriegszeit in einer Weise ausgebaut, daß ein

Abbau dringend notwendig erscheint. Nach verschiedenen Schätzungen sind 25 vH., nach anderen sogar 30 vH. der festbesoldeten Beamten überflüssig, also abbaureif. Ferner argumentiert man, daß ein Abbau älterer Beamter unbedingt erfolgen müsse, um Platz für den Nachwuchs zu schaffen. Dieses Argument hat manches für sich, manches gegen sich. Es geht nicht an, daß Anwärter auf einen Beamtenposten jahrelang auf kärgliche Diäten gesetzt werden und darüber jede Freude am Berufe einbüßen. In der Lehrerschaft macht sich das Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage ganz besonders unangenehm bemerkbar. Die Lage der Junglehrer ist geradezu trostlos und aussichtslos. Lehrer und Lehrerinnen, welche die vorgeschriebenen Examina gemacht und damit die Anwartschaft auf einen Posten erlangt haben, können im günstigsten Falle erst nach zehn Jahren auf Anstellung rechnen. Was geschieht in der Zwischenzeit mit ihnen? Einige finden Unterschlupf als Hauslehrer, andere werden als Hilfskräfte beschäftigt, aber doch immer nur gelegentlich und vorübergehend. Daß unter diesen Umständen die Liebe zum Beruf nicht gedeihen kann, liegt auf der Hand.

Wie soll aber Abhilfe geschaffen werden? Ein gründlicher Abbau des alten Lehrkörpers zugunsten des herandrängenden Nachwuchses wäre ein sehr kostspieliges Experiment. Dasselbe gilt vo den anderen Beamtenkategorien. Es sind bereits zahlreiche Beamte im besten Mannesalter in den erzwungenen Ruhestand versetzt worden, die dem Staate noch wertvolle Arbeit leisten könnten. Es ist die Frage, ob der Beamtenabbau, wenn er ohne Berücksichtigung der Leistungsfähigkeit des einzelnen durchgeführt wird, seinen Zweck, der in erster Linie in einer Entlastung des Staatsbudgets besteht, erfüllt.

Noch bedenklicher gestaltete sich aber das Problem des Abbaus, wenn parteipolitische Einflüsse sich geltend machen. Der Fall Leinert hat sich in dieser Beziehung zu einem Schulfall ausgewachsen. Ein den bürgerlichen Parteien der Stadtverordnetenversammlung unbequemer Oberbürgermeister wird dahin verständigt, sich in den Ruhestand versetzen zu lassen. Er willigt unter der Bedigung ein, daß man ihm das volle Gehalt zeitlebens bewilligt. Das ist der nackte Sachverhalt, dessen Kritik sich erübrigt. Ein glattes, ruhiges Geschäft für den Abzubauenden! Auch der Oberbürgermeister Scheidemann ist als Opfer des Abbaus erkoren, daneben noch verschiedene andere, die das revolutionäre Fahrwasser auf einen hohen Beamtenposten gespült hat. Wohin sollte es führen, wenn der Parteigeist in Deutschland auch diese Gelegenheit benutzt, um — immer auf Kosten der Allgemeinheit — seine Sonderzwecke durchzusetzen. Denn die Steuerzahler sind doch in letzter Linie die Leidtragenden bei der sozusagen zugunsten des Staatsbudgets vollzogenen Aktion. Hier wäre ein energischer Protest gegen den Unfug, der mit einer an sich gesunden Aktion getrieben wird, am Platze.

Doch genug mit dem Abbau! Es wäre wünschenswert, wenn wir uns endlich mit dem Aufbau unseres Vaterlandes beschäftigen, mindestens aber den Willen zum Aufbau feststellen könnten.

# Zum Kapitel der Medien-Entlarvungen

Von Dr. Wilhelm Ueberhorst

Die Angriffe der Okkultismus-Gegner auf die neue Wissenschaft haben in letzter Zeit einen überraschenden Umfang angenommen. Fast die gesamte Tagespresse stellte sich ihnen zur Verfügung. Man hatte geradezu den Eindruck, einem einheitlichen Feldzugsplan gegenüber zu stehen. Eine „Entlarvung" folgte der andern. Aber von ihnen allen sind nur zwei zu Recht bestehen geblieben, diejenigen Laszlo's und Erlos. Hier ist in der Tat eine Reihe von Forschern geschickt arbeitenden Schwindlern in die Hände gefallen. In allen anderen Fällen hat es sich trotz „Entlarvung" um echte Medien gehandelt, woran die wirklich berufenen Forscher nicht den geringsten Zweifel hegen. Das gilt von Jan Guzik, dessen Phänomene man in der Sorbonne in Paris imitierte, es gilt von Rudi Schneider, mit dem in Wien das gleiche durch die Professoren Stefan Meyer und Pribram geschah. Aber ist es ein Beweis gegen die Echtheit okkulter Phänome, wenn man imstande ist, sie — übrigens bei weitem nicht alle! — auf künstlichem Wege nachzuahmen? Ist es ein Beweis gegen die Existenz natürlichen Honigs, wenn die Industrie in der Lage ist, Kunsthonig herzustellen.

Aber auch diejenigen Medien, bei denen eine solche sog. Entlarvung noch nicht gelungen ist, müssen sich die unglaublichsten Angriffe auf ihre Ehre gefallen lassen. Das stärkste in dieser Beziehung stellt das Buch des Sanitätsrats Dr. Albert Moll: „Der Spiritismus" dar, das kürzlich erschienen ist. Moll greift darin so ziemlich alles an, was bisher an Medien in Erscheinung getreten ist. Sein Angriff gilt auch dem Berliner Medium Frau Maria Vollhart, über die ich im Juliheft 1923 der Gegenwart unter dem Titel: „Teleplasma und Telekinese" berichtet habe. Es ist so unerhört, daß ich mich verpflichtet fühle, der Ehre der stark verunglimpften Dame beizuspringen und auch meiner eigenen zu dienen, der ich mich für die Echtheit der vorgetragenen Phänomene eingesetzt habe. Ich bin inzwischen in der glücklichen Lage gewesen, an Sitzungen bei Frau Vollhart teilzunehmen. Und meine Ueberzeugung, die ich mir aus der Persönlichkeit des Mediums und der wissenschaftlichen Glaubwürdigkeit der Experimentatoren gebildet hatte, ist nun durch eigene Erfahrung erhärtet und gefestigt.

Die Aufmachung des Moll'schen Buches ist kolportagehaft. Das Titelbild stellt eine „spiritistische" Sitzung dar und ist in der Art gestaltet, wie man sie bei Hintertreppenromanen (die Lieferung zu einem Groschen) und Sherlock-Holms-Ausgaben gewohnt ist. Man ist zu der Frage berechtigt, ob das die würdige Ausstattung eines wissenschaftlichen Buches ist. Ich beneide Moll nicht um den Leserkreis, der sich durch solche Aufmachung anlocken läßt.

Der Titel „Der Spiritismus„ ist verfehlt. Es handelt sich um „Okkultismus", bzw. „Parapsychologie". Wenn Moll den ersten Titel wählt, so geschieht das offensichtlich in der Absicht, von vornherein die neue Wissenschaft herabzusetzen. Dabei kann ihm nicht verborgen geblieben sein, daß nur ein verschwindend geringer Teil der wissenschaftlichen Forscher okkulter Phänome der spiritistischen Hypotese huldigt, während der weitaus überwiegende der sog. animistischen zuneigt, welche die Erscheinungen durch Wirkungen der Psyche des Mediums, insbesondere ihres Unterbe-

wußseins erklärt. Sein Versuch, auch diese letztere Erklärungsweise als verkappten Spiritismus zu erläutern, ist völlig abwegig, da er lediglich auf der Phänomenologie fußt.

Das ganze Buch ist eine Tendenzschrift unwissenschaftlicher Art. Wenn man es durchliest, verläßt einen keinen Augenblick ein Gefühl des Unbehagens, das nicht nur auf der andersgearteten Einstellung gegenüber den erörterten Problemen beruht. Wenn es richtig ist, daß Stil der Ausdruck der Persönlichkeit des Schreibenden ist, so läßt der Moll'sche Stil nur einen sehr ungünstigen Rückschluß zu. Er ist unschön und unbeherrscht. Und so ist auch die Psyche des Verfassers, dem Professor Christoph Schröder im Juli-Heft der „Psychischen Studien"[1]) Unwahrheiten in der Abfassung eines Protokolls, auf das er den Vorwurf des Betrugs stützt, einwandfrei nachgewiesen hat. Man fragt sich, ob ein solcher Mann das Recht hat, auf das peinlichste die Protokolle nachzuprüfen, die in okkultistischen Büchern veröffentlicht sind. Das aber tut er. Und hat auf solche Art richtig in dem Schwab'schen Buch „Teleplasma und Telekinese„[2]) die schwache Stelle ausfindig gemacht. Wir werden sehen, daß er sie benutzt hat, trotzdem er über die richtigen Vorgänge inzwischen von vertrauenswürdigster Seite ausreichend informiert war.

Das angegriffene Protokoll lautet folgendermaßen:

„Sitzung vom 11. April 1923.

Anwesend: Frau Vollhart (Medium) und Frl. Vollhart, San. Rat Dr. Bruck, Dr. Vieregge, Dr. Gradenwitz, Rittmeister a. D. Michel, Dr. Sünner. Beginn: 8 Uhr 20 Min., das Zimmer ist verdunkelt, die Jalousie eines Fensters ist aufgestellt, so daß ein geringer Lichtschein von außen einfällt. Vorher war das Nebenzimmer genau untersucht und die Türe zum Korridor abgeschlossen worden. Es herrscht kein Mondschein. Die Silhouetten der gegen die Fenster sitzenden Personen (Dr. Sünner und Dr. Vieregge) können von den Ggenübersitzenden kontrolliert werden. Das Medium sitzt am Kopf des Tisches mit dem Rücken gegen die Tür des untersuchten und verschlossenen Zimmers. Eine gegenüberliegende Tür zum Speisezimmer ist geöffnet. Die Hände des Mediums werden sofort nach Lichtlöschen rechts von Herrn Dr. Bruck und links von Herrn Dr. Sünner festgehalten und auf die Tischplatte aufgepreßt. Neben Dr. Bruck folgen Dr. Gradenwitz, Rittmeister Michel, Frl. V. und Dr. Vieregge, dieser wieder hält die Hand von Dr. Sünner. Die Knie und die Füße des Mediums werden kontrolliert.

Fünf Minuten nach Beginn der Sitzung verspüren die beiden genannten Kontrollpersonen ein feinschlägiges Zittern der Hände, das bald mit zunehmender Erregung des Mediums in eine grobschlägige Erschütterung des ganzen Körpers des Mediums, namentlich der Arme übergeht, wobei das Medium laute Schmerzensäußerungen von sich gibt, derart, daß es unter lautem Stöhnen sich mehrfach vom Stuhle erhebt, wobei die Hände fortwährend gehalten wurden. Dr. Bruck bemerkt 10 Min. nach Beginn der Sitzung (8 Uhr 30 Min.) ein mehrfaches (2—3maliges) Berühren seines linken Oberarmes durch einen leichten Schlag, wie mit einem elastischen Gegenstand, während dagegen Dr. Sünner nichts derartiges wahrnimmt. Das Medium drängt mit Gewalt aus der Zimmerecke rechts,

[1]) Verlag Oswald Mutze, Leipzig.
[2]) Pyramidenverlag, Dr. Schwarz & Co., G. m. b. H.

also von Dr. Bruck fort zu Dr. Sünner links hin und gibt an, dort sei etwas geschehen. Nach 5 Min., also im ganzen 15 Min. nach Beginn, verlangt das Medium dringend, Licht zu machen. Ergebnis: Um den rechten Oberarm von Dr. Sünner und um den linken Oberarm von Dr. Bruck, die also dem Medium benachbart sind, hängt je ein hölzerner, im Durchmesser 28 cm messender, mit Strohband umschlossener Reifen, die bei Nachprüfung vollständig in sich geschlossen sind, und auch mit einiger Kraftanwendung nicht auseinander zu reißen sind. Der Durchmesser des Holzes mißt nach Schätzung ½—¾ cm. Sämtliche Anwesende stellen fest, daß die Hände des Mediums noch festgehalten werden und auf der Tischplatte liegen. Dr. Bruck macht jetzt auf das oben geschilderte, zuvor bemerkte Gefühl des vermeintlichen Aufschlagens eines Gegenstandes aufmerksam. Er läßt feststellen, daß dieses Aufschlagen auch vom Medium in dessen eigenem rechten Oberarm gespürt worden ist, während Dr. Sünner ausdrücklich auf Befragen angibt, nichts von Berührung auf seinem Arm bemerkt zu haben. Das Medium ist sichtlich sehr erschöpft, der Puls beträgt 80 Schläge. Es verlangt Wasser zu trinken.

Nach einer Unterhaltungspause von 10 Min. (8 Uhr 45 Min.) wird mit der Sitzung fortgefahren und das Zimmer verdunkelt. Verhalten des Mediums wie oben geschildert; es stöhnt, ist schreckhaft, zeigt Zittern der Hände usw., bleibt jedoch sitzen. Es äußert dann: Da ist etwa, es liegt etwas auf dem Tisch. Vier Teilnehmer hören Rascheln, auf der Tischplatte liegen kleine Büschel Buchsbaum. Licht wird eingeschaltet. Es wird festgestellt, das der Buchsbaum nicht aus der Wohnung stammt, denn er ist frisch und nicht naß — es steht Buchsbaum zwar an zwei Stellen: in der Diele in einer Vase im Wasser und ein kleines Büschel in dem abgeschlossenen, durchsuchten Zimmer, ebenfalls im Wasser. Auch ist der neue Buchsbaum ganz frisch, während der aus den Vasen genommene bei der geringsten Bewegung entblättert.

Zeit etwa 8 Uhr 55 Min. — Das Licht bleibt jetzt im Nebenzimmer brennen, das Medium stützt die losgelassenen Hände vor die Stirne, plötzlich schreit es auf: „Ich werde wieder gepickt!" — und es wird sofort festgestellt, daß sich auf dem rechten Handrücken eine größere Anzahl kleiner Impressionen wie von Schröpfkopf oder starken Nadeln befinden, von denen etwa vier einen ganz winzigen, frischen Blutaustritt erkennen lassen. Auf Wunsch des Mediums wird wegen Erschöpfung um 9 Uhr 10 Min. Schluß gemacht.

Es wird festgestellt, daß die Reifen aus dem Besitz der Tochter des Mediums stammen, und daß einer von ihnen schon früher bei einer anderen Sitzung in ähnlicher Weise bei Herrn Michel erschienen ist.

Die Reifen hingen zuletzt im Schlafzimmer der Tochter des Mediums an der Wand, waren jedoch seit Sonntag nachts, also seit drei Tagen spurlos verschwunden. Es handelt sich also bei den beiden Phänomen um Apporte, von denen der erste (das Reifenphänomen) in Zusammenhang mit einem vorangegangenen, drei Tage zurückliegenden Export gebracht werden muß, während der Ursprung des apportierten Buchsbaums nicht festgestellt werden kann.

Es wird angefügt, daß die Tochter des Mediums mit diesem am gestrigen Abend über die verschwundenen Reifen im Beisein von Dr. Schwab, anknüpfend an schon früher erfolgte, den Apporten vorausgegangene Exporte z. B. eines Staubtuches (S. 18 ff.) auf die Möglichkeit hinwies, daß die

verschwundenen Ringe in einer späteren Sitzung wieder in Erscheinung treten würden.

Um 10½ Uhr — 2 Stunden nach der Sitzung — kommt Dr. Schwab zur Epikrise.

Puls des Mediums nach 1 Stunde: 64.

Unterschriften: Dr. Bruck, Dr. Gradenwitz, Rittmeister a. D. Michel, Dr. Sünner, Dr. Viereggе, Frl. Vollhart."

Es handelt sich hier also um zwei sog. Apporte und einen Fall von Stigmatisation. Der Verfasser bemerkt, daß sämtliche Teilnehmer sich einstimmig für die Echtheit der beobachteten Phänomen ausgesprochen hätten.

Was sagt nun Moll zu diesem Protokoll? Er setzt mit seinem Angriff bei dem Umstande ein, daß die Hände des Mediums „sofort nach Lichtlöschen" festgehalten worden sind. Er behauptet, daß das Medium „in dem Augenblick, als das Licht gelöscht war, und bevor die Kette gebildet wurde, sich die beiden Reifen über ihre Hände und Handgelenke streifte. Jetzt hatte sie die Reifen auf ihren Armen. Betrachten wir den weiteren Verlauf der Sitzung. Frau V. erhebt sich, Frau V. bekommt Zuckungen im Körper und besonders in den Armen. Dieses Erheben und diese Zuckungen waren die Mittel, deren sich Frau V. bediente, um die Reifen von ihren eigenen Armen auf die Arme der Herren Sünner und Bruck gleiten zu lassen, mit deren Händen sie festgehalten wurde!" Es ist zugegeben, daß hier ein Fehler in der Versuchsanordnung gemacht worden ist. Man hätte erst die Hände des Mediums ergreifen und dann das Licht löschen sollen, wie es übrigens, was Moll verschweigt, sonst, besonders unter Leitung Schwabs, stets geschehen ist. Es fragt sich, wie lange der Augenblick zwischen dem Löschen des Lichts und dem Ergreifen der Hände gedauert hat. Im Protokoll steht „sofort". Es existiert aber noch ein weiteres Protokoll, das Sanitätsrat Bruck für sich persönlich aufgesetzt hat (mitgeteilt im Juliheft der „Psychischen Studien") und das von den übrigen Sitzungsteilnehmern als richtig anerkannt wird. Hier heißt es: „Sofort, d. h. in einer kaum meßbaren Zeitspanne". In einer solchen ist es aber dem Medium zweifellos nicht möglich gewesen, die ihm zugedachte Manipulation auszuführen. Weiter heißt es dann, daß während der ganzen Sitzung die Hände des Mediums auf dem Tisch festgehalten wurden. Diesen wahren Sachverhalt hat Dr. Bruck Moll rechtzeitig vor Drucklegung seines Buches mitgeteilt. Trotzdem übergibt Moll seine „Erklärung" der Oeffentlichkeit. Es bedarf keines weiteren Hinweises, um den Charakter eines solchen Verhaltens zu kennzeichnen.

Zu alledem kommt, daß, wie mir berichtet worden ist, nicht nur das Nebenzimmer, sondern auch das Sitzungszimmer von den Experimentatoren ausgiebig untersucht worden ist. Der Tisch an dem die Reifen hätten hängen können, stand nicht etwa vorbereitet da. Er und die Stühle wurden von den Teilnehmern erst aufgestellt, ohne daß das Medium und seine Tochter auf die Aufstellung irgend welchen Einfluß genommen hätten. Endlich ist im Schwab'schen Buch noch ein weiterer Fall eines solchen Reifenapportes mitgeteilt. Ueber ihn berichtet Regierungsrat Koch, „daß er genau darauf geachtet habe, die Hand der Frau V. zu ergreifen, solange es noch hell war". Hierbei versagt also die Moll'sche „Erklärung". Kurz entschlossen, ersetzt Moll sie für diesen Fall durch eine andere. Er behauptet, daß es einem geschickten Medium möglich sei, eine Hand frei zu

machen, indem es die kontrollierende Hand mit der anderen auf dem Tische verbleibenden in Berührung bringe. Das ist eine ziemlich langwierige Manipulation, besonders wenn man berücksichtigt, daß sie wieder rückgängig gemacht werden muß, um den alten Zustand wieder herzustellen. Und zu ihr sollte ein Medium sich entschließen, auf das ständig eine Anzahl von photographischen Apparaten gerichtet war, deren Blitzlicht jeden Augenblick aufflammen konnte? Ein Umstand übrigens, der lebhaft auch gegen alle sonstigen betrügerischen Manipulationen spricht.

So schwach sind Molls Argumente. Trotzdem scheut er sich nicht, zu sagen, daß Frau B. sich eines „plumpen Tricks" schuldig gemacht habe. Er nennt alle Medien Betrüger, wobei er allerdings einschränkend bemerkt, es „sei dieses Wort nicht im juristischen oder ethischen Sinne aufgefaßt. Vielfach handelte es sich nur um einen Ulk, den Medien besonders gern mit „gebildeten Personen" treiben, wobei es ihnen offenbar einen besonderen Reiz gewährt, Akademiker, Adlige und sonst Personen aus der „besseren Klasse" gründlich zu düpieren." Nun gehört aber Frau Vollhart selbst den gebildeten Ständen an. Es ist schlechterdings unerfindlich, welchen Grund sie haben sollte, zu „betrügen". Der von Moll angegebene kann es nicht sein. Welcher also?

Man muß einmal in der Familie Vollhart, wie ich, längere Zeit verkehrt, muß die Atmosphäre des Hauses, das ganze Milieu kennen gelernt haben, um zu wissen, wie lächerlich Molls Insinuationen sind. Es handelt sich um überaus rechtschaffene, bürgerlich tüchtige und solide Menschen, denen ein Betrug einfach ein Greuel wäre. Frau Vollhart drängt sich auch garnicht zu den Sitzungen, vielmehr ist sie, auch jetzt noch, sehr schwer dazu zu bringen, da sie unter den Erscheinungen körperlich und seelisch leidet. Und eine solche Frau sollte einen albernen Ulk mit den Männern treiben, mit denen sie wissenschaftlich arbeitet, mit denen sie so freundschaftlich verkehrt? Es ist traurig, daß sie in aller Oeffenlichkeit den Angriffen eines tendenziös arbeitenden Schriftstellers ausgesetzt ist, sie, die keinerlei weiteren Erfolg ihrer Arbeit hat — insbesondere keinen pekuniären! — als den eines guten Gewissens. Dieses wenigstens wird man ihr nicht rauben können!"

# Der Spielplan des Kulturtheaters

Von Franz Graetzer

Innerhalb Deutschlands wird heute nirgends so gut Theater gespielt wie in Berlin, soweit es von einem Dutzend Einzeldarsteller abhängt; aber innerhalb Deutschlands wird heute nirgends so unverantwortlich schlecht Theater gespielt wie in Berlin, wofern die Gesamthaltung der Bühnen, der Leistungdurchschnitt, kurz: wofern all Das entscheidend gewertet wird, was das Gepräge einer Theaterkultur bestimmt. Den Spielplan nämlich bedingt in Berlin nicht, was einzig ihn bedingen soll (und gerade dort, seit der Umschichtung in eine Vergnügungfreudigkeit um jeden Preis, hätte bedingen dürfen): dramaturgische Einsicht, bedient von administrativer und organisatorischer Rücksicht; sondern die Buntheit oder Einfarbigkeit des theatralischen Speisenzettels veranlassen Faktoren, die, ohne Weiteres, als der Theaterkultur abträglich zu beurteilen sind: Sensa-

tionalsmus und Starkult. Nicht durch einen Mangel an — künstlerischen und wirtschaftlichen — Mitteln und Kräften, sondern ausschließlich infolge eines vollkommenen Versagens nach der Seite des geistigen Bekenntnisses hin, ist der Hauptstadt die Führung im deutschen Theaterleben abhanden gekommen, und fast unterschiedslos haben sich gerade die vordem führenden Bühnen in Allem überholen lassen, was eben jene Fähigkeit und jenes Vermögen betrifft, Farbe (die Farbenfülle sein darf!) zu bekennen. Kennzeichnenderweise ist die Führung an die „Provinz" übergegangen, die, ganz bewußt, den Losungsruf „Los von Berlin!" in die selbständige Tat umsetzt und sich ebenso frei hält von schaler Rückwärtserei wie von einer blind vorwärtsstürzenden Aktualitätsucht.

„Nur von der Provinz kann die Genesung ausgehen": Das hat gerade auch Herbert Ihering, in dem der revolutionär gerichtete Nachwuchs des Theaters seinen geistigen Führer, seinen Programmatiker, erblickt, längst betont. Es ist ja auch keineswegs wahr, daß die Besuchermasse ausschließlich den Schund fordere, selbst daß sie ihn bevorzuge: Allenthalben hat eine gesunde Auswertung des heute unumgänglichen theaterpolitischen Leitgedankens vom Ausbau und von der Pflege der Konsumentenorganisationen Beweise des Gegenteils geliefert. Klassische Werke, die früher allenfalls eine abendliche Erstaufführung und ein paar Nachmittags-Schülervorstellungen ermöglichten, sind, dank gedeihlicher Zusammenarbeit mit großen Besucherverbänden, zu Serienfolgen geführt worden, wie sie sonst nur leibhaftigen Tanzoperetten beschieden zu sein pflegen. Und aus eigener Erfahrung kann ich den Tatsachennachweis beisteuern, daß auf diesem Weg sogar unbekannten, keinesfalls sonderlich eingänglichen Dramen neuer, unbewährter Dichter eine stattliche Anzahl von Wiederholungen zu sichern war. Worauf es ankommt: Das ist lediglich die Fähigkeit, den Kunstwillen der Besuchermenge in die als recht erkannte Bahn zu lenken. Zielklarheit und unverrückbare Zieltreue. Das Experiment um des Experimentes willen auszuschalten; für die Idee, nicht für die alltägliche Reklamenotiz, zu wirken; auf eine kunsthungrige Gesamtheit, nicht auf Mob und Snob, den den Blick einzustellen: die Pflichten des Kulturtheaters.

Der Weg, der zu ihrer Erfüllung leitet, ist die besonnene Politik des Möglichen: Anpassung an die jeweils vorhandenen Mittel und Kräfte. In diesem Sinn sind alle Spielplanentwürfe vom grünen Tisch so völlig wertlos; und müssen, notwendig, in die Enttäuschung einmünden lassen, die dann aus uneingelösten, weil von vornherein uneinlösbaren, Versprechungen erwächst.

Ein Spielplan nun, bis ins Einzelne aufgebaut vor gründlicher Kenntnis des gesamten darstellenden Personals, vor sicherer Vertrautheit mit allen einschlägigen Stimmungfaktoren, müßte die Bühnenleitung unbedingt vor den Konflikt stellen: entweder jene aus unerfüllten Verheißungen keimende Enttäuschung zu schaffen, oder aber, nur um am einmal festgelegten Wortlaut festzuhalten, durch eine — wegen nachträglich erkannter Unzulänglichkeit der Mittel — mangelhafte Einlösung des Versprechens zu enttäuschen. So ist es redlicher und zugleich klüger, vor dem Beginn einer neuen Spielzeit, vollends vor der Uebernahme eines Theaters durch eine neue Leitung, lediglich die allgemeinen Richtlinien anzugeben, die den Spielplan bestimmen sollen, und dessen Ausbau bis in Einzelne erst im Lauf der Zeit festzulegen; was das erste Jahr dann nicht bringen kann.

dem zweiten oder dritten zu überantworten, das die bessere Rüstung für dieses oder jenes Ziel erlaubt.

Verhältnismäßig leicht ist zu umreißen, was in einem dergestalt arbeitenden Kulturtheater als Aufgabe der Oper zu gelten hat. Sie gliedert sich dreifach: Pflege der Spieloper mit besonderer Bevorzugung klassischer deutscher Vertreter, wie sie sich etwa in Flotow, Nicolai, dem Gesamtschaffen Lortzings darstellen und bei Mozart ihre Vollendung erreichen; Pflege der italienischen belcanto-Oper, die im Werk Verdis gipfelt; Pflege des neuen Musikdramas, das, in jeglichem Verismus, von Richard Wagner seinen Ausgang nimmt. Beethovens „Fidelio", diesen kostbaren Einzelgänger, nicht zu vernachlässigen, ist dann eine Selbstverständlichkeit, und auf der anderen Seite wird kein Einsichtiger an einem Werk von der Sonderstellung der „Carmen" vorübergehen. Das Experiment, sei es Ausgrabung von abseitig Verschollenem, sei es Vorstoß in Neuland, darf zu seinem Recht noch genugsam gelangen, nachdem solche Hauptaufgaben bewältigt sind.

Im klassischen Schauspiel steht Shakespeare obenan, und mindestens sollte je ein Meisterwerk jeweils den dämonischen und den harmonischen Shakespeare vorstellen, den reifen Tragiker also und den plastischen Melodiker der weisen Komödien. Aehnlich wird bei Goethe und Schiller darauf zu halten sein, daß ebensowohl ihr fruchtträchtiger Sturm und Drang wie ihre streng klassizistische Ernte gezeigt werde. Kleist und Hebbel, Grillparzer und der noch immer nicht gebührend gepflegte Calderon gehören weiterhin hier in den Eisernen Bestand.

Auf dem Gebiete des neuzeitlichen Schauspiels ist es besonders wichtig, daß organisch aufgebaut, nicht radikal Werk auf Werk herausgeworfen werde. Wertlos wäre es hier, einer Hörerschaft, die etwa Wedekind noch nicht kennt, voreilig den Satiriker Sternheim zu bieten; sinnlos, Menschen, die nicht bereits den Weg des deutschen Dramas durch den gesamten Impressionismus laufen sahen, unvermittelt mit expressionistischen Wildheiten zu verschrecken. Vielmehr muß eine Kette, möglichst allgemein gerichtet, Werke umschließen, die auf verschiedenen Straßen die Auseinandersetzung der neuen Generation mit den geistigen und sittlichen Zeitproblemen formen: vom Individualismus der Aelteren bis in die neue Sozialität und den immer stärker ins Christliche geklärten Opferwillen der Jüngsten. Strindberg, der — endlich — als schlechthin unerschöpflich in sein Urrecht Eingesetzte, und Tolstoi haben, als Anreger des deutschen Verismus, Ibsen zu verdrängen begonnen, und tatsächlich sind gerade sie beide auch die Ahnen jeglicher jüngsten Bekennerschaft.

Diese selbst soll keineswegs verbannt sein, sondern jedem aufdrängenden Wert mag Gehör gegeben werden. Was aber Ferdinand Gregori einmal, in durchaus richtiger Bewertung einer modischen Ausartung, als „Uraufführungen-Jagd" geißelte, gehört nicht in den Pflichtkreis des Kulturtheaters, das in der Wahl seiner Uraufführungen, das Experiment als Selbstzweck meidend, auf besondere Wesenhaftigkeit unbekannter Werke zu achten hat. Im Lustspiel und Schwank soll die Absicht, angenehm zu unterhalten, anerkannt und gefördert werden, soweit die Ausführung nicht unter ein gewisses Niveau taucht. Von der feinen Gesellschaftkomödie bis zur derben Verwechselungposse dehnt sich die Spannweite. Das Mindestniveau zu wahren, ist selbst ein Operettenspielplan durchaus imstande, und zwar durch eine Bevorzugung der anmutigen, rein erfreulichen Gesangsoperette

von der in bare Zotigkeit ausartenden neuberliniſchen Tanzpoſſe. Dieſe Bevorzugung zeigt ſich einerſeits in einer Pflege der klaſſiſchen Operette, anderſeits in der Auswahl innerhalb der modernen Produktion, ſoweit dieſe wiederum auf eine der Klaſſizität bereits angenäherte Art hinſteuern will.

Der Geſamtſpielplan eines auf gemiſchtes Repertoire geſtellten Theaters braucht eben eine erhebliche Reichweite, um dann unter den Vielen Jedem Etwas bringen zu können; daß dieſes „Etwas" das jeweils Beſte ſei, iſt das Ziel des Kulturtheaters, das ſich eben vom Geſchäftstheater durch ſtetige Wahrung der Qualität zu unterſcheiden hat.

# Expreſſionismus

## Kunſt oder Mode?

Von Profeſſor Dr. Fritz Zadow

Vor nicht allzulanger Zeit noch in aller Munde, mit hellem Spott, Verwunderung oder Kopfſchütteln aufgenommen, nur von einigen wenigen mit ſeltener Hartnäckigkeit verteidigt, hat der Expreſſionismus an Zeitintereſſe verloren oder gar ſchon die erſtarrte Gebärde des „Überwundenen" angenommen. Da m. E. das eigentliche Weſen des Impreſſionismus in weiteſten Kreiſen völlig verkannt worden iſt, erſcheint es vielleicht, nachdem heute die nötige Diſtanz zu dem Gegenſtande gewonnen iſt, angebracht, dieſem Kunſtwollen eine objektive Würdigung zu teil werden zu laſſen.

Man hat den Expreſſionismus als „Mode" bezeichnet und ihn als der bizarren Laune oder abnorme Veranlagung einiger Umſtürzler entſprungen hingeſtellt. Dieſe allgemein verbreitete Anſicht iſt berechtigt, wenn ſie in der einſeitigen Relation auf die ſpäteren Werke des Expreſſionismus gefaßt iſt; ſie iſt aber irrig, wenn ſie die Anfänge und Hauptſchöpfungen des Expreſſionismus und ſeine beſtimmten Grundſätze überhaupt in derſelben Weiſe abtun zu können glaubt. Wie in jeder angehenden Kunſtepoche gab es auch hier eine große Anzahl von Mitläufern, die ſich in hochtrabend pathetiſcher Gebärdung als Vertreter des „jungen Geſchlechts" ausgaben und auf Grund dieſes Privilegs durch abſtoßende Verworrenheit im maleriſchen Vortrag und Vorwurf Urerlebniskraft und myſtiſche Weltverlorenheit vortäuſchen zu können glaubten. So hat das Wort Expreſſionismus häßliche Nebenklänge und Vorſtellungswerte gewonnen, iſt zum Schlagwort geworden und angeſichts der Revolutionszeitaltern eignen Vorliebe für Schlagworte immer ſtärker vulgäriſiert worden.

Seine Entſtehung verdankt das Wort der bewußten Gegenſätzlichkeit zu dem Impreſſionismus, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich als neue Kunſtform geſchaffen wurde. Der Impreſſionismus hatte den Grundſatz der Freilichtmalerei und der möglichſt getreuen Naturwiedergabe, Erfaſſung des Flüchtigen, Impreſſionenhaften, der tranſitoriſchen Bewegung und der feinſten Abſtufungen der verſchwimmenden und verſchwebenden Lichttöne. Alles Flächige wurde ver-

mieden, feste Umrisse und Linien aufgelöst. Dies erforderte eine besondere malerische Sehgewohnheit und Vorstellung einer bestimmten Bildform, in der die Gesamterscheinung aufging. Treffend nennt Justi diese Bildform: „Einheit der zerlegten Farbe und des flimmernden Lichtes." Aber schon bei den namhaften Vertretern des Impressionismus selbst finden wir Ansätze zu Gegenbestrebungen, vor allen bei Cézanne, der zu klarer Raumgestaltung und Inbeziehungsetzung der Teile des Bildganzen schreitet, wie wir es bei dem Kubismus in extremster Form sehen. Tiefere Differenzierungen beobachten wir bei van Gogh und Edvard Munch; seelische Erlebniswerte finden Eingang in das Bild, Fläche und Linie treten wieder hervor. So vorbereitet löste sich vor etwa zehn Jahren das Kunstschaffen der Richtungen aus, die wir unter Expressionismus zusammenzufassen gewohnt sind. Im Grunde brachte er nichts Neues; denn er hat eine stattliche Reihe von Vorfahren, von denen außer den oben erwähnten noch Matthias Grünewald (16. Jahrhundert) und Kaspar David Friedrich († 1840) genannt seien. Besonders stark ist die Bindung mit der Gegenwart bei Grünewald, wo neben ergreifender Seelenhaftigkeit eine nicht unbeträchtliche Veränderung von Form- und Farbwerten zu erkennen ist. Damit sind schon zwei der wesentlichsten Grundsätze der expressionistischen Kunst genannt, die alle unter diese Kategorie fallenden Richtungen trotz mannigfaltiger Abweichungen gemeinsam haben: Vorstellung anstatt der Anschauung des Impressionismus, seelische Ausdruckskraft anstelle des ästhetischen Eindrucks, zum anderen Schaffung einer eigenen rhythmischen Bildform. Es ist daher falsch zu sagen, der Expressionismus strebe die Auflösung jedes Formhaften an; er negiert zwar die Form des tatsächlich Gegebenen, betrachtet keineswegs in der „Richtigkeit" der Darstellung seine Aufgabe, schafft aber dafür eine neue gesetzmäßige Bildform, die die feinste Ausdrucksmöglichkeit für seelische Werte bietet.

Der Expressionismus wirkt anfangs befremdend, weil er mit der elementaren Wucht einer Naturkraft hervorgebrochen, in stöhnender Werdenot geboren ist. Es ist der erschütternde Schrei der Seele, die Befreiung anstrebt aus einer mechanistischen Epoche, die dem Prinzip der absoluten Utilitarität und Zweckhaftigkeit huldigte. Immer wird daher der Expressionismus dem erdgebundenen nüchternen Alltagsmenschen unverständlich sein und nur Menschen von starker Innerlichkeit werden ein Verständnis für die Schöpfungen expressionistischer Malkunst aufbringen. Nie darf man an ein derartiges Bild den Maßstab der realen Verhältnisse anlegen. Am stärksten offenbart sich die Entfernung von der Wirklichkeit bei den Kubisten, die infolge ihres abstrakten Konstruktionswillens und ihrer kühlen Sachlichkeit nur einen geringen Anspruch auf Kunst machen können, es fehlt ihnen die Notwendigkeit und das Visionäre einer gottunmittelbaren Intuition. Ihre Kunst ist ein Durchgangsstadium, nur der Ausbildung des Formschöpfungsvermögens dienend.

Unter den eigentlichen Expressionisten seien besonders Nolde, Pechstein, Heckel, Schmidt-Rottluff und Kokoschka hervorgehoben; von letzterem ist vor kurzem eine Folge von zehn Zeichnungen in Lichtdruck bei Ed. Strache-Wien erschienen, „Variationen über ein Thema" benannt, die das typisch Expressionistische und Persönliche seiner Kunst in charak-

terischer Form zeigen. Es sind Portraitskizzen, die auf den ersten Blick impressionistisch erscheinen, weil alle Regelmäßigkeit der Form in einer Menge von Linien und Strichen aufgelöst ist. Bei näherem Hinschauen indessen läßt sich der besondere Gehalt der Zeichnungen erkennen: Über das rein Impressionistische hinaus, ist der Künstler zur Darstellung allerstärkster Empfindungs-und Gefühlsgrade gelangt; seine ungebrochene und tiefe Schaffenskraft hat ihn befähigt, alles Seelische, alle Schwingungen des Lebens- und Ichgefühls visuell zum Ausdruck zu bringen. Die Form ist kaum faßbar, so stark und so reich sind alle Inhaltswerte.

Der Grad der Erregtheit, den wir in den Bildern der übrigen obengenannten Expressionisten finden, ist heute im Verklingen; eine mehr oder minder starke Realitätsbindung kehrt wieder hervor. Geblieben aber ist die Betonung des Seelischen, die Ablehnung der inhaltlosen Form. Und wenn auch die Zahl derer, die dem Expressionismus aus Lebensschwäche und Unfähigkeit huldigen oder in ihm ein Mittel sehen, Perversitäten darzustellen, eine nicht geringe ist: die Werke der wahren Vorkämpfer der expressionistischen Richtung bleiben davon unberührt. Mag man vielen von ihnen das Können absprechen — ehrliches Wollen muß man ihnen zubilligen.

# Das Elend der Wolga-Deutschen

Von A. R. Brünner

Für die Deutschen Rußlands ist der kritische Augenblick hereingebrochen, der Augenblick, der über das Sein oder Nichtsein der Kultur und Wirtschaft der deutschen Bevölkerung in Rußland entscheidend ist. Die Unterdrückung der Deutschen zur Zeit des zaristischen Regimes, die während des imperialistischen Krieges ihren Höhepunkt erreichte, hatte der deutschen Kultur und Wirtschaft den ersten empfindlichen Schlag versetzt. Die deutsche Sprache, deren sich 4 Millionen russischer Staatsbürger bedienten, war verpönt. Die Schulen wurden gesperrt, die Kinder zur Unkultur verdammt, die Zeitungen wurden geschlossen und mindestens 2 Millionen deutscher Bauern waren zur Zeichensprache verurteilt, denn sie beherrschten keine andere Sprache, als die verdammte. Die barbarischen Ansiedlungsgesetze der Regierung und Militärbehörden jagten die Kolonisten über Nacht von ihrer Scholle, stellten sie einem ungewissen Schicksal anheim, trieben sie von Polen bis tief in die fernen Eiswüsten Sibiriens.

Die Revolution brach an, die Ausnahmegesetze fielen, aber die Revolution zeugte den Bruderkrieg mit all seinen Schrecken. Die Deutschen litten abermals in der furchtbarsten Weise, denn die meisten ihrer Ansiedlungen lagen auf der Wahlstatt des Bruderkrieges. Nach dem Bruderkriege folgte das Banditentum und wieder mußten die deutschen Kolonisten bluten. Es kam die Mißernte des Jahres 1921, Hunger, Seuche und Tod und ein grausames Schicksal wollte es wieder, daß die meisten deutschen Gehöfte in den Hungergebieten lagen.

Was von der einst blühenden Kultur und Wirtschaft der deutschen Kolonisten in Rußland blieb, ist wenig oder gar nichts. Doch der deut-

sche Kolonist ließ den Mut nicht sinken und nahm in zäher Energie den Kampf mit dem Tode, dem Hunger auf und unter Anspannung aller physischen und geistigen Kräfte leistet er dem drängenden kulturellen und wirtschaftlichen Verfall Widerstand.

In der furchtbaren Not hat aber der deutsche Kolonist den Wert der Solidarität kennen gelernt, hat begriffen, daß nur die einheitliche Zusammenfassung aller Kräfte die allgemeine Not besiegen kann. Und die auf dem ungeheuren Gebiet Rußlands verstreut liegenden deutschen Kolonien begannen sich zu regen. An allen Ecken und Enden schossen deutsche Kultur- und Wirtschaftsorganisationen hervor, die alle das Bestreben haben, sich einheitlich zusammenzuschließen.

Die Beratung im Sommer 1922 bildete den ersten Versuch der Zusammenschließung aller Deutschen, die auf den Territorien der Sowjetrepubliken leben. Das Eis ist gebrochen, der Grundstein gelegt; denn, wenn auch die Beteiligung an der Beratung nicht zahlreich war, so bewiesen die Schreiben aus allen Gebieten, daß der Wunsch zur Organisation und Vereinigung vorhanden war. Delegierte konnten die Gebiete nicht senden, denn es fehlte an Mitteln. Die Beratung appelliert daher an alle Stammesgenossen des In- und Auslandes, das begonnene große Werk zu unterstützen und zu fördern.

Damals wurde viel von den in der Heimat als auch in Amerika wohnenden Deutschen für die Bewohner des Hungergebietes getan. Nunmehr setzte im Sommer 1924 eine ähnliche Katastrophe ein. Auf eine leidliche Herbstaussaat war wenig Hoffnung, da es schon sehr an Arbeitsvieh fehlte und gar kein Samen vorhanden war. Die paar Pfund, die man geerntet hatte, waren im Laufe eines Monats durchweg verzehrt, und an rechtzeitige Zustellung von Samenfrucht aus anderen Gegenden glaubte kein Mensch. Die Arbeitspferde waren so rar geworden, daß man sie in vielen Dörfern an den Fingern herzählen konnte. Und die nachgebliebenen hatten sich von altem Dachfackelstroh genährt und waren so abgemagert, daß man auch mit ihnen nicht arbeiten konnte, zumal auch gar kein Futter da war und die Samenfrucht noch von den Bahnstationen beigeholt werden mußte. Da mußten denn Kühe, Handkarren, ja der eigene Rücken des ausgehungerten und abgehärmten Wolgakolonisten herhalten. Auf den Landstraßen des Wolgagebietes wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen im Frühling bei den ersten Sonnenstrahlen. Und der Same wurde auf den Platz gebracht und auch unter die Erde geschafft. Daß viele, die gar kein Vieh mehr hatten, ganze zwei, drei Desjätinen mit dem Spaten umgegraben haben, ist Tatsache.

Die Witterung war in diesem Frühjahr durchaus günstig. Es gab von Anfang der Ackerei an so viel Futter auf der Steppe, daß das arme Vieh nicht nur ohne Stallfutter arbeiten konnte, sondern sich auch noch herausfütterte. Noch mehr als das. Im Mai konnte man bereits Steppenheu mähen. Ueberall, wo man ging oder stand, konnte man die Sense anlegen und mähen bis hinaus aufs Ende der Grenze. Leider aber waren nicht nur die Pferde und Mähmaschinen verlebt, sodern auch die Sensen, und die Menschen waren so entkräftet, daß über die Hälfte des schönen Steppenheues verloren ging. Doch wurde dennoch so viel gemacht, daß es bei manchem übrigen Bauer für das wenige Vieh auf zwei, drei Jahre reichte. Das Getreide gedieh sogar da, wo es nicht gesät war.

Der vorjährige Roggen, der Dotter-Oelsame, die Sonnenblumen, die in jenem Jahre gar nicht aufgegangen waren, gediehen dieses Jahr ebenso, wie das frisch gesäte. Dabei regnete es öfters bis Anfang Juni, da fiel Dürre und Hitze ein, und in zwei Wochen war die Hoffnung auf eine gute Ernte zu nichte. Der Weizen war fast allerorten ganz verbrannt, sodaß er selten bis 20 Pud von der Desjätine ausgab. Er gab stellenweise nicht einmal die Saat. Im ganzen war das Ernteergebnis dahin zu bestimmen, daß ein kleiner Teil der Kolonien sein Brot geerntet hatte; der größere Teil reichte mit seinem Brot, wenn er nicht abzugeben brauchte nur kurze Zeit. Ein nicht geringer Teil aber mußte unbedingt ohne Unterbrechung weiter unterstützt werden, in der Weise wie das die ARA tat. Also haben die Wolga-Deutschen numehr ihr viertes Notjahr. Um nun den Leuten weiter zu helfen, ist nicht bloß Brot, sondern auch Kleider und Schuhwerk schreiend nötig. Ganz besonders nötig sind aber Pferde und landwirtschaftliche Maschinen. Denn hätten unsere Bauern ihr Vieh und Inventar noch gehabt, so würden sie dies Jahr auch ihr Brot geerntet haben, trotz des ungünstigen Umschlages der Witterung. Es wird nun oft Klage geführt, unser Volk verderbe sittlich durch die wiederholte Beschenkung. Selbstredend wäre es auch dort jedem einzelnen lieber, wenn er nicht die Hand nach einem dargereichten Bissen auszustrecken brauchte. Aber anders geht es nicht. Dann mag es angeblich infolge der Beschenkung eingerissenen Untätigkeit so schlimm nicht stehen, wie Krakeeler behaupten, denn bei Reisen durch die Kolonien kann man sich überzeugen, daß unser Volk von seiner früheren Strebsamkeit und seinem Fleiß nichts eingebüßt hat. Würde sich aber ein Weg finden lassen, daß man die Verabreichung von Kleidern, Schuhwerk wieder herzustellendem lebenden und toten Inventar der Landwirtschaften gegen Abzahlung in Noten, also auf Kredit, einleiten kann, so ist das zu begrüßen. Vielleicht könnte dies auf kooperativem Wege geschehen. Es gibt ja dort allerorten Konsumvereine und landwirtschaftliche Kooperative. Wenn da unsere lieben Freunde in Nordamerika durch Vermittlung des Vereins der Wolgadeutschen und der Kolonistenbank in Berlin als Finanzapparat unserem durch elementarisches Elend ruinierten Volke wieder auf die Beine helfen könnte, würden sie ein großes Werk tun, und nach, zwei, drei Jahren könnten sie ihr vorgestrecktes Geld mit Prozenten wieder zurück haben. Jeder könnte, wenn nicht in diesem, dann im nächsten Herbst Kleidung, Schuhe, ein Pferd oder eine Erntemaschine leicht bezahlen, wenn er sie im Laufe dieses Winters geborgt bekäme. Dann hätte er doch das Selbstgefühl, kein Almosen, kein Bettelbrot, sondern von hilfreicher Bruderhand geliehenes, vorgestrecktes Geld empfangen zu haben. Und die bisherigen Wohltäter könnten durch Veräußerung in natura gelieferter Abzahlungen ihren Schweißgroschen, der ihnen ja selbst so sauer geworden ist, wieder zurückerhalten und für etwa später kommende eigene schwere Tage aufbewahren. Sollte sich in diesem Sinne nicht etwas machen lassen? Man wolle eins nicht vergessen: Es ist dringend weitere Hilfe nötig. Läßt es sich nicht auf Kredit tun, so muß es schenkweise geschehen.

# Das Zimmer

Von Hugo Marcus

In dieser Gasse muß ich wohnen! dachte Heinrich seltsam ergriffen. Die Häuser standen da dunkel und schwälend und himmellos, mit kleinen bedrückten Fenstern. Aber vom Boden her sandten die Hausgärtchen seltsame Rosenseligkeit. In dieser grauen Enge blühen Blumen in Fülle — also muß zu anderen Stunden die Sonne hier scheinen! dachte Heinrich. Zudem quaderte da gegenüber die riesige Mauer ohne Eingang, wie Plattform eines Turmes. Ueber die Mauer ragten in den weiten, endlosen Himmel nur zwei Bäume. Der eine streckte seine Arme ins Unbekannte mit der Gebärde unsäglicher Klage — worüber wohl? — und glich einer Gestalt aus der Grablegung Christi. Auch der andere Baum, eine Akazie, hob die Arme: aber es däuchte Heinrich, mit südlicher Süße. Er griff in die Luft, um zu umarmen. Wen?

Kurzum, man mußte gegenüber wohnen, um von den Fenstern hinabzuschauen in jenen Garten, dessen Geheimnis steinern verschlossen lag und bewacht. In dem Spalt aber, der am Ende der Gasse erschien, zwischen Häuserfront und Gartenmauer, da stürmte auf edler Treppe das Museum gen Himmel an und auf dem Museumsdach trug ein Hermes diesen Himmel geradezu in beiden offenen Armen. Ferne Phantasmagorie heiligen Griechenlands blickte in die enge Gasse hinein. Heinrich wußte: hinter jenen Säulenstellungen hingen die berühmtesten Bilder der Welt. Und: so dicht neben den Bildern wohnen, war es nicht ein Wagnis? Sollte man sich in den heiligen Bezirk des Tempels drängen mit seinem täglichen Leben? Vergessen wir das Heilige nicht allzu leicht aus allzu dichter Nähe? Aber eben dies lockte ihn als seine Aufgabe: er wollte versuchen, den Heiligtümern nahe zu bleiben und dennoch ihrer zu jeder Stunde bewußt.

Dunkle Gassen, Blumen, Gartenmauer, wehklagende Bäume; dahinter das Elysium der Bilder! Heinrich nahm das Zimmer im zweiten Stock. Dieses Zimmer, das einzige freie, blickte nicht auf den Garten. Der Garten blieb Geheimnis. Aber er wohnte in seiner Nähe. Er arbeitete für die Prüfung. Wollte er ermatten, so dachte er: unbekannte Gärten sind mein! Oder auch nur: unbekannte Gärten sind! Oder: Gärten sind, sind da, sind auf der Welt, auch die, die ich nie sehen werde. Die Vorstellung erfrischte ihn.

Eines Morgens befiel es Heinrich: Ich habe den Schlüssel nicht zu meiner eigenen Brust. Aber dort, in dieser Stadt gibt es ein Gemälde, in einer andern eine Statue, in einer dritten eine Straßenbiegung, in einer vierten einen Bergblick, der kann mich aufschließen. Und also liegen in verschiedenen Städten verstreut die Schlüssel zu meinem eigenen Wesen. In ganz Deutschland, in der ganzen Welt verstreut, liegen die Schlüssel zum Herzen eines nichtigen jungen Studenten. Man muß die Welt durchziehen und sich die Schlüssel zu sich selbst einzeln zusammenlesen. — — Mit Herzklopfen betrat Heinrich das Allerheiligste des Museums, die Tribuna, wo zehn weltberühmte Werke, Höhepunkte aller Länder und Zeiten, vereinigt hingen. Gab es dort einen Schlüssel für seine Seele? Er verweilte lange. Er ließ es sich nicht verdrießen, auf die Ansprache der großen Kunstwerke zu warten. Aber er mußte sich schließlich bekennen,

daß er unberührt, leer, fühllos gehen würde, wie er gekommen war. Ja, er empfand Ermüdung bei so vieler Sanftmut so vieler Madonnen, die einander alle so sehr glichen. Raphael und Tizian, Coreggio und Murillo hatten sich umsonst bemüht, ihn zu beschenken, und standen ermattet beiseite, während er tief versonnen dem Rätsel nachspürte, daß so gewaltige Anstrengungen so großer Meister so wenig Glück auf ihn ausströmten. Alle diese Werke galten doch seit undenklichen Generationen als Fackeln höchster Gefühle. Heinrich sah den anbetenden Zug der Jahrhunderte. Aber er selbst war ausgeschlossen, ausgestoßen. Was allen sprach, ihm sprach es nicht!

Als er dann heimbog in seine Straße, da begegnete ihm Isott von Behringer, die junge Sängerin, die jenes Zimmer im obersten Stock bewohnte, das er gern gemietet hätte, weil es den Blick in den Garten und das Gartengeheimnis haben mußte. Isott von Behringer eilte an ihm vorbei und schnellte die Treppe hinauf. Er sah ihr nach und fühlte eine ferne Freundschaft für sie. Ja, so machte er es auch gern. Sich-schnellen, als wäre Treppensteigen nicht eine Zweckhandlung, sondern etwas Frohes, Helles. „Wie ein fliegender Fisch" nannte er es bei sich. Aber doch bedeutete diese Handlung bei Isott ersichtlich noch anderes, als bei ihm. Es war bei ihr die Daseinsfreude selbst, die alle, auch die kleinsten Dinge, ins Helle, in den Ueberfluß rückte. Er dagegen, er liebte diese kleinen Spiele wie den Treppensprung, weil er es ja seit langem schon dumpf empfunden hatte, was ihm heute noch deutlicher geworden war: diese, die kleinen, versteckten Glücke, Schönheiten, Reize sind alles, sind das Einzige. Die laut gepriesenen, großen Freuden dagegen versagen.

Woher kam er? Aus dem berühmtesten Raum des hauptstädtischen Museums. War er glücklich gewesen? Hatte er die Augen voll getrunken? Nein, er war müde. Müde von Madonnenbildern. Aber jenes Schreiten Isotts, wie sie, zugleich ein junges Menschenkind, die Treppe emporglitt und, heimlich daneben eine Pflanze, sichtbar dem Lichte entgegenwuchs ins Helle und immer Hellere — eine Pflanze, deren Glück das Wachsen selbst war, — das beschenkte ihn beflügelnd und verheißend. Man rühmt die Madonnen, dachte er. Aber sie machen mich nicht himmelsgläubig. Niemand rühmt Isotts Aufschwung. Aber er macht mich welt- und lebensgläubig. Bin ich blind, wo alle sehen und sehend, wo alle blind sind? Paläste lassen mich kalt. Aber Winkel und Zäune reden mir. Warum wird dieser Moment, wo Isott sich die Treppe emporschnellt, nicht weltberühmt und so gefeiert wie Madonnengesichter? Wieviele unbekannte Stufen ersteigen in dieser Stunde unzählige, unbekannte, junge Menschen mit demselben Aufschwung! Wieviel Licht kommt von so viel Bewegung und Erhebung Steigender in die Welt! Und niemand sieht es. Es gibt überhaupt unzählige schöne und flüchtige Bewegungen in der Welt, die niemand sieht. Das alles ist da, aber für keinen.

Isott von Behringer steigt ein Treppe hinauf, und es ist nicht Zweckhandlung, sondern Lichtzuwachs. Ach, Aufgabe aller Jugend: jede Zweckhandlung in Lichtzuwachs zu verwandeln. Mir scheint, bei Isott ist Jegliches Vorwand, was sie tut. Denn sie tut mit allem, was sie tut, viel mehr als sie selbst weiß: etwas Alltägliches und daneben etwas Feiertägliches. Ich leite von ihr ein Gebot für die neue Jugend ab, die ich suche: Jede Handlung, die ein junger Mensch tut, sei zugleich ein Realismus und eine Religion.

Mädchenaugen sind dazu da, um an Seen zu erinnern, sagte sich Heinrich. Und dann beschloß er: Ich werde heute zum großen, ruhigen Auge im Walde wallfahrten! Dies war seine Art, gegen Isott von Behringer freundliche Gefühle zu manifestieren: daß er zum Waldsee lief, drei Stunden von dem Hause fort, darin sie beide wohnten. Als er wiederkam, sah er einen Zettel am Eingang des Hauses: „Zimmer im vierten Stock zu vermieten!" Ein Zimmer hoch oben mit Fenstern nach allen Windrichtungen stand vor seinem inneren Auge. In solch einem Zimmer gibt es immer ein Fenster, darin der Wind steht. Oder man öffnet alle Fenster, daß Sturm im Zmmer wird, auch wenn draußen die Luft still an der Kette liegt. Das Klingen in der Luft darf nie verstummen in diesem Raum. Ich muß in einem Turme wohnen!

Er sah alles vor sich: Wie der Wind seine Papiere plötzlich aufspringen macht, leben macht! Tote Dinge bekommen plötzlich Seele, bäumen sich auf, fallen wieder in sich zusammen, legen sich nieder. Stille ist. Das tut der Wind. Unter der Sonnenwärme aber kochen, duften, bekennen sich alle Gegenstände des Raumes: Tintenfaß, Papier, Tisch, Bank, Schrank. Alle duften stärker nach sich selbst; alle werden zur Blume. Das ganze durchsonnte Zimmer ein seltsamer Garten. Duften: das tun die Dinge unter der Sonne. Das tun die Dinge aber auch vor Alter. Die alten Dinge, sie geben der Sonne die Jahrhunderte zurück, die sie Sonne eingesogen haben! Doch das Glas Wasser am offenen Fenster braucht nicht einmal Sonne, es braucht nur Wind, um zu duften. Daß auch das Glas Wasser zur Blüte wird: durch den Wind. Es duftet ganz zart, wie die gläserne Blüte, die man Winde nennt. Das Fenster aber lacht verwittert unter Debatte von Sonne und Regen. Ein ganzes Leben lang steht es beständig unter Debatte von Sonne und Regen.

Heinrich steigt am andern Morgen zum vierten Stock empor. Das ist ein eigentümliches, nuancenreiches Erlebnis, zu Regionen im Hause aufzuklimmen, die man noch nie betrat, obwohl man seit langem dort Aufenthalt hat. An fremden Wohnungen führt die Stiege vorbei. Da weht eine seltsame, veränderte Atmosphäre, da sind die leisen Treppengeräusche. Manchmal erhascht man, vor einer Tür stehend, ein Lied, das von innen kommt, so unbelauscht, allein, sich selbst gesungen. Ach, in dieses Singen sich unbelauscht glaubender Menschen hinter einer Tür ist Heinrich verliebt. Wieviel Letztes erfährt man! Manchmal auch läßt Klavier sich hören. Vielleicht klingt ein Nocturne von Chopin auf. Lichtstrahlenzeiger schrägen derweil durchs Treppenhausfenster, Ewigkeitsuhren. Man möchte garnicht weiter. Nur immer so warten, jedes Vorhaben vergessen. Muß man denn handeln? Aber endlich hält man doch an der letzten Stufe oben, und nun kommt der schwere Anhub des Klingelns, das die Feierstille der stummen Dinge durchbrechen und Aufruhr entbinden wird. Ehe man die Glocke schreien macht, wartet man einen Augenblick vor der schweren, abweisenden Wohnungstür. Wie diese Tür ab und an leise zittert. Immer wieder, ohne sichtbaren Grund. Und dann hält sie wieder still. Alle Türen der Welt zittern zuweilen leise ohne Grund. Wie Harfen so empfindlich, zittern auch noch die schwersten Türen. Wieviel Zartheit ist gerade an den robusten Dingen! Hat Heinrich wirklich geklingelt? Schlürfende Schritte erwachen, kommen näher. Eine alte Märchenhexe öffnet. Man steht einen Augenblick ganz im Dunkel eines licht-, stern- und fensterlosen Korridors. Auf die Frage nach dem

Zimmer aber tut sich wie durch ein Zauberwort ein Vorhang fort. Eine Flut, ein Panzer von Licht, ein Regen von Sonnenpfeilen stößt auf dich, den Eintretenden, ein. Wie geblendet stehst du, gehst drei Schritte weiter und findest dich in einem weiten, hellen, liebevollen Raum. Und begegnest an den Wänden deinen liebsten Bildern und erblickst auf dem Tisch aufgeschlagen dein liebstes Buch. Und kommst aus der Ferne einem Menschen herzlich näher von seinen, deinen Dingen her, während er selbst jetzt irgendwo in irgend einer Straße irgend einer fernen Stadt eiligen Schrittes umhertreibt; und ihr werdet euch schwerlich jemals begegnen.

Wo aber ist der Blick durchs Fenster? Heinrich pflegt allenthalben zuerst zum Fenster zu eilen, wenn er ein Zimmer betritt! Ist es nicht das größte, reichste Bild im Raum? Diesmal aber konzentrieren sich ja alle seine Absichten auf das Fenster, das den Garten zeigen muß, den verzauberten Garten, der es ihm angetan hat. Doch von diesem Fenster aus sieht man nichts als Giebel, hundert Giebel. Giebel gibt es wie betende Hände, in den blauen Himmel gehoben. Die ganze, vielgieblige Stadt streckt eine Schar betend zum Himmel gehobener Hände empor, Hände von Frauen, schlanke Hände von jungen Mädchen, feste Hände von arbeitenden Männern, Schreiberhände, adelige Hände, Greisenhände, Totenhände. Schornsteine umkränzen so vielerlei Andacht mit ihrem Weihrauch und Frieden. Aus einem hochgelegenen Fenster bricht das heilige Auge Gottes, die Sonne.

Und der Garten? Irgendwo muß er ruhen, in die Tiefe versunken, wie eine Moosrose im Brunnenschacht. Aber zu sehen ist er nirgends. Das Zimmer liegt zu hoch, wie das seine unten zu tief liegt. Ja, wenn man sich zum Fenster hinaus neigen dürfte! Aber da steht die Hexe aus Hänsel und Gretel und wartet, daß man das Zimmer verläßt. Heinrich brennt die Frage, wem die Dinge gehören, die noch im Raum umherstehen, die lieben Dinge seiner Welt; und erhält zur Antwort: Fräulein Isott von Behringer wohnte hier bis gestern. Sie hat die Stadt heute früh verlassen. Sie mußte plötzlich abreisen. Ich schicke die Sachen ihr nach!

Das ganze Haus war ein gewaltiges Denkmal für Isott, die Entschwundene, als Heinrich die Treppe wieder herabstieg. In den nächsten Tagen wurde die ganze Straße, das ganze Stadtviertel samt Museum und Dom zum gewaltigen Denk- und Erinnerungsstein für die Ferne. Solche Denkmale baute ihr sein Gefühl. Aus ganzen Stadtteilen baute es ihr das Monument des Abschieds. Die Gartenmauer aber bekam etwas von Kirchhofsmauer. Wehklagend griff der Ulmenbaum ins Leere. Und die Akazie verzehrte sich in ungestillter Sehnsucht. Eines Morgens aber deuchte Heinrich der Himmel dicht über der Mauer inniger blau, als er es irgendwo sonst auf der Welt noch gesehen zu haben vermeinte. Da getröstete er sich.

# Randbemerkungen

## Heldenepos des 20. Jahrhunderts

Zur selben Zeit, als auf der Londoner Konferenz schwer und hart genug um die Zukunft Deutschlands gerungen werden mußte, konnte man in den Straßen Berlins allenthalben einen Gesprächsstoff wahrnehmen,

der mit Leidenschaft diskutiert wurde, als ginge es um die höchsten Schicksalsfragen. Diese Alternative, der das brennendste Interesse der Oeffentlichkeit galt, lautete: Prenzel oder Milenz? Am 15. August fiel im Sportpalast die Entscheidung und die Darstellung des weltbewegenden Ereignisses füllte tags darauf zwei bis drei große Zeitungsspalten. Es verlohnt sich, eine Stilprobe aus dem Bericht über den Heldenkampf der beiden Boxer hierher zu setzen. Dem grotesken Kauderwelsch der Fachausdrücke kommt wahrhaft symbolische Bedeutung zu. Inhalt und Ausdruck stimmen wunderbar überein: „Milenz stürzte sofort zum Angriff vor. Ein wilder wechselseitiger Fight entspinnt sich. Prenzel trifft dabei gut die Herzspitze, haut aber einen linken Haken weit vorbei. Milenz, etwas nervös, schiebt sich jetzt langsam, rechts das Herz deckend, die Linke weit vorgestreckt, an den Meister heran. Prenzel trifft nach kurzer Finte rechts die Herzspitze, weicht ziemlich offen und lässig duckend zurück und fängt dabei einen wuchtigen rechten Kinnhaken ein. Schwer bricht der Meister unter diesem Hieb zusammen, hängt mit dem Kopf über dem untersten Seil außerhalb des Ringes und kommt nur schwer wieder zu sich. Unter ungeheurer Sannung und Teilnahme zählt der Schiedsrichter. Bei 9 reißt sich Prenzel hoch, taumelt in einen Clinch. Milenz schüttelt ihn ab und landet sofort den selben Rechten, der den Meister wieder zu Boden schleudert ...." Das ist der Stil, in dem die Heldenepen des zwanzigsten Jahrhunderts geschrieben werden: ein schlechthin erschütterndes document humain aus dem Zeitalter des Sportes!

C. F. W. Behl.

## Gesetz und Gesetzesverachtung

Einer der bedeutendsten Rechtslehrer der Vereinigten Staaten, Dr. Nicholas Butler, Präsident der Columbia-Universität, hat in einer Versammlung der Juristen-Vereinigung des Staates Ohio das 18. Amendement (Antialkoholgesetz) als die Ursache der in Amerika herrschenden Gesetzesverachtung gekennzeichnet. Wir entnehmen dem sehr interessanten Vortrage folgende Absätze:

„In allen Teilen unseres Landes wird von Richtern und Rechtsanwälten der dominierende Geist der Gesetzesverachtung zum Gegenstand der Diskussion gemacht, und es wird mit aller Entschiedenheit gefordert, daß das Gesetz dem Buchstaben getreu ohne Furcht und ohne Rücksicht erzwungen werden muß. Das ist eine harte Unmöglichkeit. Ein Gesetz kann sich nur durchsetzen, wenn es sich auf die öffentliche Meinung stützt. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich die zehn Gebote als Richtlinien unter den Menschen durchgesetzt; sie hätten sich jedoch schwerlich durch einen Machtspruch der Regierung event. mit Hilfe ihrer Armee in der Christenheit Geltung verschafft...

Ich würde mich des Vorwurfs der Unaufrichtigkeit aussetzen, wenn ich nicht auf zwei wichtige legislatorische Dinge hinweisen würde, die gegenwärtig und vielleicht noch lange Zeit das amerikanische Leben vergiften. Das erste ist das im Jahre 1870 verkündete 15. Amendement, das zweite

ist das im Jahre 1919 verkündete 18. Amendement. Nach Form und Inhalt sind diese beiden Zusätze zur Verfassung der Vereinigten Staaten in sich abgeschlossene Gesetze, denen man absoluten Gehorsam schuldet. Dessenungeachtet werden sie von einer großen Anzahl hochgebildeter und sittlich hochstehender Personen nicht beachtet, und es ist sehr unwahrscheinlich, daß sie je dazu gezwungen werden können, gleichgültig, welcher Mittel man sich auch bedient...

Jeder Versuch, das 15. Amendement (bezieht sich auf das Stimmrecht der Farbigen) durchzusetzen, hat sich als zwecklos erwiesen. Es ist bemerkenswert, daß gerade dieses Amendement von den Senatoren und Abgeordneten mißachtet wird, die sich mit aller Entschiedenheit für das 18. Amendement ins Zeug legen. Die Frage dreht sich nicht darum, ob die farbige Bevölkerung in den Südstaaten das Wahlrecht ausüben soll, sondern ob das amerikanische Volk frank und frei Stellung nehmen soll zu einem Problem, das durch einen Zusatz in der Verfassung der Vereinigten Staaten als gelöst angesehen wird.

Die Situation in Hinsicht auf das 18. Amendement ist aber noch schlimmer, weil gegen dasselbe nicht nur von Männern und Frauen von Intelligenz und Verantwortlichkeitsgefühl angekämpft wird, sondern von der ganzen Nation. Sie alle betrachten das 18. Amendement als einen unsittlichen und tyrannischen Eingriff in ihr Privatleben und ihre persönliche Lebensführung. Keiner von ihnen ist an dem Handel mit geistigen Getränken interessiert, im Gegenteil, sie sind alle ausgesprochene Gegner des Saloons. Aber sie sind in gleicher Weise dagegen, daß man die Konstitution der Vereinigten Staaten zu einem Vehikel der Polizeigewalt macht, dergestalt, daß die intimsten Dinge des Privatlebens, einschließlich Nahrung, Getränke und Medikamente, von der Polizei kontrolliert werden.

Keiner, der mit der praktischen Handhabung unseres politischen Systems bekannt ist, dürfte in absehbarer Zeit die Aufhebung des 15. oder 18. Amendements erwarten. So weit man die Sachlage übersehen kann, sind wir vor die Alternative gestellt, entweder ein durch Soldaten, Polizei, Detektivs und Spione gestütztes System über uns zu dulden, oder durch eine über das ganze Land sich erstreckende Kampfansage damit zu brechen... Ich persönlich bin in einer auf viele Jahre sich erstreckenden politischen Tätigkeit stets für das allgemeine Wahlrecht und die Abschaffung des Saloons eingetreten. Gerade aus diesem Grunde empfinde ich besonders stark die Fehler, die in dieser Hinsicht gemacht worden sind."

## Der Donkosaken-Chor

Verheißungsvoller Beginn des diesjährigen Konzertwinters durch den plötzlich irgendwoher erschienenen Donkosaken-Chor! Ein Chor wie kaum ein anderer — festgefügt und dennoch beweglich, diszipliniert und feinfühlig, mit Kräften aus der Natur und ihrem Reichtum. Das Jahrmarktsgetriebe im ach so unfestlichen Sportpalast der neudeutschen Heroen Milenz und Genossen verstummte rasch, als sich die Menschenorgel, Stimme neben Stimme, in eins fügte und das herrliche Credo von Tschaikowsky ertönte, dem der sinnfällige Totengesang von Lwowsky und eine Liturgie von Fatejew folgten. Späterhin gab es weltliche Lieder, alte und neuere Volksweisen. Ein schwermütiges resignierendes Volk spricht

aus den Liedern, und die intensive Interpretierung des Chors deutete letzte Gefühlsabgründe aus. Ergreifend klang aus dem Wolga-Burlakenlied die Einförmigkeit eines schweren Daseins auf, und Sinnlichkeit und Süße waren lebendig in einem Fuhrmannsliede. Zum Schluß gab es gar eine uralte Kosakenweise zu hören mit schrillem Gepfeif zwischendurch und Hundelaut-Imitationen. Dieser „Bell-canto" sozusagen erinnerte an frühe Tage der Menschheit. Solopartieen verrieten Sänger, wie man sie nur im italienischen Volke vermutet. In Zugaben konnte man an tänzerischen Darbietungen auch den Ursprung des hochentwickelten rhythmischen Gefühls erkennen. Fürwahr ein Material, mit dem der Dirigent S. Jaroff schon etwas anfangen konnte. Aber wie sehr hat er es auch verstanden, wie sorgsam ist Hell gegen Dunkel gestellt, sind zarteste Piani, Crescendi und Decrescendi gegeben. Möge dieser wundervolle Chor alle Anfechtungen eines sensationellen internationalen Beifalles gut überstehen und sich seine Echtheit bewahren! Ellida Behl.

## Die Jahresschau deutscher Arbeit, Dresden

Als am Ende des ersten Aufschwungabschnittes dem deutschen Schaffen Gelegenheit gegeben war, auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1900 und bald darauf auf der Weltausstellung in St. Louis seine Fähigkeiten zu erweisen, zeigte es sich, wie sehr der glückliche Bund, den das Gewerbe mit Kunst und Wissenschaft eingegangen war, Deutschland vor den andern Ländern vorangebracht hatte. Der Ruf der deutschen Wertarbeit ging in alle Welt hinaus. Was war natürlicher, als daß diese Arbeit nun auch Freude daran fand, nicht nur als Gast in der Fremde, nein, auch im eignen heimatlichen Haus sich in seinem schönen Gewande zu zeigen. Große deutsche Städte gaben in zahlreichen Ausstellungen die Erzeugnisse des deutschen Gewerbes der Kritik preis, und sieghaft hielten sie ihren Rang.

Unter diesen Städten war Dresden meist genannt. Sowohl was die Zahl, als auch besonders, was die Schönheit der Ausstellung anbetrifft. Aber die Stadt, die wie keine andre in deutschen Landen die Kunst beheimatet, gab zunächst noch dieser in starkem Maße das Wort. Zwischen seinen Kunstausstellungen der Jahre 1897, 1904, 1908 und 1912 waren nur wenige Ausstellungen mit gewerblichen Einschlag oder gar rein gewerblichen Charakters. Jetzt aber, nach dem Kriege, der die deutsche Wirtschaft bis in ihre tiefsten Fundamente erschüttert hat, will Dresden nicht beiseite stehen in der Sammlung aller Kräfte zur wirtschaftlichen Wiederaufrichtung des deutschen Vaterlandes, will Dresden seinen Ausstellungsruhm in den Dienst der deutschen Industrie stellen. Es schuf daher einen neuartigen Ausstellungstyp. So kam die „Jahresschau Deutscher Arbeit Dresden" zustande. Sie ist keine einmalige Ausstellung, sondern eine dauernde Einrichtung, die sich in jedem Jahre mit einem Spezialgebiet beschäftigt. Ein Zyklus von Ausstellungen. Und zwar nur der deutschen Industrie, nicht auch der Geschäfte.

Die Schwesterstadt Leipzig mit ihrer alles umspannenden, zeitaufrufenden Weltmesse hat sich in ehrlichem Erkennen zu der Dresdner Jahresschau als zu einer Gutes verheißenden Ergänzung bekannt. Wie tragfähig die Jahresschau in ihrer Grundidee ist, zeigt der Anfang. Sie

begann in den schwersten Jahren und erntete Erfolg. Die Fachkreise, die breite Oeffentlichkeit, das Inland und das Ausland schenkten dem jungen Unternehmen Beifall. Die erste Jahresschau 1922 brachte mit dem Untertitel „Deutsche Erden" das Gebiet Porzellan, Keramik, Glas, die zweite Jahresschau unter dem Namen „Spiel und Sport" die Erzeugnisse der deutschen Spielwaren- und Sportartikelindustrie. Nun marschiert in diesem Jahre eine „Textilausstellung" auf. Das Gebiet ist so weitgestreckt, daß trotz Beschaffung von 3200 Quadratmetern neuen Raumes der Kern sächsisch bleiben muß. Doch sind die Pforten den Werken des ganzen Reiches offen. Die Ausstellung führt zunächst in den historisch-wissenschaftlichen Teil ein, zeigt in Statistiken die Bedeutung der Textilindustrie für die Volkswirtschaft, Vergleiche der deutschen mit der Auslandsentwicklung und weist das lehrende Arbeiten in den Textilfachschulen auf. Dann zeigen sich die Textilmaschinen in ihren mannigfaltigen Arten, zugleich mit der Vorführung der Produktion. Weiter präsentieren sich Textilien für innenarchitektonische Zwecke, Textilien für Bekleidung. Ferner erscheinen die Textilveredlung und Textilien für technische Zwecke. Schließlich, ein Bindeglied, wird das Kunstgewerbe sein Schaffen im Entstehen und im fertigen Stück bringen.

# Börsenspiegel

## Der arme Aktionär

Die bösen Beispiele haben wieder einmal die besten Sitten verdorben, und der arme Anleihenbesitzer, der arme Hypotheken- und Pfandbriefbesitzer ist nun auch zum armen Aktionär geworden Wie ehedem das Reich mit seinem Besitztum schonungslos umgegangen ist, so tun es jetzt die Verwaltungen der Aktiengesellschaften, die ebenfalls gewisse Methoden, wie man sie ehedem in Deutschland nicht kannte, von gewissen anderen Stellen übernommen haben.

Die glorreiche Verordnung über die Goldbilanzen kam mancher Verwaltung sehr geeignet, und endlich sah sie die längst ersehnte Gelegenheit zu einem großen „konzentrischen Angriff" auf die Masse der Mittel- und Kleinaktionäre gekommen. So mancher Direktor sagte sich jetzt: „Die Gesellschaft bin ich." Und nach dieser Devise handelte er.

Naive Gemüter in den Kreisen der Aktionäre hatten gedacht, die Goldbilanzverordnung würde ihre Rechte bis zu einem gewissen Grade schützen, sie würde vor allem auch den Kleinaktionär vor Vergewaltigung und Beraubung behüten, und es würde endlich einmal, nach zehn Jahren, das Prinzip der Bilanzwahrheit und Bilanzklarheit triumphieren. Sie haben sich indessen geirrt und es wird gar nichts besser, und es ward nur einiges noch schlimmer. Das ist leider das Fazit.

Zuerst einmal die „Bilanzwahrheit". Zehn Jahre hindurch hatten die Bilanzen einen immer problematischer gewordenen Wert. Ersehen konnte man aus ihnen gar nichts, und was hinter den einzelnen Riesenziffern verborgen war, ließ sich sehr schwer erkennen. Das sollte nun anders werden, und die Aktionäre dachten vor allem, die neuen Goldbilanzen würden ein ungeschminktes Bild der Wirklichkeit geben. Sie

haben sich indessen schwer getäuscht, und abermals erscheinen in den neu aufgemachten Bilanzen die unverständlichen, schwer zu durchschauenden und vollkommen willkürlich aufgemachten Posten. So zum Beispiel „Beteiligungen" ohne irgendeine nähere Angabe, um was für Beteiligungen es sich handelt; „Effekten", bei denen ebenfalls niemand weiß, was für Papiere es sind und wieviele. Außerdem auch natürlich alles hübsch in runden Summen aufgenommen, mit den üblichen „internen" Abschreibungen und dadurch geschaffenen stillen Reserven, die gar nicht in eine Bilanz gehören, welche wahrheitsgetreu und ungeschminkt den Stand einer Gesellschaft widerspiegeln sollen. Wenn man Abschreibungen für notwendig hält, so soll man die Werte zum richtigen Kurse aufnehmen und alsdann, deutlich kenntlich, die nach Ansicht der Verwaltung notwendigen Abschreibungen vornehmen. Aber es ist etwas ganz Absurdes, die neue Geschäftsperiode, die gewissermaßen mit der Aufstellung der Goldbilanzen beginnt, sogleich mit Unklarheiten und versteckten Reserven anzufangen. Aber das ist natürlich nicht alles, und viel schlimmer und bedenklicher ist es jedenfalls, daß in den neuen Goldbilanzen die größte Willkür in bezug auf die Festsetzung des Aktienkapitals herrscht. Wenn eine Gesellschaft im Jahre 1914 eine Substanz von 5 Millionen Mark besaß, und wenn sie damals regelmäßig 12 vH. Dividende verteilte, wenn sie inzwischen ungefähr eine Million an Substanz eingebüßt hat, sodaß ihr also immer noch vier verbleiben, so ist es natürlich für die Verwaltung viel bequemer, das Aktienkapital nur auf drei oder gar zwei Millionen neu festzusetzen. Was ist einfacher als das? In diesem Falle kann man selbst bei hervorragendster Unfähigkeit noch mit einiger Sicherheit eine befriedigende Rente herauswirtschaften; jedenfalls leichter als auf eine oder zwei Millionen Mark mehr Kapital, und man hat sich keine Kopfschmerzen über die Dividende der nächsten Jahre zu machen.

Auf diese Weise kommen die starken Zusammenlegungen zustande, und auf die Interessen und Rechte des Aktionärs wird keine Rücksicht genommen. Er kann ja, wenn es ihm nicht paßt, protestieren.

In diesem Augenblick aber kommt das Gesetz nicht etwa, wie man es eigentlich erwarten sollte, dem bedrängten, ausgeplünderten und vergewaltigten Kleinaktionär zu Hilfe, sondern vielmehr der Verwaltung *gegen* den armen Aktionär. Während nämlich ehemals bekanntlich bei jeder Kapitalsveränderung eine qualifizierte Mehrheit vorhanden sein mußte, um sie rechtsgültig zu beschließen, auch wenn, wie in den letzten Inflationsjahren, die Kapitalserhöhungen ganz gleichgültige, belanglose Erscheinungen waren, hat man jetzt, wo die wichtigsten Interessen der Aktionäre auf dem Spiele stehen, beschlossen, daß die einfache Mehrheit zur Beschlußfassung genüge. Gerade jetzt, wo die Beschlüsse weit einschneidender sind als jemals vorher bei einer Veränderung des Aktienkapitals. Gerade dadurch ist der kleine und der Mittelaktionär vollkommen der Willkür der paar Großaktionäre ausgeliefert, und eigens zu diesem Zwecke, zur Erreichung dieses schönen und erstrebenswerten Zieles, wurde eine seit vielen Jahren bestehende gesetzliche Bestimmung abgeändert!

Tag für Tag legen die verschiedensten Gesellschaften ihre Kapitalien in einer Weise zusammen, die man niemals für möglich gehalten hätte. Bisher hatten sie immer wieder versichert, sie hätten ihre Substanz fast

restlos erhalten, bis dann eines Tages die Erklärungen ganz anders klangen. So zum Beispiel im Falle der Lüneburger Wachsbleiche oder auch bei der Api-Gesellschaft oder bei den Gesellschaften des Kellner-Konzerns. Ueberall die gleiche unliebsame Ueberraschung für die Aktionäre, denen aber nichts anderes übrig bleibt, als sich zu fügen. Wenigstens in den meisten Fällen. Denn sollen sie etwa jedesmal klagen? Sie können doch leider nicht den Nachweis führen, daß in Wirklichkeit viel mehr Substanz vorhanden ist, sie können die nötigen Unterlagen dafür nicht beibringen, und die Verwaltungen sind ihnen also auch in dieser Beziehung weit überlegen. Unzweifelhaft; und um so bedauerlicher ist es daher, daß die Gesetzgebung es — genau wie der liebe Gott — mit der stärkeren Partei hält. — —

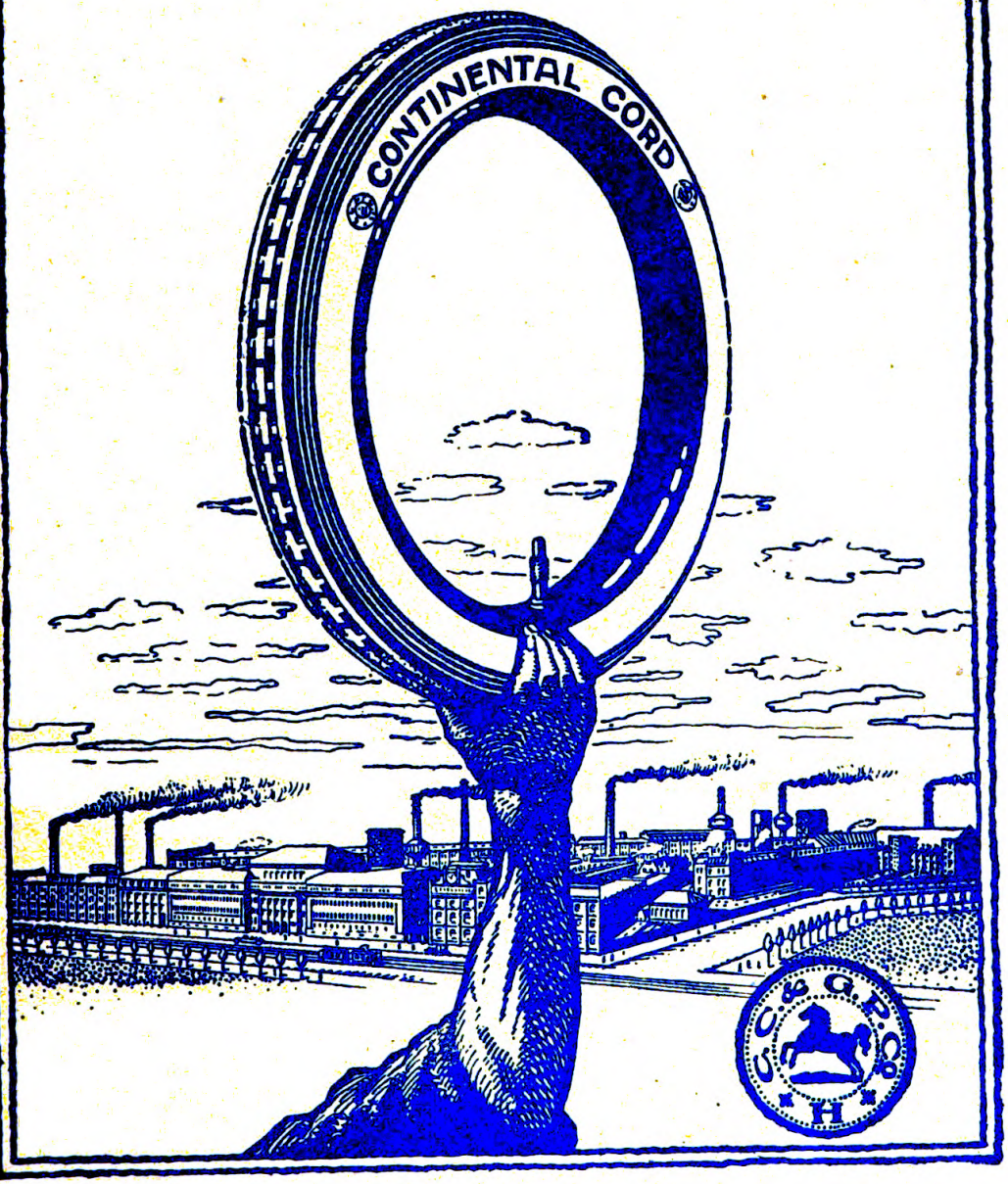
Als das Papiergeld nichts mehr wert wurde, als die „mündelsicheren" Anleihen und Pfandbriefe, als die Hypotheken und ähnliche Forderungen nichts mehr wert geworden waren, flüchtete sich das Privatpublikum mit den kärglichen Resten seines Besitzes in die Aktien. In ihnen erblickte es die „Sachwerte", die nicht von der Valutakatastrophe berührt würden, und ihnen vertraute es sich an. Außerdem sagte es sich, und zwar ganz besonders nach der glorreichen dritten Steuernotverordnung, daß der Staat zwar allmächtig sei und also auch das Recht habe — wenigstens wie er es auffasse — die mit so vielen heiligen Versicherungen aufgenommenen Anleihen für einen „Fetzen Papier" zu erklären. Aber was dem Jupiter erlaubt sei, das sei noch lange nicht jedem Direktor einer Aktiengesellschaft erlaubt. Das Kartenkunststück 1000 = 0 könne wohl der Staat als der Inbegriff des Rechts machen, aber nicht ein simpler Industriedirektor.

Er kann es auch nicht, aber er kann immerhin aus 10 1 machen oder auf 50 3, er kann zusammenlegen wie er will, und wie es ihm gerade in den Kram paßt, und der arme Aktionär, der an den Anleihen des Reichs 99 vH., an den Pfandbriefen und ähnlichen Werten 90 vH. verloren hat, verliert jetzt an den Aktien ebenfalls 50 vH. oder mehr. Und zwar nicht zuletzt infolge der Gesetzgebung, welche die Großaktionäre zum Nachteil und schweren Schaden der Kleinaktionäre in der unverständlichsten Weise bevorzugt und begünstigt.

So wird denn bei uns aller Besitz mutwillig zugrunde gerichtet, zuerst der in festverzinslichen Werten und jetzt der in Dividendenwerten angelegte. So wird dem Kapitalisten jeder Besitz verekelt, und eine allgemeine Verärgerung, ein allgemeines Gefühl des Betrogenseins hat platzgegriffen. Man hat kein Vertrauen mehr zu dem deutschen Aktienwesen; ebensowenig wie zu den deutschen Anleihen, und diese Stimmung hervorgerufen zu haben, das war mehr als ein Verbrechen; das war ein Fehler. Ein solcher, der sich einst noch bitter rächen wird. Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: Georg Müller, Berlin-Schöneberg
Druck: Gustav Pritz & Co., Leipzig-Stötteritz.

# Continental
## Reifen



# Die Reklame

ZEITSCHRIFT DES VERBANDES DEUTSCHER REKLAMEFACHLEUTE E.V.

## Das führende Fachblatt

Erscheint ohne Unterbrechung
seit 1908

## Unentbehrlich

für jeden,
der praktisch oder wissenschaftlich sich
mit Reklame in irgendeiner Form befaßt

Monatlich 1 Heft
in bester Ausstattung

*In Vorbereitung:*
Sonder-Nr.: „Verkehrsreklame"

Heftpreis GM. 5.30 postfrei b. Voreinsend.
Jahres-Bezug (12 Hefte) GM 40.—
postfrei bei Voreinsendung des Betrages
*Bestes Insertionsorgan für Reklame-Hersteller*

Verlag
**Francken & Lang G.m.b.H., Abt. „Gw."**
Berlin W 57


Druck von Gustav Pritz & Co., Leipzig-Stö.

# DIE GEGENWART

POSTVERTRIEB AB LEIPZIG

## ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN U. KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH ILGENSTEIN

JAN 12 1925
LIBRARY OF THE GEISTESKULTUR

AUS DEM INHALT:

Der verbotene Krieg — Von Mentor
Christus, Tolstoi und Marx — Von Hugo Marcus
Abstinenzbewegung und Arbeiterschaft — Von Johannes Gaulke
Von werdenden Genies und verkalkten Talenten — Von Heinrich Ilgenstein
Münchener Elegie — Von Franz Grätzer
Der Klassiker C. F. Meyer — Von Erich Everth
Der Kampf um den Lönsstein — Von G. A. Küppers-Sonnenberg
Moschiennizza — Von C. F. Behl

Randbemerkungen:
Früchte amerikanischer Frauenemanzipation / Wertzuwachs u. Scheinwerte / Bedenkliches von der Waterkant

Börsenspiegel

NOVEMBERHEFT 1924 / JAHRG. 53
VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE
HEFTPREIS M. 0.30

VERLAG: GEGENWART G·M·B·H / BERLIN W 57 BÜLOWSTRASSE 96

# Die Gegenwart

53. Jahrgang — Novemberheft — 53. Jahrgang

## Der verbotene Krieg

Von Mentor

Hört es, werte Zeitgenossen, und staunt: der Krieg, die furchtbare Geißel der Menschheit, schlimmer als Pestilenz, Cholera und Syphilis, soll abgeschafft werden! So hat es der Völkerbund auf seiner Genfer Tagung dekretiert. Das paradiesische Zeitalter, das die besten Geister aller Völker besungen und ersehnt haben, ist uns sozusagen über Nacht auf den Pelz gerückt. Fortan wird der Löwe mit dem Lämmlein auf der Weide grasen — vorausgesetzt, daß sich der Löwe unter dem Eindruck der gewaltigen Friedenskundgebungen das Fleischfressen abgewöhnen wird.

Der Völkerbund hat erstens die obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit für alle Staaten, die einen dahingehenden Vertrag eingehen, beschlossen; zweitens den Angriffskrieg verpönt und als internationales Verbrechen gekennzeichnet. Wohlverstanden: für alle Staaten, die einen dahingehenden Vertrag eingehen! Ich zweifle nicht daran, daß die Negerrepublik Liberia und das Spielbank-Fürstentum Monaco, zwei höchst zivilisierte Staaten, die niemals auf eigene Faust Krieg geführt haben, einen dahingehenden Vertrag eingehen werden. Wie werden sich aber die Weltmächte einem obligatorischen Schiedsgericht gegenüber verhalten? Es könnte zum Beispiel der Fall eintreten, daß Indien sein Recht auf Selbstverwaltung oder gar auf staatliche Selbständigkeit von dem Eroberstaat, der kein Recht an seinen Boden hat, fordern und sich zu diesem Zweck an den Völkerbund wenden würde. Der Völkerbund würde dann mit höchster Wahrscheinlichkeit den Antragsteller mit vielen schönen Lehren nach Hause schicken und ihm einschärfen, daß an dem Status quo ante nicht gerüttelt werden dürfe.

Nun besteht aber das gesamte Weltgeschehen aus einem andauernden Verschieben des Status quo ante, der Grenzpfähle und der Interessensphären der einzelnen Staaten. Jeder Staat tendiert dahin, seine Grenzen ständig zu erweitern, wie nicht anders möglich, immer auf Kosten des Nachbars. Selbst ein so schön saturierter Staat, wie das Britische Weltreich, hat immer noch Sondergelüste auf diesen oder jenen Länderfetzen zur Arrondierung seines Besitzes. Kann man andererseits einem willkürlich zerfetzten Staate, wie es das Deutsche Reich gegenwärtig ist, zumuten, den seit dem Jahre 1919 bestehenden Status quo ante für sich als verbindlich für alle Zeiten anzuerkennen?

Die Welt braucht den Frieden, zweifellos. Sieger wie Besiegte. Nicht einmal die Siegerstaaten können sich den Luxus eines neuen Stahlbades leisten. Das wissen sie alle: ein zweiter Weltkrieg, der mit den infernalsten Mitteln ausgefochten wird, würde der europäischen Zivilisation ein schreckliches Ende bereiten und die weitere Gestaltung der Dinge den

Moskowiten und Asiaten überlassen. Daher die Friedensatmosphäre, die sich von Genf aus über die Erde ausbreitet.

Das obligatorische Schiedsgericht ist eine Utopie, solange nicht alle Staaten der Erdenrunde mit Einschluß der Outsider Deutschland, Rußland und Amerika den Spruch des Völkerbundes als verbindlich für sich anerkennen. Wie sollte das aber bei den höchst differenzierten Produktionsverhältnissen und Lebensbedingungen der Staaten möglich sein? Der in einem Schiedsgerichtverfahren Unterlegene wird sich zunächst grollend zurückziehen und den Augenblick abwarten, wo er sich stark genug zu einer Korrektur des Schiedsrichterspruchs zu seinem Gunsten fühlt. Abmachungen sind bekanntlich nicht mehr wert als der Fetzen Papier, auf dem sie geschrieben sind.

Was heißt weiter Angriffskrieg? Wer will darüber entscheiden, wer Angreifer, wer Angegriffener ist. Im Jahre 1914 fühlten sich sämtliche zu den Waffen greifenden Mächte als die Angegriffenen. Sechs Jahre lang streitet man sich um die Frage der Schuld am Kriege und will nicht gut haben, daß es im Weltgeschehen etwas wie „Schuld" überhaupt nicht gibt. Es gibt nur Katastrophen, die sich über Schuldige und Unschuldige entladen. Dazu gehört auch der Krieg.

Will der Völkerbund den Krieg verbieten, muß er über Machtmittel verfügen, um die Widerharigen zu bändigen, also eine Exekutionstruppe, eine Art Weltgendarmerie unterhalten. Eine exterritoriale Macht, die den Territorialmächten, die sich auf erhebliche Machtmittel stützen, den Standpunkt klar machen und zur Räson bringen soll. Der Höhepunkt der Utopie.

Es ist alles Schaumschlägerei zur Beruhigung der Schlechtweggekommenen. Der Völkerbund hat in seiner gegenwärtigen Form nicht mehr zu bedeuten als der selige Deutsche Bund oder die sanft entschlummerte heilige Allianz, kann als nichts anderes als ein Diskutierklub, dessen Anregungen von allen Beteiligten respektiert werden, solange sie ihnen in den Kram passen, angesehen werden. Wilson, der Vater des Völkerbundes, starb, wie es heißt, an gebrochenem Herzen, als er sah, wie die Ministerpräsidenten der Entente seine Idee zur Unkenntlichkeit verzerrten und sie zur Schaffung eines Konventikels für die Siegerstaaten benutzten. Die klugen Amerikaner haben den Völkerbund von Anbeginn boykottiert und sie begnügen sich weiter mit der Rolle des kühlen Beobachters.

Auch über die Abrüstung sind in Genf viel schöne Worte gesagt worden. Es fragt sich nur, ob die Abrüstung von den in Waffen starrenden Westmächten ernst genommen wird. Immerhin wäre das Risiko einer Abrüstung, soweit die antiquierten Waffengattungen, Infanterie, Artillerie und Kavallerie, in Frage kommen, nicht einmal so groß, da in einem zukünftigen Kriege vorwiegend giftige Gase als Angriffs- und Vernichtungsmittel dienen werden. Der Chemiker wird an die Stelle des Strategen treten, eine Front mit Schützengräben und Drahtverhauen wird es nicht mehr geben, nur eine Luftflotte, die das Abwerfen von totbringenden Bomben über dicht bevölkerte Städte besorgt. Eine herrliche Perspektive! Warum sollte man sich da noch mit dem kostspieligen Apparat einer Feldarmee aufhalten?

Auf dem Welt-Friedenskongreß, der im Oktober in Berlin stattfand, ist das Abrüstungsproblem ebenfalls höchst ernsthaft diskutiert worden. Es ist dort sogar ein Antrag angenommen worden, der von allen Staaten

radikale Abrüstung fordert und ihnen nur soviel Polizeisoldaten zugesteht, wie für die Aufrechterhaltung der inneren Ordnung und die Mitwirkung bei einer internationalen Exekutive notwendig sind. Ferner fordert man in dem Antrage Straffreiheit für Dienstverweigerer. Das Sekretariat wird den Antrag der menschenfreundlichen Pazifisten schmunzelnd zu den Akten legen, wo schon viele Anträge und Entschließungen edler Menschenfreunde lagern. Welche Naivität, anzunehmen, daß ein Staat denen Straffreiheit gewähren wird, die gegen seine Gesetze verstoßen und, wie in diesem Falle, seine Existenz gefährden! Die Friedenskongreßler sind unverbesserliche Ideologen. Seit 23 Jahren mühen Sie sich ab, den ewigen Frieden auf Erden herzustellen, und sie haben sich dabei mehr oder weniger dem Gespött der Welt ausgesetzt. Und, merkwürdig, als im Jahre 1914 das furchtbare Verhängnis über uns kam, da waren sie die ersten, die über die pazifistische Idee stolperten. Da gerieten sie, genau wie die Nichtpazifisten, in den Bann eines geschraubten Nationalismus und machten alle mit. Mit Kongressen, Volksversammlungen und den dazugehörigen Resolutionen ist einem Problem nicht beizukommen, weder dem Problem der Befriedung, noch irgendeinem andern.

Warum läßt man nicht eine Resolution gegen die Dummheit vom Stapel. Ein generelles Verbot der allgemeinen menschlichen Dummheit würde jedes gegen Krieg und Kriegführung gerichtetes Verbot überflüssig machen.

# Christus, Tolstoi und Marx

Von Hugo Marcus

Güte will den Bedarf des Bedürftigen stillen. Aber es ist nicht möglich zu geben, ohne irgendwo zu nehmen. Dies ist die Problematik der Güte. Wer Güte fordert, will Schmerz beseitigen und kann dies nur, indem er auch Schmerz bereitet: dem der das Opfer bringen soll (und sei er dies selbst). Mit der Güte ist also das Opfer unlöslich verbunden. Die großen Gütigen haben bei ihren Anweisungen zur Weltbeglückung meist das Opfer übersehen, das überall auf der einen Seite nötig ist, wenn auf der andern die Gabe entstehen soll. Sie lehrten, daß man selbst seinerseits das Opfer tragen möge, damit die anderen die Gabe hätten. Und da man es selbst trug, schien es nicht da, zumal es ja freiwillig erfolgen solle. Die Freiwilligkeit schien das große Mittel, das Opfer aus der Welt zu bringen. Aber es ist damit noch nicht aus der Welt gebracht, sondern nur verhüllt.

Der Bedürftige, der Opfer braucht, das ist der Konsument im weitesten Sinne. Der Gebende, der opfern soll, das ist der Produzent in jeder Betracht. Die großen Lehrer der Güte haben nun ferner fast immer nur an eine Seite gedacht, wenn sie die Güte lehrten. So schwebt Christus nur der Bedürftige vor, der Konsument. Und er lehrt: Opfere dich, gib, d. h. nimm von dem Deinen! Sei also reich oder produziere bis an den Rand deiner Kraft. Das gleiche „Gieb" ist aber auch die laute Forderung der großen überpersönlichen Mächte des öffentlichen Lebens, die dadurch zum Moloch werden: Gesellschaft, Staat, Nation, Volk, Vaterland, Beruf, Amt, Wissenschaft usw., sie alle fordern: Gib dich für uns bis an den Rand deiner Kraft! Und von hier aus gesehen, deckt

sich das Christentum tatsächlich seltsam mit den Maßnahmen zur Versklavung des Einzelnen im Dienste der Allgemeinheit. Opfere dich! fordert Christus und fordern die Schulen, Kasernen, Fabriken, Berufe, Staatseinrichtungen. Und doch waltet ein Unterschied. Christus opfert den Produzenten um des Konsumenten willen. Aber der Konsument ist bei ihm immer gedacht als arm, der Produzent unausgesprochen oder ausgesprochen stets als reich. Der Konsument, der empfangen soll, ist der Schwächere; der Produzent, der geben soll, der Stärkere. In den großen Verbänden tritt uns dagegen die umgekehrte Erscheinung vor Augen: hier ist der Produzent, der geben soll, der schwache Einzelne, der Konsument, der fordert, ist der Stärkere, nämlich die große Gemeinschaft. Moloch, das bedeutet: ein starker Konsument fordert vom schwachen Produzenten, daß er ihm von seinem Geringen auch noch zu seinem Reichtum hinzugebe (was etwa Nietzsches Ideal entspräche).

Während Christus nur das Bedürfnis des Bedürftigen, den Konsum des Konsumenten im Auge hat, denkt Tolstoi nur an die Opferlast des Produzenten. Ist Christi Frage: Wie stille ich den Bedürftigen? so ist das Problem Tolstois moderner: Wie schaffe ich die Not des Produzenten, der für fremdes Bedürfnis arbeitet, wie das Opfer des Opfernden aus der Welt? wie beseitige ich die Arbeitssklaverei? Und sein Rat ist: Durch Bedürfnislosigkeit des Konsumenten und dadurch, daß jeder alles Nötigste für sich selbst herzustellen in der Lage ist. Christus legt dem Produzenten, Tolstoi dem Konsumenten die Last der Beglückung auf. Aber die Last, die doch aus der Welt geschafft werden soll, sie bleibt in beiden Fällen bestehen. Christus: niemand soll mehr leiden, denn ein jedes Bedürfnis soll gedeckt werden durch das Opfer des freiwillig Gebenden. Tolstoi: Niemand soll mehr leiden, denn ein jedes Opfer erübrigt sich weil alle Bedürfnisse freiwillig reduziert werden, ja schweigen. Christus betont das „Gib!" Als Erlösung von Leiden, als Erlösung nämlich des mangelleidenden Konsumenten; Tolstoi betont das „Nimm nicht!" als Erlösung von Leiden, Erlösung des an seinem Opfer leidenden Produzenten. Und beide glauben irrig durch die Freiwilligkeit hier vor Leistung, dort vor Entsagung das Opfer des Opfernden aus der Welt geschaft zu haben.

Aus dem Verhältnis von Nehmen und Geben entstehen jeweils im ganzen vier Leidensmöglichkeiten. 1. Der Konsument will nehmen und bekommt nichts. Beispiel: Der Bettler vor der verschlossenen Tür. 2. Der Produzent soll geben und will nicht. Beispiel: Der Sklave, der nur widerwillig seinen Dienst tut und nicht soviel leisten kann, als die Welt von ihm fordert. 3. Der Konsument muß nehmen, obwohl er es selbst nicht möchte. Beispiel: Ich muß mich von Fleisch und Pflanzen nähren, obwohl es wider meine Moral ist, fremde Lebensform zu vernichten und die Nahrung anderen fortzunehmen. Typus des Asketen mit dem schlechten Gewissen. 4. Der Produzent möchte geben, aber es will niemand haben. Beispiel: Der Künstler, dessen Werk keine Teilnahme findet.

Wir haben also vier Typen. Es sind:

Der Bettler, der nehmen will und nicht darf,
der Arbeiter, der geben soll und nicht will,
der Asket, der nehmen muß und nicht will,
der Künstler, der geben will und nicht darf.

Bettler und Zwangsarbeiter sind nehmend und gebend die beiden Typen der gemeinen Not des Lebens. Asket und Künstler sind nehmend und gebend die beiden Typen der edlen Not des Lebens. In uns allen stecken sie alle vier. Wir sind Bettler und Arbeiter, Asketen und Künstler.

Arbeiter und Künstler sind als Gebende die beiden Formen des Produzenten. Ihr Verhältnis zueinander war dahin zu umschreiben: der Arbeiter muß geben, obwohl er nicht will; der Künstler will geben, obwohl er nicht muß. Aus dieser Gegenüberstellung läßt sich ein neuer, folgenreicher Querschnitt gewinnen für die Abgrenzung zwischen Künstler und Nicht-Künstler, insbesondere zwischen Künstler und Arbeitssklaven. Der Künstler ist, so betrachtet, nämlich nicht mehr derjenige, der Kunstwerke schafft, sondern derjenige, der im Schaffen selbst seine Lust findet und in der Verbreitung seiner Produktion die willkommenste Aufgabe. Derart künstlerisch zu seiner Produktion steht aber keineswegs jeder Künstler. Und umgekehrt kann es im Prinzip nunmehr auf jedem Gebiete der Arbeit, auch dem kunstfernsten, noch Künstler geben, nämlich Schaffende, die freudig schaffen und ihre Produkte gern verbreiten. Und hier böte sich dann allerdings ein Schlüssel zur Begleichung der sozialen Frage. Denn gelänge es, alle Sklaven bzw. alle Arbeiter zu Künstlern zu erheben, glückte es, jede Tätigkeit zur Lust zu machen, so gäbe es nur noch Produzenten, die gern arbeiten, die zu arbeiten wünschen und ihre Produkte freudig spenden. Und der Konsument wäre nicht mehr die opferheischende Drohne, sondern die notwendige, höchst erwünschte Glückserfüllung des Produzenten. Mithin: Der Künstler wäre die Lösung der sozialen Frage!

Nun ist die Beziehung des Künstlers zum Kunstwerk, des Arbeitssklaven zur Marktware aber bedauerlicherweise nicht ganz zufällig. Sondern gerade das Kunstwerk hat es vorzüglich an sich, ein Schaffen hervorzurufen, das dem Schaffenden selbst zur Freude wird. Während die gängige Marktware bei ihrer Herstellung keine Künstlerfreude aufkommen läßt, weil die mechanische Arbeit als solche die Freude an der Arbeit ausschließt. Mithin: Künstlerschaft ist fast immer nur bei der Herstellung von lebensüberflüssigen Dingen im Werk, bei Schmuck und Luxus des Daseins. Dagegen ist das, was der Konsument am dringlichsten braucht, die alltägliche Notdurft, in der Regel nur von Arbeitssklaven zu schaffen.

Und es ergibt sich die paradoxe Lage: was keiner braucht, das Kunstwerk, hat es an sich, daß es der Produzent gern herstellt. Was alle Konsumenten brauchen, die Dinge des täglichen Lebens, haben es an sich, daß sie die Produzenten nur unter Last und Opfern ungern herstellen. An diesem Grundwiderspruch der Kultur scheitert die Lösung der sozialen Frage durch den Künstler. Erst wenn einmal alle Sklavenarbeit durch die Maschine geleistet werden wird, die uns jetzt versklavt, werden alle Produzenten auch Künstler zu sein vermögen. Die Maschine allein wäre in der Lage, die soziale Frage wirklich restlos zu lösen und den Menschen als Gattung zum Künstler zu erheben, indem sie ihm die Sklavenarbeit abnimmt.

Mit welcher Situation hat es Karl Marx zu tun? Marx geht vom Arbeiter aus, vom Gebenden, vom Produzenten also. Ganz wie Tolstoi. Aber während Tolstoi dem Gebenden, dem Produktiven die Produktion ersparen will durch Bedürfnislosigkeit des Konsumenten, will Marx sie fördern. Jedoch nun wiederum nicht um des Konsumenten willen, wie Christus, sondern um des Produzenten selber willen, weil das Produkt

dem Produzierenden als Lohn der Produktion zurückkehrt und der Produzent doch auch selbst Konsument ist: auf anderen Gebieten. Bei Tolstoi wie Marx ist der Produzent der leidende Teil, nicht der Konsument, wie bei Christus. Dagegen fordern Marx und Christus im Gegensatz zu Tolstoi, daß produziert werde. Und ferner: Christus heischt, produziert gern, freiwillig gebend, und zwar zugunsten der Armen, während Nietzsche dieselbe Forderung zugunsten der Reichen stellt. Marx dagegen sieht die Produktion als einen Zwang, ein Fatum an, dem gegenüber es keine absolute Erlösung gibt, nur Milderung. Christus könnte seine Rechnung glattmachen, wenn allen Konsumenten gegeben würde, während alle Produzenten gern und freiwillig gäben: als Künstler. (Der künstlerische Zug im Christentum.) Tolstoi könnte seine Rechnung glattmachen, wenn alle Produzenten entlastet würden, weil niemand mehr ihre Produkte fordert. Marx erkennt: wir müssen produzieren, um konsumieren zu können, denn wir selbst sind Produzent und Konsument in einer Person. Wir geben nur im Kreis uns selbst. So heißt er uns produzieren, obwohl wir die Produktion als solche selbst nicht lieben können. Sie ist der ewige Fluch, den es nicht aufzuheben, nur zu lindern gilt. Marx ist also im Grunde pessimistischer und letztlich in seiner Einstellung kompromißhafter als Christus und Tolstoi. Dies jedoch mit tiefster Notwendigkeit, entsprechend dem antinomen Tatbestand, daß jedes Geben auf irgendeiner anderen Seite Opfer erfordert, daß somit selbst die Güte noch das Opfer bestätigen muß und sei es als Opfer des Gütigen selbst.

Ist Christus die verkörperte Forderung „Gieb", Tolstoi ein personifiziertes „Nimm nicht", so steigert sich die Situation in Marx zu der Doppelform „Gieb und nimm". Der Kampf darum, daß jeder auch ganz das nehmen dürfe, was er gibt, ist der Kampf um und gegen den vielberufenen „Mehrwert", der im Mittelpunkte des Marxismus steht!

# Abstinenzbewegung und Arbeiterschaft

Von Johannes Gaulke

Die Alkoholfrage gehört unstreitig zu den ernstesten Problemen unserer Zeit. Es ist unverkennbar, daß der Alkohol ein doppeltes Gesicht hat: gefahrdrohend für den, der sich von ihm beherrschen läßt, freundlich dem, der ihn beherrscht. Mit anderen Worten: man muß einen Unterschied machen zwischen Alkoholmißbrauch und einem mäßigen Alkoholgenuß. Wenn die Schwarzseher, zu denen die in den verschiedensten Gruppen organisierten Abstinenten gehören, recht haben, so ist der Alkohol, auch in mäßigen Gaben genossen, ein Feind für die Volksgesundheit, für unsere Sittlichkeit, überhaupt für alles das, was man unter dem Begriff Kultur zusammenfaßt, der ausgerottet werden muß. Worauf stützt sich nun die Überzeugung der Abstinenten? Auf Erfahrungen schwerlich, denn wenn ihre Theorie von der absoluten Schädlichkeit des Alkohols zuträfe, müßte die Menschheit schon längst am Alkoholismus zugrunde gegangen sein, müßte das Geistesleben, das sich in den Werken der Kunst und Literatur, in den Forschungen der Wissenschaft und in den Leistungen der Technik Ausdruck verschafft, schon längst erloschen sein. Alles, was wir an Kulturschätzen besitzen, ist in einer

mehr oder weniger vom Alkohol „verseuchten" Zeit entstanden. Und alle Männer, die etwas zu sagen haben, die Großes geschaffen und die Kulturentwicklung gefördert haben, haben in stärkerem oder schwächerem Maße dem Alkoholgenuß gehuldigt. Der menschliche Organismus ist so beschaffen, daß er gewisse Genuß- und Anregungsmittel zur Herstellung eines körperlichen und seelischen Gleichgewichts nicht entbehren kann. Hohe geistige Leistungen sind bei bestem Willen nicht im Zustand der Askese zu erzielen. Man weise mir einen Abstinenten vom Range eines Shakespeare und Goethe, eines Friedrich der Große und Bismarck nach, und ich würde mein Urteil in dieser Beziehung korrigieren.

Wenn man ferner den Tiraden der Abstinenten Glauben schenken darf, dann ist unsere Zeit ganz besonders dem Alkoholismus verfallen, ja, die Situation hat sich bereits so gefahrdrohend zugespitzt, daß der Zusammenbruch unmittelbar bevorsteht, sollte nicht zu letzter Stunde eine Abkehr von dem „Kulturgift" Alkohol erfolgen. Es entspricht dies nicht im entferntesten den Tatsachen. Der Alkoholkonsum ist in der Kriegs- und Nachkriegszeit reichlich um die Hälfte des Friedenskontingentes gesunken, ebenso ist eine Zunahme des chronischen Alkoholismus nicht festzustellen, im Gegenteil läßt sich in allen Schichten unseres Volkes, namentlich in den Kreisen der Jugend, der entschiedene Wille zur Gesundung und der Abkehr von einem zügellosen Alkoholgenuß feststellen. Und dennoch verstummt das Geschrei von der Alkoholisierung des deutschen Volkes, ja, der ganzen Menschheit, nicht. Wer Gründe für seine Überzeugung sucht, findet sie, selbst wenn er zu diesem Zweck die Statistik vergewaltigt. Erhöht sich zufällig die Präsenzziffer der Alkoholerkrankten in irgendeinem Krankenhause, so werden verallgemeinernde Schlüsse daraus gezogen.

Das Glaubensbekenntnis des Abstinenten ist: Der Alkohol ist ein Gift, also muß er restlos vom Erdboden vertilgt werden. Den meisten Abstinenten scheint der Alkohol nicht gut bekommen zu sein, darum mögen sie in einem radikalen Alkoholverbotgesetz eine Art Selbstschutz gegen die Gefahren des Alkohols erblicken. Daß die Mehrheit des deutschen Volkes nichts von einer Bevormundung in der persönlichen Lebensführung wissen will, kümmert sie wenig. Nach Art von Fanatikern, die ihre Meinung für die allein richtige halten, lassen sie keine andere Meinung gelten. „Und willst du nicht mein Bruder sein, dann schlag ich dir den Schädel ein!" Weil die Abstinenzbewegung fanatisch ist, Vernunftgründen unzugänglich und bestrebt, einen Zwang zur Enthaltsamkeit auf alle Volksgenossen auszuüben, darum ist sie nachgerade zu einer öffentlichen Gefahr geworden.

Wir dürfen uns nicht verheimlichen, daß die Abstinenzbewegung bereits in alle Kreise eingedrungen ist und selbst politische Parteien für ihre Sache gewonnen, mindestens aber dafür interessiert hat. Sehr bemerkenswert ist es, daß sie die Parteien der Linken, von der Sozialdemokratie bis zu den Kommunisten, in ihr Schlepptau genommen hat. Hatte Bebel noch die Alkoholfrage auf dem Dresdener Parteitage als Kleinkram bezeichnet, so sind heute verschiedene Führer dabei, das Alkoholverbot zu einer programmatischen Forderung zu machen. Es ist von ihnen das Schlagwort geprägt worden, daß der Alkohol der größte Feind der Arbeiterklasse sei, ein Gift, das von den Brauereien und Brennereien lediglich zu dem Zwecke hergestellt wird, um die Arbeiter in der Stumpfheit zu erhalten.

Nur eine Arbeiterschaft, die dem Alkohol vollkommen entsagt habe, könne den Befreiungskampf aus den Fesseln des Kapitals erfolgreich durchführen! Phrasen, wenn sie nur mit dem nötigen Pathos vorgetragen werden, zünden immer, selbst wenn sie aller Vernunft Hohn sprechen. Auch das dürfen wir uns nicht verheimlichen. Schon hat sich innerhalb der Arbeiterschaft eine Sektion gebildet, die ihre besondere „proletarische" Abstinenz, im Gegensatz zur nur „bürgerlichen", als ein Mittel des Klassenkampfes mit äußerstem Fanatismus verficht.

Es ist bezeichnend für die radikale Linke, daß sie alle Erscheinungen des Lebens, alle Bewegungen unter dem Gesichtswinkel des Klassenkampfes betrachtet und sie für ihre besonderen Zwecke auswertet. Die Führer im Kampf gegen den Alkohol scheuen sich auch nicht vor Übertreibungen und, wenn erfolgversprechend, nicht vor Entstellungen der Wahrheit. So werden die Wirkungen des Alkohols auf den menschlichen Organismus in Schrift und Wort in höchst einseitiger Weise dargestellt, immer von dem Gesichtspunkt geleitet, den Arbeitern den Alkoholgenuß zu verekeln. Gewiß kann der Alkohol, wenn er unmäßig genossen wird, schwere gesundheitliche Schädigungen herbeiführen, darüber dürfen wir aber nicht seine wertvollen Eigenschaften, die sich in einer besseren Ausnutzung der dem Körper zugeführten Nährstoffe, in einer Erhöhung des Lebensgefühls und in einer Entspannung der Nerven nach getaner Arbeit äußern, aus dem Auge verlieren. Ein Glas Bier, bei der Mahlzeit oder im geselligen Kreise genossen, hat noch keinem Menschen Schaden an Leib und Seele zugefügt. Selbstverständlich ist von jedem Menschen zu fordern, daß er das ihm zuträgliche Maß nicht überschreitet. Würde sich die Bewegung gegen den Alkohol von Anbeginn auf das Prinzip der Mäßigkeit festlegen, würde sie die Masse unseres Volkes auf ihrer Seite haben, dem Zwange zur Abstinenz wird sich jedoch kein freiheitlich empfindender Mensch unterwerfen. Ein radikales Alkoholverbotgesetz, wie es in Amerika eingeführt ist und von den Abstinenten aller Schattierungen angestrebt wird, müßte auch in Deutschland zu korrupten Zuständen führen. Es ist bezeichnend, daß die Arbeiter-Abstinenten, die sozialdemokratisch oder kommunistisch organisiert sind, mit derselben Entschiedenheit für ein Alkoholverbotgesetz eintreten, wie die bürgerlichen Abstinenten, was ein eigenartiges Schlaglicht auf die „Freiheit", die sie vertreten, wirft. Wo bleibt das Recht der freien Selbstbestimmung des Einzelnen in Sachen der persönlichen Lebensführung? Ist es Sache des Staates und der Gesetzgebung, daß wir selbst in unseren animalischen Funktionen einer Kontrolle unterworfen werden, daß uns über die Art und die Menge der zu verzehrenden Lebens- und Genußmittel gesetzliche Vorschriften gemacht werden? Ein Alkoholverbotgesetz wäre der erste Schritt zur Verstaatlichung der Menschen, der Auftakt zum sozialdemokratisch-kommunistischen Zukunftsstaat.

# Von werdenden Genies und verkalkten Talenten.

Von Heinrich Ilgenstein.

Sicher hat man im Wilhelminischen Zeitalter, das allem gesund Revolutionären abhold war, auch in den ernst zu nehmenden deutschen Theaterbüros der dichtenden Jugend gegenüber eine ablehnende Haltung eingenommen, die einem Ausschluß der dichtenden Jünglinge auch da, wo Begabung mit Händen zu greifen war, geradezu gleichkam. Nur gut abgelagerte Dichter, das heißt Herren mit mindestens vierzig Jahren und darüber, kamen für Theaterverleger und Theaterleiter in Frage. Wenn man hie und da, wie bei Gerhart Hauptmann auch einen Dreißigjährigen für aufführungsreif hielt, so war das schon Revolution an sich. Wer etwa als Zwanzigjähriger, von deutscher Herkunft belastet, bei den Theatergewaltigen anklopfte, fand fürsorglich verschlossene Tore.

Das hat sich nun gründlich geändert.

Jener sehr sympathische und keinesfalls aufzugebende Grundsatz von heute, der nun bald seit zehn Jahren die jungen Dichter vor die Front ruft, hat nachgerade umgekehrte Zustände gezeitigt. Hie der dichtende Jünglingsdramatiker von heute, nach dem die Theaterleiter von literarischem Ehrgeiz Jagd wie nach Edelwild machen! Hie die schon reiferen Herren Dichter, die immer bescheidener hinter der dichtenden Jünglingschaft stehen und heute mit Schaudern erfahren, daß in der deutschen Reichsprovinz Thaliens die noch intakte Jünglingslocke die einzige Empfehlung ist.

Gesegnetes Land, das dichtende Deutschland von heute! Jetzt wissen wir erst, wie arm wir damals waren, als uns ein einziger Gerhart Hauptmann, ein Arthur Schnitzler, ein Hermann Bahr erstand! Heute ist jeder halbwegs modern orientierte Theaterleiter und Kritiker in der Lage, je nach seiner Schulrichtung, ein Dutzend höchst beachtlich werdender Genies im Handumdrehen nachzuweisen, nur beeilen muß sich der Lernbegierige.

Schon erklären die Sachverständigen — sachverständig, infolge jugendlicher Frühreife — also schon erklären ganz Sachverständige einen Hasenclever und einen Fritz von Unruh für total antiquiert. Schon melden die jungen Apostel der Jungen neue und allerneueste Genies an, gegen die ein Brust und Brecht geradezu greisenhafte Stümper sind!

Junge Dichter an die Front! Ein schöner, ein herrlicher Ruf! Nur, daß die Theaterleiter, die diesen Ruf zu ihrem Programm erheben, so üble Erfahrungen machen! Daß die Theater dabei pleite gehen, oder daß sie vorsichtig und furchtsam dem ausgegebenen Literaturprogramm zum Trotz sich wieder mit den reiferen Herren Dramatikern anbiedern! Daß sich die Theaterleiter von den Jugendlichen lieber selbst für verkalkt erklären lassen, als Hauptmann, Shaw, Ibsen, Wedekind und Strindberg nur deshalb nicht zu spielen, weil die junge Generation die kunsthandwerkliche Beherrschung des reifen Dichters als unzeitgemäß in Acht und Bann tut.

Hie werdende junge Genies! Hie verkalkte Talente! Es ist verständlich, daß die brodelnde Jugend an den sozusagen verkalkten Talenten von Hauptmann bis zu Fritz von Unruh und Hasenclever in soweit Anstoß nimmt, als ihnen die kunsthandwerkliche Beherrschung der Gereiften in der erstrebten restlosen Eroberung des Theaters im Wege ist. Wenn aber dies Ärgernis so weit geht, daß, wie das vor kurzem in Berlin geschah, zwei

prominente Vertreter der jugendlichen Dramatiker die Aufführung von Arthur Schnitzlers „Einsamen Weg" höchst persönlich durch Radaumachen stören zu müssen glaubten, so zeigt das neben dem Mangel an guter Erziehung eine grotesk anmutende künstlerische Hilflosigkeit unseres dramatischen Nachwuchses. Die werdenden Genies möchten die verkalkten Talente am liebsten totschlagen, erdrosseln, wenn's ginge, theaterpolizeilich verbieten. Eine charakteristische Ohnmachtserklärung!

Viel Wohlwollen! Leere Theaterkassen! Niete auf Niete! Nach wenigen Monaten hat das neue Dramatische Theater in Berlin, nachdem es fast jede Woche mit einem neuen werdenden dramatischen Genie versucht, soeben bankrott gemacht. Wenige Straßen weiter triumphiert Bernhard Shaw, im Sinne werdender deutscher Genialität von heute, auch nur ein verkalktes Talent, in Reinhardts „Deutschem Theater" mit seiner „Heiligen Johanna"! Muß man da nicht auf den Gedanken kommen, daß sich bei aller Fülle der Gestalten die vielen werdenden deutschen Genies von heute mit ihrer programmatischen Verachtung des Technischen und Ausgereiften auf dem Holzwege befinden und von so manchem verkalkten Talent im Sinne des lebendigen Theaters immer noch einiges lernen können?

# Münchener Elegie

Von Franz Graetzer

Als ich wieder kam, — da geschah es in ungewohnter Stummheit und lediglich in Erfüllung meines letzten Willens, der geboten hatte, mein müdes Gebein in bayerische Erde zu betten. Und überhaupt, war es sehr ergreifend. Der Trauerzug war bunt besetzt und bewegte sich, nach Vorschrift, von einer Grenzmark der geliebtesten Stadt zur anderen. An den Hauptknotenpunkten meines Weiland irdischen Wandels, an den Weinstuben der Barer- und Leopoldstraße, am „Steyrer" und am „Soller", am Café Glasl und am Café Orlando di Lasso, reihten sich neue Abteilungen ins Leichengefolge. Stammgäste, von der Treue, die nur in diesem Landstrich Stammgästen eignet; Stammgäste, die ihres Daseins Kreuz mit so abgeklärter Geduld all ihr Lebtag trugen, daß sie ganz vergessen hatten, es rechtzeitig in ein Hakenkreuz umzustellen. Und jede der zahllosen stillen Begrüßungen mündete in das episch traute, besinnliche „Und überhaupts . . ." Und als der festliche Zug die Bogenhauser Brücke querte, da knäulte die freundliche Wirtin des alten Griechenbeisels einen Stoß Weinrechnungen und übergab ihn dem Hochwasser der, wie meistens zorngeschwollenen, Isar mit wehmütiger Größe. Die Musik stellte das Orchester der Blumensäle. Noch einmal lösten die Lieblingsmelodien des Verblichenen einander ab, kreuzten ihre tiefen Weisheiten und verflochten sich um so kunstvoller, je häufiger die Wiederholung geschah. Immer wieder, durch keinen Eindrang banaler Bananen oder schöner blauer Augen unterbrochen, beteuerten Kàlmàns hehre Feierklänge, daß die Mädis vom Chantant die Liebe nicht zu tragisch nehmen, und stellten dann wieder fest, daß du nicht weißt, wie lange noch der Globus sich dreht, und ob es morgen nicht schon zu spät. Und hinter dem Sarge gingen die elftausend törichten Jungfrauen von Neuhausen und Obermenzig und trugen Banner mit der Inschrift: „Denn er war unser".

Die älteren unter ihnen, die sich des Dahingerafften noch deutlich zu entsinnen vermochten, weinten leise. Und überhaupts versicherte der weißbärtig gewordene Harry Kahn, der rüstig zwischen den herzlichen Mädchen ausschritt, daß es sich um einen Schwabinger Schmonz handle. Die ernsten Männer aber harrten der Trauerrede entgegen, und zwar um so gespannter, je näher die Abendsonne dem Parkfriedhof zu sank. Und einige wußten, daß diese Rede nun doch nicht Richard Rieß halten würde, weil der greise Schwerindustrielle für Reiselektüre leider zerstreut genug gewesen war, sich statt dessen auf festliche Worte zu Ehren Adolf Hitlers vorzubereiten, sondern daß Sebastian Scharnagl sprechen würde, dem diese Leichenfeier in ihren Grundzügen schon zu Zeiten des großen Krieges, in einem Straßburger Lazarett, von dem Verblichenen selber vorgezeichnet worden war. Am offenen Grab Kuni, die betagte Hebe der „Akropolis", fröhlich den Seligen hochleben. Und überhaupts wurde es ein schöner Tag, der so den letzten Willen des Toten nicht nur äußerlich erfüllte.

---

Als ich Abschied nahm, — da war München noch, was es nicht mehr geworden ist: die Stadt ohne Winter. Das ewig von Frühlingsföhn durchwirbelte Eden, das, seit Straßburgs Verlust, Deutschlands schattenlosestes war. An der Feldherrnhalle schnäbelten sich noch die friedsamen Tauben, die, im Gegensatz zu den ewig Blinden, keine Windjacken brauchten. Lindströms blaue Brille waltete noch erheblich nördlicher, und der biedere Bierbürger war, ewig schimpfend, gleichwohl zufrieden, auch wenn er nicht allsonntäglich seinen gebratenen Juden im Topf hatte. Und in der „Akropolis" setzten die Kammerspiele ihre Liebhabervorstellungen bis ins Morgengrauen fort. Und an der Bogenhauser Brücke wandelten, nach dem Wort der klügsten Frau, die Tauben sich in Möwen. Und am Promenadenplatz wartete Karla . . .

All das ist nun Alt-München — und endete restlos doch erst vor kaum einem halben Jahrzehnt. Eine verschollene Welt. Da war, in der Akademiestraße, eine Pension, die Herman Bang nicht hätte phantastischer schildern können. Ein holdes Tollhaus, das die holde Tollhäuslichkeit einer ganzen Stadt symbolisieren konnte. Da war, wenig entfernt, ein buckliger Uhrmacher, der die Preise von 1850 weiter verlangte, als habe es nie einen Weltmarkt, und auf diesem nie eine Teuerung gegeben. Zeigte der Kunde Erstaunen, so kam die erstauntere Antwort: „Ja, wann eh Alles aufschlagt, soll dann ich auch noch die Leut' überteuern?" Kein Märchen; und kein Märchen, daß es die rote Relly gab, die eines hellen Nachmittag in einer Bücherstube die Revuen des Heiljahres 1924 vorwegnahm und splitternackt zwischen den anderen Kunstwerken des Schaufensters stand. Kein Märchen, die Atelierfeste und die Bälle im Steinickesaal, auf deren Gipfel die Quadrille sich zu einer Française rückbildete und dann gar noch, Münchnerisch, „Frasseh" hieß. Kein Märchen, der warme Februarschnee von Sollen, in dem man ruhte. Und kein Märchen, daß Karla selbst solche Verstecke aufspürte . . .

Seither kamen Kahr und Pöhner, Arco und Roth, Hitler und Frick über München. Kam die Zeit, da Niederschönenfeld seine Mauern bis Pasing und Freymann vorschob. Kam die Stunde, da in Max Halbes Kegelbahn eines Tages einer „Alle Neune" schob und die neun Musen mordete. Kam die Unzeit, da Hermine Körner nicht mehr nur komischer,

sondern auch populärer ward, als Kathi Kobus. Kam die Massenflucht der Schlawiner, die München weniger säuberte als entgeistete.

Wird noch einmal Frühling, der alte Münchener Frühling, von St. Emeran oder von Ludwigshöhe her, über den Marienplatz fegen? Wird München je wieder — München sein? München ohne Fremdenpolizei, Putschistenparaden und grenzenlosen Lustmord? München mit richtigem Oktoberfest im richtigen ewigen Frühling? München, in dem müßige Köpfe Zeitschriften und Theater, selbst Feenpaläste, gründen, statt illegaler Verbände? München mit sündloser Liebe auf allen Wegen statt mit wüstem Haß an allen Wänden? München, das ein guter Atelierwitz in Minuten durchschwirrt?

Ein Narr wartet, für tausend verbannte Narren, auf Antwort.

# Der Klassiker C. F. Meyer*)

Von Erich Everth

Meyer war Klassiker. Damit ist hier kein Rang, keine Abstempelung zu kanonischer Geltung, sondern ein inneres Strukturverhältnis gemeint. Klassik ist auch keine bloß historische Kategorie, sondern bezeichnet einen allgemeinen menschlichen Grundtypus. Klassische Kunst in diesem Sinne ist also nicht an einige geschichtliche Epochen gebunden, sie kommt in ähnlichen Perioden immer wieder, ohne Rückkehr zu älteren klassischen Formen. Mit Klassizismus, der, wie sein Name anzeigt, etwas Abgeleitetes, Nachahmung früherer Klassik ist, hat sie nichts zu tun. Bei Meyer liegt das Klassische weniger darin, daß er die Überlieferung der deutschen Klassik in manchen Hinsichten fortsetzt — das ist für Grillparzer mehr bezeichnend als für ihn. Es besteht auch nicht darin, daß er sich zu der Kunst der italienischen Renaissance gezogen fühlte — dies war nur eine Folge seiner eigenen klassischen Veranlagung.

Es gibt ein klassisches Prinzip, eine Idee der Klassik, die jenseits aller einzelnen Realisierung steht und stets von neuem Verwirklichung findet. Es ist eines der wenigen großen Leitmotive in der Sinfonie des Lebens und stellt ein Ideal neben andern dar, die etwa heißen mögen: das Dionysische, das Gotische, das Barocke, das Romantische, das Expressive — auch diese Namen wieder in einem allgemeinen, über einzelne historische Gestaltungen hinweggreifenden Sinn verstanden. Das Klassische ist demnach kein erledigtes Problem, so wenig wie jene andern typischen und ewig menschlichen Erlebensarten abgetan sind.

Was aber ist nun klassisch in diesem erweiterten Sinn? Klassik schließt zunächst volle Reife ein im Gegensatz zu allem Unentwickelten; sie ist endgültige Gestaltung in einer jeweils gegebenen Art. Das Klassische ist nicht jugendlich — was jung erscheint oder befangen, wirkt nicht klassisch. Klassische Gefühlsweise ist auch mehr männlich als weiblich. Wie das alles für Meyer gilt, ist bereits klar. Besonders aber — und das hängt mit dem vorigen zusammen — ist das klassische Lebensgefühl durch einen

*) Demnächst erscheint, als ein Vorbote des 100. Geburtstages C. F. Meyers ein Buch über den Schweizer Dichter aus der Feder Erich Everths im Sibyllen-Verlag zu Dresden. Wir sind in der Lage, schon heute eine Probe daraus zu geben.

eigenen Grad von Ordnung und Ruhe gekennzeichnet. Wer in der Kunst vor allem Sammlung, Schlichtung, Klärung seines eigenen Innern und Verklärung des Lebens sucht, neigt zu klassischer Kunst. Von ihr hauptsächlich gilt das Wort aus dem Faustvorspiel: „Was in schwankender Erscheinung schwebt, befestiget mit dauernden Gedanken". Sie ist insofern und in ihrer ganzen inneren und äußeren Form dem Monumentalen verwandt. Das Klassische ist einfach, in jener hohen Art, die mit dem Simplen, auch mit künstlicher Simplizität nichts zu tun hat, aber sehr viel mit dem sachlichen Ernst des von bedeutenden Vorstellungen erfüllten und sich selbst beherrschenden Menschen. Winckelmanns vermeintliche Definition der gesamten Antike — edle Einfalt und stille Größe — paßte nur auf die klassische Zeit, gilt aber nun nicht allein für die antike Klassik, sondern für jede klassische Kunst und so auch für C. F. Meyer. Denn klassisch, das ist Geschlossenheit, Bindung, Reinheit der Linien, Anschauung mehr als Stimmung, plastischer mehr als malerischer Stil, epische Daseinsart mehr als lyrische und dramatische. Das sind Feststellungen, die auch anderwärts in der modernen Literaturwissenschaft (Strich, Hefele, Korff) gut gestützt sind und hier ihre bestätigende Anwendung auf Meyer finden.

Klassische Kunst behält auch immer, wie die antike, etwas Körperliches — mens sana in corpore sano. Darum war romanische Architektur und Bildnerei klassisch, die Gotik dagegen romantisch oder expressionistisch. Klassische Kunst hat tektonische Logik, aber auch Füllung. Das Klassische ist „rechtwinklig an Leib und Seele", mit Nietzsche zu reden, der seinen Übermenschen so wünschte. Von Meyers bildhaftem Körpergefühl, das sich dem seelischen Ausdruck anschmiegt, ist im vorigen hinlänglich gesprochen worden.

Klassische Gebilde sind überhaupt charakterisiert durch eine harmonische Entfaltung der menschlichen Kräfte — nicht zufällig wird auf dem klassischen Gymnasium das Ideal der harmonischen Bildung traktiert. Wölfflin hat der Klassik eine „gleichmäßige Steigerung unserer Lebenskraft" zugesprochen. In der Tat, wie sie Seele und Leib ist, so ist sie auch Seele und Geist zusammen, und es ist öfter bemerkt worden, daß in ihr das emotionale und das rationale Element in einem gewissen Gleichgewicht stünden, das heute etwa für unsere Kultur Graf Hermann Keyserling zurückgewinnen möchte. Ein moderner Maler, Paul Cohen-Portheim, hat in seinem Buch Asien als Erzieher die klassische Kunst der Griechen zu erfassen versucht als Ausgleich von Verstand und Gefühl: „Das Gefühl der Gotik ist tiefer und hinreißender als das der Antike, der Verstand der Neuzeit stärker als der ihre, nur das Gleichgewicht beider ist noch nicht wieder gefunden worden." Ich glaube, daß dies ähnlich, wenn auch anders als bei den Hellenen, in der Kunst der italienischen Hochrenaissance und in der Dichtung des deutschen Neu-Humanismus dagewesen ist, weil es zum Wesen jeder Klassik gehört. Und so ist es auch in Meyers Werk zu finden.

In klassischer Kunst spielt freilich das geistige Element eine besondere Rolle, keine vorherrschende, doch eine größere als in andersartigen Gestaltungsarten. Über die klassische Bedeutung des rationalen Faktors belehrt ein Blick in die griechische Kunstlehre der hohen Zeit, belehrt die Kunstanschauung des Cinquecento, wie sie Wölfflin dargestellt hat, belehrt auch Weimar. Bei Meyer ist rational die Klarheit, die als beherrschendes Ideal über allem schwebt, in der Sprache, der bildlichen Anschauung, der

Erzählung, namentlich auch in der Komposition, die bei ihm Übersicht, Ordnung, Gliederung ist. Das Ausreifen der Entwürfe, die lange Siebung der Einfälle läßt dem rationalen Element Zeit, sich zu betätigen. Daß Meyer nicht Intellektualist war, nicht Ideendichter noch Didaktiker oder Allegorist, ist früher hinreichend deutlich geworden. Das künstlerisch-rationale Element ist ja nicht zu verwechseln mit anderen intellektuellen Betätigungen; es geht auf künstlerische Formprinzipien wie eben Klarheit, Ordnung, Gliederung, Gleichgewicht, Geschlossenheit und Ganzheit.

Schließlich gibt alle Klassik einen eigentümlichen Ausgleich von Freiheit und Gesetzmäßigkeit: Selbstbeherrschung durch freiwillige Bindung aus der Überzeugung, „das Gesetz nur kann uns Freiheit geben". Das Gesetz — ein Begriff, der in der Vorstellung aller klassischen Künstler einen bevorzugten Platz einnimmt. So hielt Goethe, nach den Maximen und Reflexionen, das Schöne für eine Manifestation geheimer Naturgesetze, die uns ohne seine Erscheinung verborgen bleiben würden, und er bestimmte auf der italienischen Reise den klassischen Stil im Gegensatz zu bloßer Nachahmung der Natur einerseits und zu Manier auf der andern Seite so: daß der Stil auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis ruhe, auf dem Wesen der Dinge, sofern es erlaubt sei, es in sichtbaren und greifbaren Gestalten zu erkennen. Auch für Keller waren die Begriffe „wesentlich" und „gesetzmäßig" gleichbedeutend. Meyer hat diese theoretische Vorstellung weniger gehegt, aber er besitzt das Maß, das Ebenmaß, das ein Hauptbegriff jeder Klassik ist. Dionysisches Kunstwollen sucht etwas anderes, nämlich den Eindruck von Ungebundenheit bis zur Ekstase und Ausschweifung; das Gotische will religiösen Aufschwung und Hingabe bis zur Selbstaufgabe; Barock erstrebt den Schein der Regellosigkeit, auch Überschwang, Rausch und Betäubung, Expressionismus schrankenloses, absolutes Gefühl, Begeisterung bis zur Besinnungslosigkeit und zum Verschwimmen im Unendlichen. Bei Meyer lassen sich wohl einige romantische, auch einzelne barocke Züge finden, doch dominiert das klassische Formgefühl. Als ein Vorläufer darin erscheint mir Hölderlin, der heute neu Entdeckte und hoch Verehrte.

# Der Kampf um den Lönsstein

Von G. A Küppers-Sonnenberg

An sich sind Denksteine bedeutungslos. Was will es besagen, ob alle Straßenecken, alle freien Plätze oder Berggipfel mit mehr oder weniger schönen, — man könnte auch sagen mehr oder weniger geschmacklosen — Steinen verziert oder verunziert werden. Den Menschen, den sie feiern sollen, erfreuen oder kränken sie nicht mehr. Die wahre Verehrung ist eine innere Angelegenheit; somit könnte man kurzerhand auf jede äußere Darstellung verzichten. Fraglos würde der Anblick Deutschlands erfreulicher sein, wenn manche architektonische Geschmacklosigkeit nicht stünde. Anderseits gibt es eine Reihe von Steinen von geradezu erschütternder Wirkung. Wie aber hat man sich grundsätzlich zu der Frage der Denksteinsetzung zu stellen. Ist sie abzulehnen oder zu befürworten.

Theoretisch ist die Antwort einfach zu geben: eine seelische Kraft trägt die Notwendigkeit in sich, sich zu äußern; Denksteine sind Kultzeichen, sind Symptome und zugleich Symbole, die die Verehrung sich schafft. Wenn dennoch viele Denkmäler so geschäftsmäßig aussehen, so rührt es eben daher, daß die Verehrung sich geschäftsmäßiger Wege hat bedienen müssen, um sich Ausdruck zu verschaffen. Hierin liegt einesteils Tragik; denn die wahre Liebe wird oft durch die Aufmachung verdrängt; teils Komik, insofern als die Aufmachung oft in diametralem Gegensatz zum Wesen des Gefeierten und der Feiernden steht. Bei welcher Kultform wäre dies nicht der Fall?

Zwei Steine haben in meinem Leben auf mich einen besonderen Eindruck gemacht. Der erste trug in schlichten Lettern die Inschrift: Ueber allen Wipfeln ist Ruh. Er war dem Andenken Goethes gewidmet, an der verschwiegensten Stelle eines zauberhaft schönen Waldes angebracht. Der Eindruck, den dieser Stein hervorrief, ist eine meiner lebhaftesten Erinnerungen.

Ähnlich ist es mir mit dem Lönsstein ergangen. Und doch wieder ganz anders. Ich selbst war reifer geworden und stand dem Stein kritischer gegenüber. Ich fand den Grundgedanken nicht schlecht, den Dichter der Heide durch einen einfachen Quaderbau aus roten Granitfindlingen zu ehren. Ich weiß, daß viele diesen schlichten Stein nicht schön finden, weil er ihnen nicht „geschmackvoll" genug ist, weil er keinen „Stil" hat, weil er so simpel natürlich ist. Dazu ist das Fundament noch schlicht sachlich ausgewuchtet. Für mein Gefühl hätte der Stein etwas erhoben liegen müssen, der riesige Findling, der die Deckplatte des Quaders krönt. Die Schwere des Steines wäre mehr zur Geltung gekommen. So wird er durch die Wucht des Unterbaus erdrückt. Dies sind meine einzigen Bedenken. Sonst aber: wer kann sich einen geeigneteren Ort aussuchen zur Verherrlichung des Heidedichters als dies Plateau des Wietzer Berges bei Müden an der Örtze, das mit einem Blick einen Überblick über die ganzen Landschaftsformen der Heide bietet und zugleich einen Einblick in den geologischen Aufbau — für den Kenner — gestattet, wie auch ein charakteristisches Stimmungsbild gibt. Die Lönssche Schwermut liegt über diesem Fleck; ob man nun am Mittag kommt, im prallen Sonnenschein die Immen summen hört, die Wacholder wie knieend im Gebet; oder am Abend nach sinkender Sonne bei stillschwebendem Mond im Geraun der Blätter und Gerinsel der Wellen des

drunten wandernden Ortzeflusses. Immer ist man unwillkürlich durch die melancholische Eintönigkeit und den Ernst des Ortes zur Sammlung gezwungen. Unwillkürlich dämpft man die Stimme. Und dieser Stein ist in seiner Existenz bedroht? Aus dem lächerlichen Grunde, weil die Gemeinde der Lönsverehrer die Pachtpreise für die Schnuckenweide nicht aufbringen kann, die den Stein umgibt. Ein Kampf ist entbrannt. Die Schnuckenherde ist in ihrer Existenz durch den Ruf eines Dichters bedroht. Der Stein steht und kann nicht auf Abbruch verkauft werden; was manchem vielleicht lieb sein würde. Der Gastwirt zum Ortzetal hat sich des Steines angenommen — aus begreiflichen Gründen; die Zeitschrift „Wild und Hund" setzt sich für den Jägerdichter ein. So tobt der Kampf um das Andenken eines Mannes, der heute im Ausland als einer der typischen Repräsentanten des deutschen Geistes gilt. Wo findet sich eine solche Kraft der sinnlichen Anschauung und der Gestaltung? Was will dagegen seine moralische Haltlosigkeit besagen? Die dazu nicht einmal erwiesen ist. Darf man einen Künstler mit der Elle des Kleinkrämers messen? Kennt man all die Kämpfe, die in diesem unglücklichen Menschen stattgefunden haben. Ich will durchaus nicht Löns rechtfertigen da, wo er sittlich zu verurteilen wäre; doch wage ich nicht zu entscheiden, wo er zu verurteilen ist. Die Bauernschaft der Umgebung des Lönssteins denkt anders. Löns hat einen liederlichen Lebenswandel geführt, also — mag sie ihn moralisch ablehnen; damit bleibt aber doch seine künstlerische Größe bestehen, abgesehen von Einwendungen ästhetischer Art, die man zu machen hätte. Man muß einmal einer Lönsfeier der wandernden Jugend am Lagerfeuer in verschwiegener Heide beigewohnt haben, um zu ermessen, welch gewaltige lebendige Wirkung der Dichter Löns ausgeübt hat. Er ist ein Dichter, der mit seinen Werken ins Volk gedrungen ist. Man liest ihn nicht nur; man lebt in ihm.

Der Niedersachse, den Löns so sehr liebte, lehnt den Dichter Löns ab, mit der einfachen Begründung, daß er die Heide anders geschildert habe, als sie sei. Die simple Logik des naiven Realismus, der nicht zu erfassen vermag, daß jedes Erkenntnisorgan die Welt auf seine spezifische Weise spiegelt. Das Phlegma des Bauern, der bleiben will, was er ist; dem jede Anforderung Unbequemlichkeit verursacht, die nicht direkt den Belangen des wirtschaftlichen Lebens entwachsen ist.

So nur konnte es kommen, daß der Gastwirt zum Ortzetal die Almosentafel aushängen mußte, die mit unbeholfenen Lettern für die Erhaltung des Lönssteins wirbt; daß der Bauer sich schämt, das Land — die kostbare Schnuckenweide — hergegeben zu haben, nur, damit er von seinen Nachbarn gehänselt wird. So allein konnte der Kampf entbrennen zwischen dem Ruf des fraglos originalsten Heidedichters und der Schnuckenherde; der mit Verbottafeln und Stacheldrahtzäunen — weil die Lönsverehrer den Weg über die freie Heide dem vorgebahnten Weg vorziehen — und ausgeworfenen Hemmgräben geführt wird.

Dieser Streit scheint mir symptomatische Bedeutung zu haben. Er erhellt, wie heute in Deutschland Fragen von nationaler Bedeutung angefaßt werden. Löns ist ein Repräsentant des deutschen Geistes im Ausland. Die diesem Dichter errichtete Denkstätte im Herzen der von ihm besungenen Landschaft ist bedroht.

Ich frage mich: was würde Frankreich an unserer Stelle machen? Ich frage mich weiter und richte meine Frage an die deutsche Öffentlichkeit, ist

Löns ein deutscher Dichter gewesen oder nicht; ich weiß, daß es Jäger gibt, die Löns jede jagdliche Tugend absprechen. Kein Mensch ist makellos und keiner ist vor Anwürfen gefeit. Das Volk im ganzen sollte sich aber bewußt sein, daß es in Hermann Löns einen seiner ursprünglichsten Dichter hat. Um seiner selbst willen muß es ihn lieben, da wo er anzuerkennen ist.

Oder soll Löns das Schicksal Nietzsches teilen: für einen Moment von Unverständigen übermäßig gefeiert zu werden; um hernach der Vernachlässigung anheimzufallen. Wenigen ist bewußt, was für ein Lebensbuch sie im Zarathustra besitzen: eine Schule zur Schärfung der intellektuellen Gewissenhaftigkeit und des psychologischen Feinblicks; wenige wissen, daß sie in Herman Löns die Natur haben in unmittelbarstem Erlebnis. Das Volk verarmt, wenn es nicht mehr zu verehren vermag. Wie wird der Kampf um den Lönsstein entschieden werden; wird der Ruf Hermann Löns' die Herde besiegen oder umgekehrt??

So wie der Streit aber liegt, ist er beschämend als Symptom der inneren Zerrissenheit Deutschlands, des kleinlichen Egoismus, der allerwärts Platz gegriffen hat und jede idealistische Schwungkraft lähmt.

# Moschienizza

Ein adriatischer Spaziergang

von E. F. Behl

Olivenwälder wandern schweigend mit mir fort
Von Bucht zu Bucht in silbergrauen Säumen rings.
Dahinter rostet Eichenlaub den Bergen zu
Und bebt im leisen Wind, der längst schon übers Meer
Ein Frösteln hauchte, daß die blaue glatte Flut
Sich kräuselnd, fror. Nun steigt die Straße an und biegt
Den Höhen nah, in eine stille Schweigsamkeit.
Hier rauschen mildre Wellen, sanften Melodien gleich,
Und rieseln übern Silberkies der tiefen Bucht.
Jedoch wie strenge Wächter, ragend, kalt und starr
Trotzen die Berge, eisgepanzert, rätselstumm,
Und ihre Gipfel schwimmen oben fern im Blau.
Hier stieg einst Jason, abenteuernd, wild ans Land,
Den heiße Sehnsucht trieb, des goldnen Vlieses Spur
Zu finden und das heilige Kleinod wiederum
Zurückzuretten. Oh, es ward ihm wohl zuteil,
Doch schlug es schlimmre Wunden ihm als je ein Schwert
Vermag zu schlagen. Aber immer wieder wird
Der Mann hier landen oder wo es irgend sei
An andrer Küste, der d o ch sein begehrt. Noch fließt
Sein Glanz hellblendend durch die Welt; bald überm Meer
Liegt es gebreitet in der Sonne Spiegelschein,
Bald hängt es zwischen steilen Felsen hoch in Glut.
Und immer wieder auch wird solcher fernen Bucht
Ein braunes Segel schnell vorüberfliehen. Und nie
Wird, der darin sich eingeschifft, das Vlies zu schaun,
Es je erblicken, wird als irrender Ulyß vielmehr

Der Meere Gast sein, bis er einmal scheitern darf...
Kühl weht der Eiswind von den weißen Höh'n herab;
Die schatt'ge Straße aber springt um eine Biegung
Und, warm sich dehnend, steigen weite Gärten jetzt,
Behaucht von Rosenglanz, dem heitren Himmel zu.
Und Margeritenbüschel hängen überm Mauerwerk
Mit tausend Sternen blinkend, Frühlingsblitzen gleich.
Zu Füßen mir sprüht weiß ein Wellenschleier auf
Wie um der Schaumgebornen heilige Blöße wehend.
Und ewigen Gruß des Südens nicken still herab
Die stolzen Spitzen schwankender Zypressen, die
Der Erde Durst und grauen Staub, aufstürmend, fliehn,
Indes die Lorbeerkirsche aus dem grünen Laub
Wie ein berauschendes Auge dunkel flackernd brennt.
Der Küste Bogen biegt nun wieder tief ins Land,
Und wechselnd immer führt der vielgeschlungne Pfad
Durch Kühle, Glut, durch Sommer mich und braunen Herbst.
Doch aus der Buchten Schatten steig ich stets heraus
Ans Sonnenlicht. So wandert mancher wohl dahin
Und meint, durch seiner Seele Landschaft ging der Weg,
Des Ziel sich immer wandelt, eh' es ganz erreicht
Und der dem Blick nur Ende, nicht den Schritten schenkt...
Qualvollen Schrei wirft einer Möwe Silberleib,
Hinschwebend in die Luft. — Ein junger Hirte liegt
Wie etwas Braunes zwischen Steingeröll und träumt
Zum weitgewölbten Himmel anders nicht empor
Als eine Blume oder eines Grases Halm.
Die Herde sprenkelt weiß und dunkle Flecke rings
Ins Grün und Grau der Landschaft, die ihr Lager ist,
Und vor mir her stiebt furchtsam zweier Lämmer Flucht.
Mir wird, erschau ich all die Dinge so um mich
Als sei ich fremder Küste sturmverschlagner Gast,
Von blauen Wellen irgendwo herangespült...
Die Straße aber äfft mich wiederum und jäh
Um einen Felsen springend, treibt sie mich dahin.
Nun weitet sich, Weingärten tragend, grün ein Tal
Mit bunten Häusern wie besät und Sonnenschein
Einatmend. Braune Kinder spielen überm Weg
Und rufen Laute, unbekannt und sonderbar,
Die wie Musik erklingen. Dunkler Augen Blitz
Huscht mir vorüber... und ein kranker Bettler hält
Die lahme Hand so vor mich hin, als könnte
Berührung heilsam sein, indes ich voller Grauen
Die Münzen, die ich in den Hut ihm klimpernd warf,
Kaum hörend, flieh... Von einem Haus am Hügelsaum
Dringt nun ein Ave in die goldne Mittagsglut
Wie eine frische Brise kühl herab und kommt
Von jener Frau, die viele Wäschestücke dort
Auf Schnüren sorgsam in den Garten hängt. Im Licht
Umglimmt Mariens Glorienschein den schwarzen Scheitel.

Aufwärts der Pfad! — Olivenlaub umsäumt ihn mild
Und zittert mit empor... Schon nistet in der Ferne
Auf Bergesspitze wie ein riesiger Adlerhorst
Ein altes Menschennest und blendet fast
Mit seinem Weiß den Wandrer. Eng zur Höh' gedrängt,
Klebt ein Gewirr von Häusern, kalkig wie Gebein,
Sich selber krönend mit dem Kampanile und
Ins Meer hinaus weit lugend, irrer Schiffer Trost.
Uralt der Fleck... Noch rosten alle Nägel rot
Im holznen Tor, das einzig Zugang gibt; und noch
Halten die Steine mit dem morschen Mörtel fest.
Doch die drin hausen, in der Winkel Schattengrau
Und zwischen brüchigen Stufen, dumpfen Höfen sich
Hinschleppen oder flattern, scheinen Hühner nur
Und alte Frauen... Greisenköpfe bücken hier
Sich unter niedre Türen und so still war nie
Ein Ort wie dieser, der am Rand der Welt
Zu liegen scheint und dennoch überm Meeresblau
Hochragend blinkt. In seinen engen Gassen wagt
Das Licht, sich bangend, kaum zu scheinen. Nur
Rings um den Kampanile brandet Sonne wie
Die ew'ge Flut der Wogen. Hier im großen Glanz
Des Taggestirnes badet sich die Seele rein,
Hinschwebend selig fernsten Küsten zu,
Wie eine Taube silbern durch den Äther schwimmt
Im klaren Strome des metallnen Glockenhalls
Der nun, ein Weckruf Gottes, über mir erbebt,
Und aus dem toten Bergnest laut aufbrausend schwingt
Als rauschten Flügel, nimmermüde, durch die Welt.

# Randbemerkungen

## Früchte amerikanischer Frauenemanzipation

Amerika ist bekanntlich das Paradies der Frauen. Die Männer, die früher sehr viel im Staats- und Gesellschaftsleben zu bedeuten hatten, sind tatsächlich durch die Frauenrechtlerinnen, die alles besser wissen, und alles besser können, an die Wand gedrückt worden. Die Ueberheblichkeit des weiblichen Geschlechts hat sich hie und da schon zu einer unerträglichen Tyrannei gesteigert. Namentlich sind es die Damen des Südens, die sich über Gesetz und Rechte mit südländischer Grandezza hinwegsetzen. Folgender Vorfall, der sich in einer Stadt mit dem berühmten Namen Alexandria im Staate Louisiana abgespielt hat, charakterisiert das sittliche Niveau gewisser Frauenrechtlerinnen auf das beste. Dort war eine Frau Bonnette, die als schön und liebenswürdig gilt, mit einer weniger schönen Frau Ball wegen irgendwelcher Eifersüchteleien in Differenzen geraten. Da der Fall nicht vor dem Kadi zum Austrag gebracht werden konnte, bediente sich Frau Ball des im Süden üblichen Lynchverfahrens. Eines Morgens überfiel sie die nichts ahnende Rivalin in Gemeinschaft mit ihrer Tochter und einer Freundin in ihrer Wohnung, knebelte sie und schleppte

sie in ein vor der Tür bereitstehendes Auto. Dann ging es in rasender Fahrt nach einem nahegelegenen Walde, wo die drei Weiber so lange auf ihr Opfer losprügelten, bis es bewußtlos zusammenbrach. Darauf wurde Frau Bonnette wieder mit demselben Auto nach ihrer Wohnung geschafft. Der „Gerechtigkeit" war Genüge geschehen! Wie aus der amerikanischen Zeitungsnotiz hervorgeht, war diese bestialische Handlung nicht etwa im Alkoholrausch geschehen, sondern bei voller Ueberlegung und sozusagen auf nüchternem Magen. Denn gerade die Damen der „besten" Gesellschaft, die für Recht und Freiheit kämpfen, das heißt für eine zügellose Weiberherrschaft, sind ausgesprochene Alkoholgegnerinnen — wenigstens nach außen hin. Auch sonst werden gerade aus den „trockensten" Staaten fast täglich Ausschreitungen und Bestialitäten gemeldet, die unter dem „feuchten" Regime nicht vorkamen. Ob die gesteigerte Kriminalität in Amerika am Ende doch mit der prohibitonistischen Gesetzgebung, die den Anreiz zu Gesetzesübertretungen aller Art bietet, im ursächlichen Zusammenhang steht?

## Wertzuwachs und Scheinwerte

Man schreibt uns: Mit Recht ist im Septemberheft 1922 der „Gegenwart" die Wertzuwachssteuer für die Inflationszeit als ungerecht bezeichnet. Diese Steuer ist dann auch beseitigt. — Es ist an der Zeit, heute folgende Vorgänge zu beachten:

In der Inflationszeit kaufte im Herbst 1923 ein Bankbeamter ein Wohnhaus für einen Papiermarkbetrag, der 0.60 Goldmark entsprach. Heute kann er dies Haus für etwa 15 000 Goldmark verkaufen. Im Frieden kostete das Haus etwa 25 000 Mark. Die Möglichkeit, das immer wertloser werdende Papiergeld in dieser Weise zu konservieren, bestand nicht für jeden Kapitalbesitzer, weil der vorhandene Grundbesitz nicht dazu ausreichte. Der Kapitalbesitzer, der bis 1914 sich ein Vermögen von 100 000 Mark erarbeitet hatte, besaß infolge der Geldentwertung im November 1923 noch 0,000 000 01 Goldmark, falls er nicht rechtzeitig Sachwerte erworben hatte. Wenn er letzteres nicht tat, trifft ihn kein Vorwurf. Nicht jeder gewöhnte sich an den Erwerb eines Warenlagers. Die Flucht in die Sachwerte trug mit zur Entwertung der Papiermark bei. Die Sachwerterwerber dienten nicht der Allgemeinheit, sondern lediglich ihrem eigenen Egoismus. —

Verlangt nicht die Gerechtigkeit hier einen Ausgleich? Der Staat garantierte Mündelsicherheit seiner Anleihen. Er will sein Versprechen nicht halten. Aber dem Sachwertbesitzer, der an Stelle des Papiergeldes ein unter der Gesetzgebungsgewalt des Staates stehendes Grundstück erwarb, will er anscheinend in dem leicht erworbenen Besitz von 15 000 Goldmark belassen, der von Monaten noch 0,60 Goldmark bedeutete. —

Es ist angeregt, eine Vermögenszuwachssteuer zu erheben. Der Gedanke ist ernster Prüfung wert. — Für unseren Fall erst recht! Der Erwerber des Hauses (0,60 Goldmark) verlangt heute monatlich wohl 60 Goldmark Miete. — Kann ihm dieser Anspruch zuerkannt werden, wenn der Kapitalbesitzer nach dem Willen des Staates alles verloren haben soll? — Ein solcher Hausbesitzer muß einen Teil der Miete abgeben. — Wer eine Goldmarkhypothek mit Papier zurückbezahlt hat, soll jetzt von

dem ihm auf diesem Wege geschenkten Betrage eine ganz gelinde Steuer zahlen (III. St.NVO.). — Wenn der Staat hier zufaßt, kann er auch den oben beschriebenen Erwerb nicht unbelastet lassen, nachdem er es geschehen ließ, daß eine Billion Reichsmark gleich einer Rentenmark wurde. Vernichtung und Beschenkung in einer Handlung. Aber es müßte doch alle Arbeit und ihr Erfolg gleich geschützt werden. Der neue Grundbesitzer muß seine Stellung immer mit Rücksicht auf das Schicksal des ihm 1914 an staatlich garantiertem mündelsicheren, erarbeiteten Vermögen weit überlegenen Kapitalbesitzers betrachten; sonst sieht er das Bild nicht klar.

Man redet so oft von der Deutschen Notgemeinschaft. —

## Bedenkliches von der Waterkant

Ein Vergnügen eigner Art ist und bleibt 'ne Wasserfahrt! Namentlich, wenn man sich an Bord eines mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten Hapag-Dampfers, wie es so schön im Jargon des Inseraten-Acquisiteurs heißt, befindet. Da gibt es wahrlich nichts zu nörgeln. Aber die Hapag kann auch anders, in Sonderheit, wenn es sich um „kurzfristige" Passagiere handelt, die man herdenweise von Hamburg in die Nordseebäder befördert. So machte ich die Ueberfahrt nach Helgoland auf einem notdürftig für den Seedienst zurecht gezimmerten Dampfer mit dem vielversprechenden Namen „Kehrwieder". Auf der Elbe ging es noch an, aber als hinter Cuxhaven eine frische Seebrise einsetzte, da war es mit der Widerstandskraft des „Kehrwieder" zu Ende. Bis auf wenige hartgesottene und ausgepichte Passagiere war die Masse in einem Zeitraum von kaum einer Viertelstunde von der Seekrankheit befallen. Ich habe auf verschiedenen Ozeanreisen niemals Szenen von solcher Widerwärtigkeit beobachtet, wie an Bord des kleinen „Kehrwieder". Bei jedem Ruck türmten sich Leiber über Leiber, stöhnend, ächzend und — was schlimmer war — vomierend. Keiner blieb vor den Entleerungen der Mitreisenden verschont. Ehe man sich dessen versah, wurde man durch einen „Hecht" begrüßt. Es gab auch keine Gelegenheit diesem Tohuwabohu zu entfliehen, da die Gesellschaft, die mit dem Komfort ihrer Renommierschiffe hausieren geht, an Bord des „Kehrwieder" alles vermieden hat, was für den Schutz der Passagiere unbedingt erforderlich ist. Mit dem Fehlen eines Promenadendecks könnte man sich allenfalls noch abfinden, daß aber auch das Leinwandverdeck sich in einer unmöglichen Verfassung befand, ist unverzeihlich. Gerade als die Seekrankheit ihren Höhepunkt erreicht hatte, setzte ein Unwetter ein, das die Menschenmasse, die sich torkelnd auf- und niederbewegte, bis auf die Haut durchnäßte.

Indessen: wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Oder: die Schadenfreude ist die ehrlichste Freude. Auf der Landungsbrücke von Helgoland wurden wir von einer Menschenschar, der es wahrscheinlich genau so ergangen war wie uns, in liebenswürdiger Form und scheinbarer Teilnahme an unserem Befinden begrüßt. „Wir glaubten schon, daß sich der „Kehrwieder" in einen „Kehrniewieder" umgewandelt hätte", ließ sich ein Spaßvogel vernehmen. Sonst nannte man ihn auch den Seelenverkäufer. Eine schöne Aussicht für die nachfolgenden Passagiere! — Doch was nützt schließlich jedes Raisonnement über besserungsbedürftige Zustände! Bei der Hapag wird es heißen, wie überall: Erst kommt das Geschäft, dann das Vergnügen!

Dieser Meinung sind auch die Eingeborenen der schönen Insel Helgoland. Um sie bei guter Stimmung zu erhalten, damit sie nicht etwa in den Zustand der Reichsverdrossenheit verfallen, hat man ihnen eine Extrawurst reserviert: die Zollfreiheit. Sie können sich an Importen, exotischen Schnäpsen und Weinen delektieren in dem schönen Bewußtsein, nur die Hälfte der den Bewohnern des Festlandes dafür aufgebrummten Gestehungskosten zu zahlen. Sie ziehen es aber vor, ihre zollfreien Waren an die Kurgäste mit einem erheblichen Reingewinn zu verschleißen. Das Geschäft lohnt sich, sintemalen die Besucher der Felseninsel die Gelegenheit gern benutzen, den Staat übers Ohr zu hauen. Aber der Staat kennt seine Pappenheimer, kaum haben die Amateurschleichhändler sich an Bord des Dampfers begeben, so tauchen aus allen Ecken des Fahrzeugs Grünröcke, die als vollziehende Organe des Staates die Gepäckstücke nach verzollbaren Sachen durchwühlen, auf. Da nun mal im Verkehr mit den Staatsbehörden auch der loyale Staatsbürger als nicht in jeder Beziehung einwandfrei gilt, so kann es geschehen, daß auch solche Waren, die nicht von der schönen Insel Helgoland stammen, dem Zollschnüffler verfallen. So sollte ich eine halbe Kiste Zigarren, die ich als Tagesbedarf aus Berlin mitgebracht hatte, noch einmal verzollen. Nur durch einen energischen Protest erreichte ich es, daß man mich unbehelligt ließ. Ob man sich an „zuständiger" Stelle einmal darüber klar geworden, welch ein Aufwand von Arbeitsleistung und Kosten die Zollfreiheit der Helgoländer erfordert? Wie korrumpierend dies System auf alle direkt und indirekt daran Beteiligten wirken muß? J. G.

# Börsenspiegel

## Zurück zur Goldwährung!

Soweit sind wir ja nun glücklich, daß in allernächster Zeit schon die unselige Papierwährung der Vergangenheit angehören wird.

Ebenso weiß man heute, daß es in Wirklichkeit niemals nötig gewesen ist, die deutsche Währung so ins Bodenlose fallen zu lassen, wie es im Jahre 1923, besonders in seinem letzten Viertel, geschehen ist, und endlich dürfte man sich heute darüber einig sein, daß diese Entwertung der Landesvaluta, diese Jahre hindurch betriebene Falschgeldherstellung eines der größten Verbrechen war, die jemals an der Volkswirtschaft eines Landes begangen worden sind, und daß es allenfalls nur noch übertroffen worden ist durch die ungeheuerliche dritte Steuernotverordnung, die dieses unerhörte, himmelschreiende Unrecht mit einem Federstrich legalisieren wollte.

Das sind Sünden der Vergangenheit. Das sind Dinge, die einer jetzt abgeschlossenen Periode angehören, aber nunmehr taucht die Frage auf: Was soll nun geschehen? Was wird geschehen, wenn wir wieder die alte Goldwährung haben? Es ist nämlich keineswegs etwa so, daß sich daraus keinerlei Konsequenzen ergäben. Es ist keineswegs so, daß durch eine solche umwälzende Neuerung keine Fragen auftauchten, deren Beantwortung von außerordentlicher Bedeutung sein könnte, Die Einführung einer neuen Währung bringt im Gegenteil zahlreiche Probleme wieder in den

Vordergrund, die bisher unter anderem Gesichtswinkel behandelt werden mußten.

Zum Beispiel: Wie ist es mit der Aufwertungsfrage? Die Aufwertungsverpflichtung den staatlichen Anleihegläubigern gegenüber ist, wie man weiß, und wie mit einer gewissen Beschämung festgestellt werden muß, von dem deutschen Reichsfinanzminister Dr. Luther ganz einfach mit dem Hinweis darauf bestritten worden, daß die Anleihen des Reichs nicht auf Goldmark gelautet hätten, sondern auf Reichsmark, daß heute die Papiermark die gesetzliche Währung sei, und daß also niemand einen andern Anspruch habe als auf eine bestimmte Anzahl Papiermark.

Darüber läßt sich streiten. Ebenso wie sich über andere Dinge der kaufmännischen Moral streiten läßt, aber ein vollkommen neues Gesicht erhält die Angelegenheit durch die Rückkehr zur alten Währung, zur Goldwährung. Haben wir alsdann wieder die reine Goldwährung, so kann niemand sich darauf berufen, er sei nur zur Zahlung einer vor 1918 aufgenommenen Schuld, in Papiermark verpflichtet. Denn alsdann wird der überschlaue Reichsfinanzminister Dr. Luther, der sich stolz auf das Wörtlein „Reichswährung" berief, mit seinen eigenen Waffen geschlagen. Gut, er stellte sich auf den Standpunkt, die Anleihen des Reichs lauteten auf „Reichswährung". Dann müssen sie also auch wohl wieder Goldwährungsschulden bedeuten, sobald wir die Goldwährung wieder haben. Oder steht der Herr Minister etwa gar auf dem Standpunkt, in diesem Falle müsse eine Ausnahme gemacht werden, und eine Zahlung in „Reichswährung" komme nur dann in Betracht, wenn sie für das Reich einen Gewinn bedeute? Nicht aber, wenn das Reich seine Schulden auf diese Weise in der gleichen Währung zahlen solle, in der es auch das Geld für die Anleihen eingenommen hat?

Es ist eine nicht eben neue Tatsache, daß schlechte Beispiele gute Sitten verderben, und nicht zuletzt im Geschäftsleben. Die sonderbare Finanzmoral des Reichs den Anleihegläubigern gegenüber, hat leider Schule gemacht, und es ist für manche Leute offenbar sehr verlockend, eine in Goldmark aufgenommene, leider aber damals nur in „Mark" ausgemachte Schuld in Papiermark zu begleichen.

Wohl der krasseste Fall dieser Art — natürlich, wenn man von dem Fall Luther absieht — ist der des Eschweiler Bergwerksvereins. Im Jahre 1913 hatte der große Hüttenkonzern Burbach-Eich-Düdelingen einen Interessengemeinschaftsvertrag mit dem Eschweiler Bergwerksverein abgeschlossen und den Eschweiler Aktionären eine Dividende von 14 vH. jährlich garantiert. In diesem Vertrage war alles vorgesehen, jede Möglichkeit, sogar die eines Krieges, und nur die einer Währungsänderung nicht. Nunmehr aber findet es die Verwaltung der Gruppe Burbach-Düdelingen ganz natürlich und dem Wortlaut des Vertrags entsprechend, daß sie den Aktionären des Eschweiler Vereins 14 vH. auszahlt; 14 vH. in Papiermark, das heißt einen minimalen Bruchteil eines Pfennigs! Sollte jemand eine solche Handlungsweise für unmoralisch erklären, so wird die Gesellschaft sich freilich darauf berufen können, sie brauche ihrerseits nicht moralischer zu sein und zu handeln als der deutsche Reichsfinanzminister.

Leider, leider kann sie das sagen.

Nun aber, was die Hauptsache ist: Wie wird es in Zukunft werden? Sobald das Deutsche Reich als alleinige gesetzliche Währung wieder die

Goldwährung besitzt, kann man sich nicht mehr darauf berufen, man habe durch Zahlung von 14 vH. in Papiermark seine Verpflichtungen wortwörtlich erfüllt, und dann werden auch die Eschweiler Aktionäre wohl wieder zu ihrem Rechte gelangen.

Das heißt, wenn man auf der Gegenseite — daher der Name „Interessengemeinschaft" — nicht inzwischen wieder auf einen anderen Ausweg verfallen wird. Was sich heute noch gar nicht sagen läßt.

Auswege nämlich gibt es für nicht allzu moralinbeschwerte Geschäftsleute immer. Wie der Fall der Kupferwerke Deutschland beweist, der in gewissem Sinne ähnlich liegt wie der des Eschweiler Bergwerksvereins. Aehnlich liegt er, wie gesagt; aber in gewisser Beziehung noch viel trauriger. Insofern nämlich, als der andere Partner nicht eine Auslandsgruppe ist wie die Gruppe Düdelingen, sondern eine inländische Gesellschaft, und zwar die große Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft. Und das macht diesen Fall ganz besonders traurig.

Die A.E.G. hatte mit den Kupferwerken Deutschland einen ähnlichen Dividendengarantievertrag abgeschlossen wie die Gruppe Burbach-Düdelingen mit dem Eschweiler Verein, auch sie zahlte prompt die garantierte Dividende in Papiermark, und nunmehr wäre, vom Jahre 1925 ab, auch für sie der Zeitpunkt gekommen, wo sie wieder ganz ehrlich die in Goldmark garantierte Dividende — wenn sie auch nicht dem Wortlaut nach in „Goldmark" zahlbar war — in der neuen Reichswährung zahlen müßte. Was macht man da bloß? Was macht man da bloß?

Eine tüchtige Verwaltung ist freilich niemals verlegen, und auch in diesem Falle ergab sich ein Ausweg. Das Aktienkapital der Kupferwerke Deutschland wurde ganz einfach im Verhältnis von 5 : 1 zusammengelegt, obwohl es ein reines Goldkapital darstellt! Aber der Effekt ist der, daß die A.E.G. nunmehr nur auf ein einziges Fünftel die garantierte Dividende zu zahlen haben wird. Ein genialer Gedanke! Die Generalversammlung der Kupferwerke Deutschland aber nahm diesen sonderbaren Zusammenlegungsvorschlag an, und zwar mit den Stimmen der A.E.G., welche in der Versammlung die Mehrheit der Aktien vertrat. Wenn schon eine Gesellschaft vom Range der A.E.G. derart handelt, was kann man da von kleineren Gesellschaften verlangen, die weniger Prestige aufs Spiel zu setzen haben?

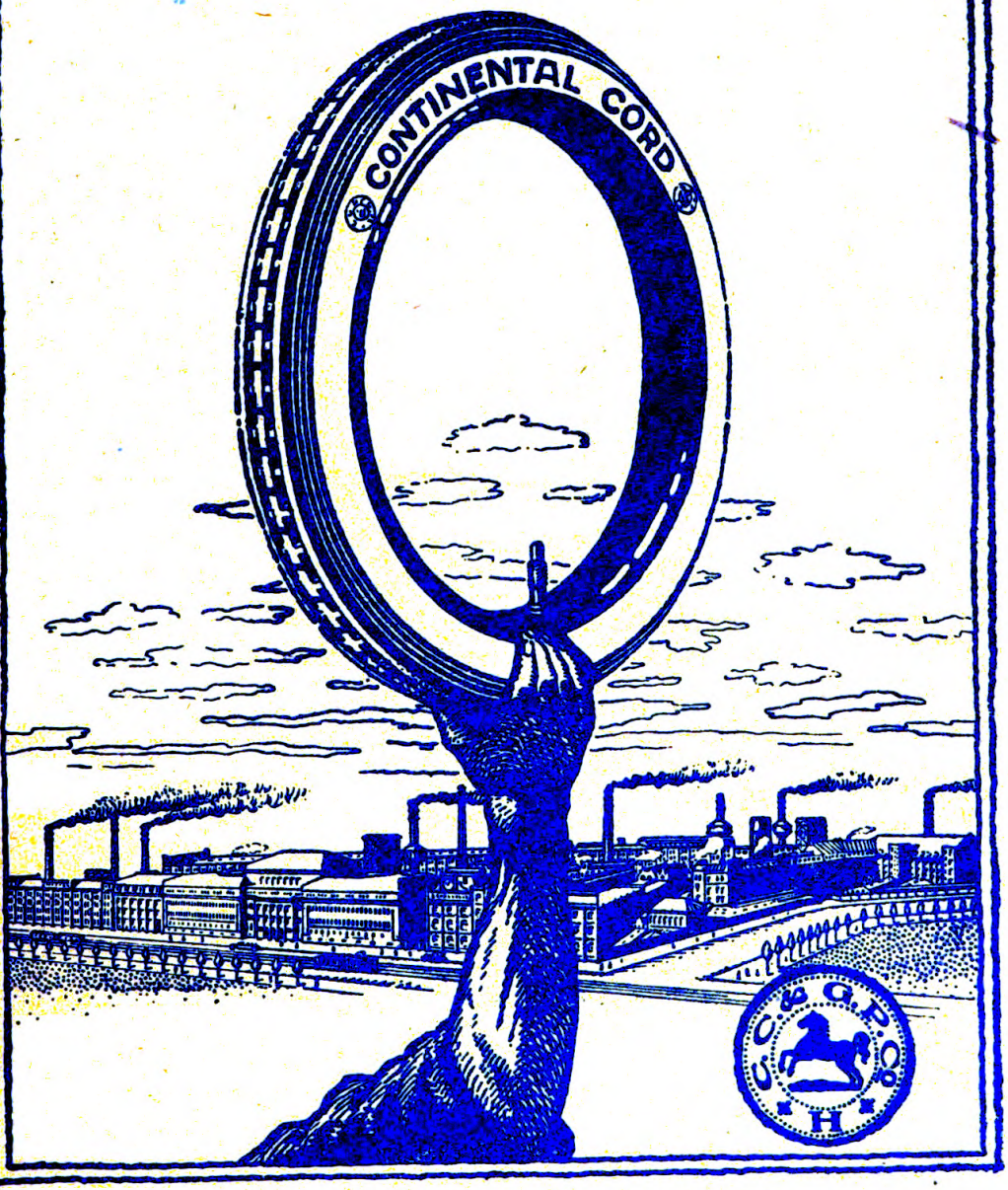
So haben wir es im Punkte der Moral herrlich weit gebracht. Unter dem Einflusse einer seit Jahren betriebenen Falschgeldherstellung und unter der gleichzeitig von oben her ausgegebenen Parole: „Mark = Mark". Dieser ganze Schwindel gedieh sehr herrlich, solange wir die Papierwährung hatten, jetzt aber wird sie in allernächster Zeit von einem neuen „goldenen" Zeitalter abgelöst, und dieses neue Zeitalter wird hoffentlich auch wohl im Zeichen einer neuen, einer geläuterten, goldenen Geschäftsmoral stehen.

Zurück zur Goldwährung lautet heute die Parole; aber damit hoffentlich auch zugleich zu einer anderen Moral als der bisherigen zurück. So wenig es auch manchen Personen passen mag, die bis in den Herbst 1924 noch auf ihrem Schein bestanden und ihre Goldschulden mit papierener „Reichswährung" tilgen oder noch lieber gar nicht tilgen wollten.

Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: Georg Müller, Berlin-Schöneberg
Druck: Gustav Pritz & Co., Leipzig-Stött.

# Continental
## Reifen



# Die Reklame

ZEITSCHRIFT DES VERBANDES DEUTSCHER REKLAMEFACHLEUTE E.V.

## Das führende Fachblatt

Erscheint ohne Unterbrechung
seit 1908

## Unentbehrlich

für jeden,
der praktisch oder wissenschaftlich sich
mit Reklame in irgendeiner Form befaßt

Monatlich 1 Heft
in bester Ausstattung

*In Vorbereitung:*
Sonder-Nr.: „Verkehrsreklame"

Heftpreis GM. 5.30 postfrei b. Voreinsend.
Jahres-Bezug (12 Hefte) GM. 40.—
postfrei bei Voreinsendung des Betrages

*Bestes Insertionsorgan für Reklame-Hersteller*

Verlag
Francken & Lang G.m.b.H., Abt. „Gw."
Berlin W 57


Druck von Gustav Fritz & Co., Leipzig-Stö.

JAN 22

# DIE GEGENWART

POSTVERTRIEB AB LEIPZIG

## ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR, WIRTSCHAFTSLEBEN U. KUNST

HERAUSGEBER: HEINRICH ILGENSTEIN

LIBRARY

AUS DEM INHALT:

Ende des Parlamentarismus? Von Mentor

Ein Überblick über die neue Richtung unserer westlichen Nachbarn Von Arthur Herold

Zur Psychologie der Arbeit Von Dr. med. Paul Engeler

Die Insel der Großen Mutter Von C. F. W. Behl

Der Wanderer im Nebel Von Armin T. Wegner

Der Andere Von Hugo Beling

Randbemerkungen:

Scholle und Stern

Börsenspiegel

DEZEMBERHEFT 1924 / JAHRG. 53

VIERTELJÄHRLICH 3 HEFTE

HEFTPREIS M. 0,50

VERLAG: GEGENWART G·M·B·H / BERLIN W 57 BÜLOWSTRASSE 56

# Die Gegenwart

58. Jahrgang | Dezemberheft | 58. Jahrgang

V.96

## Ende des Parlamentarismus?

Von Mentor

Die Neuwahlen in England, Amerika und Deutschland haben bei denen, die vom Parlamentarismus mehr erwarten als er geben kann, allergrößte Enttäuschung hervorgerufen. In England schien es anfänglich, als ob die Parlamentswahlen zugunsten der Arbeiterpartei ausfallen und damit eine Fortsetzung der Regierung Macdonalds bringen würden. Aber es kam anders, gründlich anders. Der ominöse Sinowjew-Brief, der den Kommunisten die Unterwühlung der Staatsautorität, des Heeres und Marine empfahl, hat das Wunder vollbracht. Millionen von englischen Wählern ist die Angst vor der Bolschewisierung Englands so in die Glieder gefahren, daß sie sich in das Gehege der Tories, der von der englischen Tradition und der Staatsautorität am stärksten durchdrungenen Partei, flüchteten. Man bezweifelt die Echtheit des Sinowjew-Briefes; ob echt oder unecht, ob er zu einem bestimmten Zweck lanziert worden ist, kommt indessen nicht in Frage, es genügt, daß man seine Wirkung feststellt. Ist es nicht geradezu eine Blamage, das Eingeständnis der Denkunfähigkeit, wenn ein Volk sich durch ein Schlagwort, durch eine Drohung, durch einen demagogischen Kniff in seinem Urteil beeinflussen läßt! Dazu gilt das englische Volk noch als das politisch reifste, was allerdings nach dieser Wahl stark zu bezweifeln ist.

Auch das amerikanische Volk gilt als sehr aufgeklärt im politischen Denken und hält sich den rückständigen Europäern gegenüber für außerordentlich überlegen. Das geht schon aus dem gewaltigen Tamtam hervor, von dem die amerikanischen Wahlen begleitet sind. Hie Demokraten! Hie Republikaner! Die Unterscheidungsmerkmale der beiden Parteien sind so gering, daß sie der Uneingeweihte überhaupt nicht wahrnehmen kann. Man kann sie auch nicht einmal mit den ziemlich abgenutzten Schlagworten reaktionär und liberal-fortschrittlich etikettieren, sie nicht einmal in das System Freihandel oder Schutzzoll bringen. Der Republikaner kann für den Freihandel, aber auch für den Schutzzoll eintreten und der Demokrat kann es — je nachdem — auch. Politische Parteien in unserem Sinne gibt es in Amerika nicht, nur Gruppen, die um die Macht im Staate ringen. Jede am Ruder befindliche Partei oder Gruppe übt ihre Herrschaft rücksichtslos aus. Wird die demokratische Partei durch die republikanische abgelöst, fliegen sämtliche Staatsbeamten, vom ersten Richter bis zum letzten Nachtwächter, aufs Pflaster. Die Entrechtung der Minoritäten wird in keinem anderen Lande mit solchem Schneid durchgeführt wie in Amerika. Da diesmal bei der Wahl kein Parteiwechsel eingetreten ist, bleibt den Amerikanern ein „Revirement" der Beamtenschaft erspart. Auch in der Außenpolitik wird sich Mr. Coolidge in den bewährten Bahnen seines Vorgängers bewegen. Als Gewählter des Volkes ist er nicht nur Präsident der Ver-

einigten Staaten, sondern — was schwerer in die Wage fällt — sein eigener Ministerpräsident, der die Ressorts nach eigenem Gutdünken, selbstverständlich unter Wahrung der Parteidisziplin, besetzt.

Wir Deutschen sind nicht so glücklich daran. Bei der Zersplitterung des deutschen Parteiwesens ist es einfach ausgeschlossen, eine Wahlparole herauszubringen, die eine parlamentarische Majorität und damit eine tragfähige Regierung verbürgt. Bismarck, der sich auf Volkspsychologie verstand wie selten einer, hatte es verhältnismäßig leicht. Er brauchte nur in die Fanfare zu blasen und er bekam alles, was er brauchte: die Majorität! Nach der Staatsumwälzung ist die heißersehnte Majorität, ohne die es kein parlamentarisches Regieren gibt, in nebelhafte Fernen gerückt. Schon der erste Reichstag der Republik war aktionsunfähig. Die Parteien und ihre Regierungen haben den wirtschaftlichen Verfall des Vaterlandes eher gefördert als aufgehalten. Inflation und Währungspfuscherei kennzeichnen die negative Tätigkeit des deutschen Reichstags. Alles Positive, wie die Stabilisierung der Währung und die Einführung der Rentenmark, ist von Männern gedacht und durchgesetzt worden, die außerhalb des parlamentarischen Apparats standen. Als der erste Reichstag der Republik nicht mehr ein noch aus wußte, übertrug er alle Gewalt der Regierung in Form des Ermächtigungsgesetzes und bekannte sich damit — ein Hohn auf alles parlamentarische Geschwätz — zur absoluten Regierungsform. So leicht hat man es nicht einmal einem Bismarck gemacht, der doch immerhin etwas vom Regieren verstand.

Der verflossene Reichstag, der zweite der Republik, hat es noch weniger zu einer „tragfähigen" Regierung gebracht. Vier Wochen hat der Kuhhandel um die Ministerposten gedauert! Wahrlich, ein Schauspiel von ergreifender Tragikomik. Als dann nichts mehr zog, mußte Herr Ebert den Reichstag, der schon nach sechs Monaten unrühmlichen Geschehens in den Zustand der Greisenhaftigkeit verfallen war, auflösen.

Es hat sich in der Struktur der Volksvertretung, obgleich sie in den „echten" Parlamentarismus hinübergeglitten ist, nichts geändert, nur das Dekorum ist ein anderes geworden. Das ist der ganze Unterschied. Unter dem kaiserlichen Regime war der Reichstag lediglich Geldbewilligungsmaschine — aber erfüllt er heute etwa eine andere Funktion?

Was wird der neue Reichstag uns bringen? Die Mittelparteien haben bei der Wahl gut abgeschnitten. Zentrum, Demokraten und Sozialdemokraten können nur im Einverständnis mit der deutschen Volkspartei eine tragfähige Regierung bilden. Aber täuschen wir uns nicht, die Minoritäten auf der Rechten und Linken sind immerhin stark genug, um einer Regierung der Mitte die größten Schwierigkeiten zu machen. Dann ist wohl zu berücksichtigen, daß das neue Dreigestirn, das sich unter dem Reichstagbanner Schwarz-Rot-Gold zusammengefunden hat, schließlich nur als ephemere Erscheinung zu betrachten ist. Es wird in den Hauptfragen der Außenpolitik zusammenhalten, in Fragen der Innenpolitik, in der Aufwertungs-, Zoll- und Steuerfrage schon weniger, wird sich aber sofort in seine Bestandteile auflösen, wenn dem Reichstage Aufgaben gestellt werden sollten, die das Schul- und Erziehungswesen, überhaupt allgemein kulturelle Angelegenheiten betreffen. Gerade die stärkste Partei, die Sozialdemokratie, divergiert in Weltanschauungsfragen vom Zentrum grundsätzlich, von der bürgerlichen Demokratie in der grundsätzlichen Einstellung zur Wirtschaftsform. Im Ganzen eine Notgemeinschaft von heute auf

morgen, die nicht auf eine große Linie der Politik eingestellt ist, wie etwa die regierende Partei Englands. Es ist das Verhängnis des deutschen Volkes, daß es aus dem Partikularismus, der zur Selbstzerfleischung führt, nicht herauskommen kann. Das ist auch der Grund dafür, daß das parlamentarische Regierungssystem, hinter dem sich unzählige Sonderinteressen verkriechen, schon abgewirtschaftet hat, ehe es sich in seiner Eigenart entfalten konnte.

# Ein Überblick über die neue Richtung unserer westlichen Nachbarn

Von Arthur Herold

Fast ein Jahrzehnt sind die Verknüpfungsfäden unter den Völkern zerstört gewesen. Die Nationen zogen Mauern des Hasses um sich und können sich immer noch nicht entschließen, sie niederzureißen. Sie wollen so schwer einsehen, daß dieser Mangel an Licht und Luft Verkümmerung bedeutet. So sind auch die seelischen Strömungen, die befruchtend im ewigen Lauf der Jahrhunderte von Volk zu Volk liefen, unterbrochen und es ist immer noch schwierig, sich von dem erreichten Stand von Kunst und Dichtung der Nachbarvölker ein genaues Bild zu machen. In dem Bewußtsein aber, daß es uns nicht ziemt, den Überblick über das Erreichte anderer Völker zu verlieren, soll in kurzen Umrissen ein solcher gegeben werden. Nicht aus dem Frankreich Poincarés und Herriots, die beide nur in Gradunterschieden jedes Einandernähertreten als Verrat und Verbrechen verschreien, die in Waffen starrende Mauern um sich legen und durch ihre Engstirnigkeit Wellen des Hasses entzünden, kommt das Schöpferische, sondern aus einem, dessen ehrliches Wollen ist, sich mit anderen Völkern zu verstehen im Gefühl gegenseitiger Achtung. Romain Rolland und Henri Barbusse sind mit ihren Romanen „Johann Christoph" und „Feuer" in alle Nationen gedrungen, desgleichen Paul Claudel und Francis Jammes. In ihnen scheint sich das vorwiegend Sinnliche der französischen Stoffe und ihrer Darstellung ins Übersinnliche zu wandeln. Diesen stellen sich weitere Schriftsteller an die Seite, denen die Seelenspannung der letzten Jahre meisterliche Bücher gegeben hat. Jules Romain sang mit seinem Gedichtband „Europe", der zu Kriegsanfang erschien, seinen Abschiedsgruß an eine glühende Jugendzeit des Glaubens und Hoffens an Liebe und Vernunft. Revolutionär brausende, leidenschaftliche Gedichte schrieb Marcel Martinet in „Les temps maudits". Auch sein Roman „Maison à l'abri" ist erwähnenswert. In ihm rauscht ein großer Schmerz und eine unbändige Aufrichtigkeit. Gleicher Zielrichtung folgen die Bücher von P. J. Jouve. „Vous êtes des hommes", „Heures" zeigen einen Menschen, der gelassen ist, gesammelter, dessen Liebe in die Tiefe dringt und der allen Kummer lieber in sich vergräbt, als anzuklagen. Als Lyriker und Prosaschriftsteller einem Barbusse sich an die Seite stellend, hat Georges Duhamel in seinen Büchern „La vie des Martyrs", „Civilisation", die ungeheuren Schreckniße des Krieges und der Haßgefühle entwickelt, sich beschränkend auf eine unnachgiebige Unparteilichkeit und Sauberkeit. Eigenartig ist „Entretiens dans le Tumulte". Hier verteidigt der Dichter seine Gefühle gegen die Menschen

und sich selbst. Bestimmenden Einfluß auf die junge Generation übt Charles Vildrac aus, dessen „Découvertes" in einfachen psychologischen Notizen das Alltagsleben aufrichtig und einfach auslegen, losgelöst von allen Vorurteilen. Den Menschen, der auch als Soldat erst Mensch ist und immer nur einfacher Mensch mit vernünftigem Nachdenken bleibt, schildert Léon Werth in den Romanen „Clavel soldat" und „Clavel chez les Majors".

André Gide, André Suarès, Charles Péguy, René Arcos fügen sich den Charakterisierten an. In ihnen allen lebt die Erschütterung durch ungeheures Geschehen, der ehrliche Wille nach Gerechtigkeit und Verstehen.

Was kennt man in Deutschland von junger englischer Dichtung außer Shaw? John Galsworthys Name vielleicht, andere sind unbekannt oder werden ignoriert. Außerdem ist kein Land jungen Dichtern so unzugänglich wie England selbst. Die Kritik konservativ. Aulmey Beardley, Oskar Wilde, Rudyard Kipling waren die Dichter der Jahrhundertwende. Rudyard Kipling war einer der großen Beeinflusser der englischen Meinung für imperialistische und militaristische Ziele, die zum Weltkrieg geführt haben. Zu Beginn des neuen Jahrhunderts geht dieser Entwicklung eines rasenden Imperialismus eine Bewegung parallel, die unserem Naturalismus der 90er Jahre sehr nahe steht. Dieses Tasten nach neuen Formen und neuem Geiste hält noch an, und so ist jeder einzelne Künstler eine eigene Richtung.

Bernhard Shaw ist der Große in der englischen Literatur von heute. Er ist der Wahrheitssucher, ausgestattet mit einem glänzenden Witz. Seine überragende Bedeutung liegt darin, daß sein Blick für den Gang der Ereignisse richtig eingestellt ist und er so befähigt ist, vorzubereiten, vorherzukünden. Europäische Bedeutung kommt dann D. H. Lawrence zu. Er ist der Sohn eines Grubenarbeiters von Nottinghamshire und eines der stärksten Talente Englands. Sein Meisterwerk ist der Roman „Sons and Lovers", sein letzter „The Ranibow".

Eigentliche weitere überragende Schriftsteller und bedeutendere Werke sind in England heute kaum zu nennen. Erwähnenswert wären noch T. S. Eliot, Max Beerbohm „Seven men", H. Hudsons „El Oruba" und Wyndham Levis.

Die italienische Literatur und Kunst ist durch das Erbe der Vergangenheit beständig beschwert und erliegt damit oft der Nachahmung und der Überhebung. Immer noch wird heute die Dichtung Italiens beherrscht von den drei großen Schriftstellern: Carducci, Pascoli und d'Annunzio. Sie wurzeln noch in der Periode von 1870, da Italien eine völkische Einheit wurde Carducci war in seinen Werken, in seiner Gesinnung der Lehrmeister seiner Generation. In strahlenden Versen leuchtet die Größe seines Italiens. Die Pose d'Amunzios wirkt selbst in Italien allgemach peinlich und sein Einfluß auf die jüngere Generation ist im Sinken. In seinen besten Werken (Romanen „Feuer", „Lust") erhebt er sich zu bedeutendem Können.

Der innigste und lauterste war Giovanni Pascoli. Sein Einfluß ist unbegrenzt. Er deckte die Seele, die einfachen Gemüter, das Wesen des Kleinen und Alltäglichen auf, er kannte alle Winkel und Kammern des Menschenherzens, er war und blieb ganz Kind, zart und hingegeben den Geheimnissen der Schöpfung und dem Spielen des täglichen Lebens.

Die Herausbildung eines einheitlichen Kulturbildes für Italien ist das Verdienst des großen Philosophen und Goetheforschers Benedetto Croce, der auch in Deutschland Werke veröffentlichte, und Giovanni Papinis.

Eine eigenartige Stellung ist die Marinettis. Er war es, der den Futurismus (Futurista = Zukunftsmensch), der verdienstlich in seinem Entstehen war, da er viel Wust hinwegräumte, lanzierte, der heute aber mehr als erledigt ist. Marinetti hat das Verdienst, manches Talent entdeckt zu haben, so unter anderem den wohl größten Lyriker der Gegenwart in Italien Corrado Gavoni. Es ist Geist des Barock in ihm. Er ist der Dichter des Frühlings, der Sänger franziskanischer Armut, aber auch Sänger der Großstadt. Sein Gedichtwerk trägt den Titel „L'Inaugurazione della Primavera."

Mit ihm treten andere Dichter auf den Plan. Guido Gozzano, der Dichter der erlesenen „Colloqui". Ada Negri, die zeitlich schon nicht mehr zu den Jungen gehört, beweist in ihrem letzten Werk „Libro di Mara", daß sie an Feuer und Kühnheit und tiefem Menschheitsgefühl sich unmittelbar neben die besten der jungen Dichter stellt. Hoffnungen sind weiter Sibilla Aleramo, Alfredo Panzini und einige andere.

Selten wohl beschäftigt sich jemand mit der Literaturgeschichte der Niederlande. Und doch ist die Literatur Hollands einst groß gewesen. Die Hochblüte im Mittelalter waren noch Ausstrahlungen der Weltliteratur. Die Mystik lebte groß und heftig in den Niederlanden. Thomas a Kempis, Jan von Ruisbroek, die Dichtungen der Schwester Hadewich glühen in Gott, rein und kindhaft der erste, entzückt und begeistert der andere, minnend in dunkler Weibesleidenschaft die Nonne. Dann bricht die zweite große Welle in die niederländische Dichtung befruchtend ein. Renaissance, Religionsstreit, Krieg mit Spanien schufen die eigene Nationalität. So entsteht eine wilde Trotz- und Kriegsdichtung, heldenhaft und mächtig.

Jost von der Vondel schuf leidenschaftliche Lieder. Dann war es lange still. Der große Stern der neuen Zeit ging erst Mitte des 19. Jahrhunderts in Multatuli auf. Er war der Wecker der Jugend, des modernen Denkens in Holland. Dieses neue Leben schuf sich seinen Siegessang in dem Gedicht „Mei" von Garter. Frederik von Eeden erlangte mit seinem frommen Werk „Der kleine Johannes" Weltruhm.

Henriette Roland Holst singt in „Mensch en Mensch" das Wunder der menschlichen Liebe. Sie erlebte auf dem Wege zu reiner Gottesschau den Einbruch einer großen Barmherzigkeit und ihre schauende Weisheit wurde Rettungsdrang. So ward sie eine Führerin des Sozialismus in Holland. In „Het gebede an het sozialisme" dämmert aus Sturmwelten wieder das Lächeln der Hoffnung auf Zukunft.

Johan de Meester ließ 1906 sein „Geertje" erscheinen, Scharten-Antink ihre „Sprotje". Im ersten Werk blüht strahlende Liebe des Weibes durch alle Unwürdigkeiten, im zweiten die endlose Geduld, die leidet und untergeht, um nicht zu klagen. Die Jahre des Krieges waren fruchtlos. Neue Talente sind Roland Holst und Madeleine Böhtlingk, deren Drama „Astrid" wohl die mächtigste Dichtung seit Vondel ist. Dostojewskis Einwirkung ist sichtbar. Diese Dichtung scheint eine neue Epoche in Hollands Literatur einzuleiten.

Anzuschließen wären hier die Vlämen Albert Verwey, Guido Gezelle, deren Gedichte zart und innig klingen, Felix Timmermann mit seinem berühmten Werk „Das Jesuskind in Flandern", Louis Couperus „Heliobal", Stijn Streubels, August Vermeylen.

Zuletzt sei ihrer aller Meister genannt, Charles de Coster, dessen „Ulenspiegel" deutsches Heimatrecht gewonnen hat.

Zu erwähnen ist dann Vincente Blasco Ibanez, der den Stierkämpferroman „Areno", den Anarchistenroman „Die Kathedrale" und den Kriegsroman „Die vier apokalytischen Reiter" geschrieben hat.

Der Mann aber, der neben Menendez Pelajo und Ramon y Cajull der Stolz des geistigen Spaniens ist, dessen Werke in alle Länder gedrungen sind, der Prorektor der Universität Salamanca. Philosoph und Dichter, Miguel di Unamuno, wurde von Primo de Rivera aus politischen Gründen in eine Strafkolonie verbannt. Ist es nicht ein Schildbürgerstreich, dem Land den kostbaren Edelstein zu rauben? Die bedeutendsten Dichtwerke Unamunos sind „Amore y Pedagogia", „Abel Sanchez", „Niebla".

Damit wäre das wesentliche zur Orientierung über den Stand der Dichtung unserer westlichen Nachbarn gesagt. Hoffen wir, daß die Beziehungen wieder enger werden und ein friedlicher Austausch geistiger Güter immer ungestörter und freier vor sich gehen kann.

# Zur Psychologie der Arbeit

Von Dr. med. Paul Engeler, Chefarzt des Marienhospitals in Düsseldorf

Lebensleistung und Lebensgenuß sind die beiden zuverlässigen Pole, in denen eine wohlgeordnete Lebensgestaltung verankert ist. Sie stehen als gleichberechtigte Faktoren einander gegenüber. Ernstes Tun und frohgemutes Empfinden müssen sich das Gleichgewicht halten. Wer ohne Arbeit von Genuß zu Begierde taumelt, untergräbt ebenso sicher die Harmonie gesunder Daseinsgestaltung wie der freudlose Fronknecht unaufhörlichen Arbeitszwanges.

Die moderne Psychologie zeigt uns, daß innerhalb der beiden Hauptgebiete der Lebensgestaltung wieder in allen Unterabteilungen Stimmung und Aktivität so innig durchflochten sind, daß eine Trennung ohne Schädigung des ganzen Netzwerkes unmöglich ist.

Das arbeitsfroheste Volk der Welt sind die Nordamerikaner. Nirgendwo sonst steht die Religion der Arbeit so in Ehren, wie unter der Herrschaft des Sternenbanners. Diese amerikanische Arbeitsauffassung ist urgesund, sie ist die Quelle amerikanischer Kraft, sie ist der Grund, daß die jüngste der Nationen an Einfluß und Macht alle anderen jetzt überragt. In der Ehrfurcht vor der Leistung beruht die Stärke des Amerikanismus. Die Wertschätzung der Arbeit ist von ausschlaggebender Bedeutung für Lebensgenuß, Lebensdauer und Lebensleistung. Arbeitsbegeisterung ist ein Lebenselixir von unvergleichlicher Wirkung. Die Empfindungseinstellung auf die Arbeit als widrigen Zwang lähmt die geistige und körperliche Energie. Aber Arbeit als willkommenes Mittel zu freier Betätigung schaffender Kräfte bietet ebenso reiche Freude wie der Sport. Aus solcher Berufsauffassung entspringen: Stolz auf die Schaffenskraft,

Befriedigung über Leistungsfortschritte, Genugtuung über sieghaftes Wettbewerben und Vollbringen, Anspornung der Energie durch gelegentliche Mißerfolge. Steigerung stolzen Selbstvertrauens entspringt aus wachsender Leistungsfähigkeit, der frohe Mut ehrgeizigen Vorwärtsstrebens spendet das beseeligende Gefühl kraftvoller Persönlichkeitsentfaltung. „Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit." Lebensleistung und Lebensglück sind so untrennbar miteinander verbunden wie die beiden Janusköpfe.

Zur Erhaltung frohgestimmter Geistesfrische im Berufspflichtenleben ist es erforderlich, die wichtigsten Gesetze der Arbeitstechnik zu kennen und ihre Befolgung übend zu betätigen.

Arbeit im Sinne der Nationalökonomie ist jede auf Wertschaffung gerichtete Tätigkeit. In zwei Hauptgruppen ist die Arbeit geteilt, wie Max Eyth plastisch schildert; auf der einen Seite „Stahlharte Männer, dampfend im Schweiß der Muskeln, der tropfenden Stirne" und auf der anderen Seite „Und hinter dem allem, rastlos und leis, eherne Menschengehirne." Geistige Tätigkeit ist dann Arbeit, wenn sie getrieben von Pflichtbewußtsein und Pflichterfüllung Mittel wird zur Erzielung vorgenommener oder vorgeschriebener Ziele. Die Kräfteanspannung im Dienste eines Zweckgedankens erscheint uns als Arbeitsleistung. Das Schaffen, eine herbeizuführende Veränderung in der geistigen oder materiellen Welt, ist das Charakteristikum einer Arbeitsleistung. Die Aktivität kann gerichtet sein auf ein Nachschaffen oder auf Neuschaffen.

Bei der Tätigkeit des Lernens, also bei der aufnehmenden Aneignung fremder geistiger Errungenschaften spielt die Aktivität eine hochbedeutsame Rolle. Jede geistige Arbeit ist umso wertvoller, ein je höherer Grad von Selbständigkeit in der lebhaften Erweckung der Geistesinhalte sich geltend macht. Nur der selbsterarbeitete Geistesbesitz vermittelt dauerhafte Kenntnisse und entwickelt die Persönlichkeit. Die wichtigsten Vorschriften, die für alle Lernaufgaben Geltung haben, sind folgende: deutliches primäres Einprägen, Übung in der Gründlichkeit und Sicherheit des Auffassens, Lernen mit aktiver konzentrierter und umfassender Aufmerksamkeit, mit Einstellung der Absicht auf rasches und dauerhaftes Einprägen unter Erweckung lebhaften Interesses. Lernen womöglich durch unmittelbare Sinnerkenntnis, durch praktische Betätigung, dabei Übung in der Genauigkeit des Zergliederns durch anhaltendes und intensives Betrachten mit selbständigem Suchen und mit Erweckung der Assoziationen, die an den Eindruck sich anschließen. Übung des plastischen Vorstellungsvermögens, Übung in der lebhaften klaren, vollständigen Wiedererweckung des Eindrucks in unmittelbarem Anschluß an die Sinnesbeobachtung, eindringliche kritisierende Aufnahme von Gedankeninhalten, langes Verweilen beim Durchdenken schwieriger Gedankengänge, selbstüberhörendes Wiederholen, zurückschauendes Nachdenken, zeitliche Verteilung der Repetitionen, baldmöglichste Vornahme der ersten Wiederholung, Ganzlernmethode, Stellung möglichst großer Arbeitsaufgaben, Schaffung von Gedächtniseinheiten durch gegenseitige Verknüpfung verwandter Wissensinhalte, bei Ermüdung Ruhepausen. Die Gesetze der Lerntätigkeit und Gedächtnisfähigkeit, auf denen die obigen kurz angeführten Vorschriften beruhen, sind von der modernen Psychologie einwandfrei festgestellt. Ausführlich besprochen sind diese Gesetze und deren Anwendung in meinem

Buche „Gedächtniswissenschaft und die Steigerung der Gedächtniskraft", Verlag Otto Gmelin, München.

Die moderne experimentelle Psychologie hat alle der experimentellen Prüfung zugänglichen Arbeitsbedingungen genau erforscht. Vorbedingung des Experimentes ist, daß Quantum und Qualität der Leistung zahlenmäßig erfaßt werden. Einfache und leicht übersehbare Bedingungen sind gegeben bei dem Kraepelinschen Rechenversuch. Dieser besteht in der fortlaufenden Addierung zweier einstelliger Zahlen. Das Quantum der Leistung wird gemessen und die Richtigkeit gibt den Maßstab für die Qualität der Leistung. Wird nun noch jede Minute auf ein Signal hin der jeweilige Stand im Ablauf der Pensumerledigung markiert, so erhält man Aufschluß über den Gang der Arbeit in den verschiedenen Zeitabschnitten. Man hat gegen den Kraepelinschen Rechenversuch den Einwand erhoben, daß die Arbeit zu einfach sei, zu langweilig. So schreibt z. B. Professor Dr. Fr. Weiß, Kopenhagen: „Ich könnte mir denken, daß, wenn man bei dem Genuß von Alkohol weniger dazu geeignet wäre, solche langweiligen Arbeiten wie Rechnen, Signallesen und dergl. auszuführen, dies auch davon herrühren könnte, daß das Gehirn unwillkürlich geneigt wäre, sich mit weit interessanteren und wichtigeren Aufgaben zu beschäftigen, weil die Gedanken und die Phantasie freieren Lauf erhielten, und man sich dann gerne von den anderen langweiligen Gedankenarbeiten distrahieren ließe." In ablehnendem Sinne gegen voreilige und zu weit gehende Folgerungen aus Arbeitsexperimenten, wie sie gerade von Abstinenzlern gerne gezogen werden, äußert sich auch Hugo Münsterberg, der „Versuche dieser Art mit sehr viel genaueren Anpassungen an die besonderen Bedingungen und mit feinerer Abstufung der Reizmittel und vor allem mit sorgsamer Berücksichtigung individueller Faktoren" verlangt. „Vom wissenschaftlichen Standpunkt der angewandten Psychologie aus läßt sich nun aber doch nicht bestreiten, daß all die bekannten und in den Parteischriften der Temperenzler bis zum äußersten ausgenutzten psychologischen Experimentalarbeiten nicht hinreichen, um von dieser Seite die Forderung nach vollkommener Abstinenz, statt ernsthafter Temperenz zu begründen. Ich bin auch der Meinung, daß von Abstinenzlern die Resultate der experimentellen Psychologie der Arbeit vielfach zu total unberechtigten Schlußfolgerungen ausgenutzt werden. Aber die durch Rechenversuche ermittelten Grundgesetze behalten doch eine gewisse allgemeine Gültigkeit. Bei komplizierterer Geistesarbeit kommen nur neue modifizierende Bedingungen hinzu, wenn die Art der gestellten Arbeitsaufgaben höhere geistige Funktionen beansprucht und anregt. Die zeitlichen Schwankungen, die man im Ablauf geistiger Leistungsfähigkeit beobachtet, beruhen nach Kraepelin auf sieben Ursachen: Übung, Ermüdung, Gewöhnung, Anregung, Antrieb, Übungsverlust, Erholung. Bei den Kraepelinschen Versuchen ergaben sich drei Arbeitstypen. Der erste Typ zeigt das Höchstmaß zu Beginn der Tätigkeit, dann gleichmäßige Abnahme, also rasche Anpassung und rasche Ermüdung. Die zweite Art zeigt langsame Erreichung des Arbeitshöchstmaßes, also langsame Anpassung, dann geringe Ermüdbarkeit. Der dritte Typ erreicht das Höchstmaß erst gegen Schluß der Arbeit, es handelt sich also um sehr langsame Anpassung und Ermüdbarkeit. Der Verlauf der Leistungskurve wird hauptsächlich durch die Ermüdbarkeit und durch die Anpassungsfähigkeit

bestimmt. Der Einfluß der geistigen Einstellung ergibt sich schon bei dieser recht primitiven Versuchsanordnung aus folgender Tatsache: wenn der Versuchsperson die Aufgabe gestellt ist, bis zur Ermüdung fortzuarbeiten, so ist die Leistung erheblich größer und der Grad der Ermüdung ist trotzdem geringer, als wenn von vornherein ein bestimmtes Arbeitsquantum gegeben war.

Jede geistige Tätigkeit ist mit Gefühlserlebnissen verbunden. Eine mit lebhaftem Interesse getätigte Arbeit ist von Lustgefühlen begleitet. Eine widerwillig geleistete langweilige Arbeit ist mit Unlustgefühl verknüpft. Während der Arbeitserledigung besteht das Gefühl der Spannung, die Erledigung eines Pensums ist mit dem Gefühl der Lösung verbunden. Willensstarken Menschen ist die Schwierigkeit einer Leistung ein willkommener Ansporn zur Anspannung der Kraft, willensschwache Naturen lassen sich leicht abschrecken. Begleitumstände der Arbeit können das Gefühl der Erregung auslösen, das dann wieder der Beruhigung weicht. Diese Grundgefühle sind von bestimmten Reaktionen des Pulses, der Gefäßspannung, der Atmung begleitet, also von sehr fein regulierten und äußerst empfindlichen körperlichen Einstellungen. An diese Tatsache knüpft sich der Hinweis an, daß auch geistige Arbeit mit körperlicher Ermüdung naturnotwendig verbunden ist.

Jede Arbeit hat nach einer bestimmten Leistung Ermüdung zur Folge. Die Einstellung der Aufmerksamkeit lockert sich, das Aufraffen der Willensanspannung wird schwächer, das Arbeitstempo wird immer schleppender, schließlich beherrschen starke Unlustgefühle ganz die geistige Einstellung. In psychologischen Experimenten zeigt sich, daß die Ermüdung sowohl bei dem raschen wie bei dem langsamen Entwicklungstyp erst später sich geltend macht und langsamer sich entwickelt bei interessierenden Arbeiten als bei langweilenden. Die Anregung des Interesses, die aus einem Wechsel der Tätigkeit entspringt, zeigt sich im Experiment als Aufhebung der Ermüdungserscheinungen. Auch im praktischen Leben erweist ein Wechsel der Beschäftigungsart sich als erfrischend. Aber es ist nicht ratsam, die Ermüdung, das mahnende Sicherheitsventil gegen Ueberarbeitung, immer wieder und wieder auf diese Weise auszuschalten. Nervöse Störungen sind oft die Strafe für derartige Mißwirtschaft. Ermüdung soll durch ausreichende Erholung in einer Arbeitspause aufgehoben werden. Eine ausreichende Erholung verhindert den Zustand ungenügender Geistesfrische bei Wiederbeginn der Arbeit. Durch dieses Manko wird die Höhenlage der Leistungsfähigkeit gedrückt und das Wiederauftreten hemmender Ermüdungserscheinungen erfolgt vorzeitig.

Man darf Ermüdungserscheinungs-Erscheinungen nicht verwechseln mit Arbeitsunlust. Arbeitsunlust ist jetzt in Deutschland geradezu eine Landplage. Zum Teil ist diese Erscheinung bedingt durch Unterernährung, besonders häufig bei Schulkindern jener Bevölkerungskreise, die vor der großen Umwälzung in wohlgeordneten, gesicherten Verhältnissen lebten. Von 1918 bis 1923 war ein wichtiger Grund der fast allgemeinen Arbeitsunlust die in immer rasenderem Tempo fortschreitende Geldentwertung. Ein Arbeitslohn, der dahinschmilzt wie Butter in der Sonne, bietet keinen Anreiz zur Produktionssteigerung. Es ist eine feststehende in der Natur der weit überwiegenden Mehrzahl der Menschen begründete Tatsache, daß die Möglichkeit eines Besitzerwerbes einen für die meisten Menschen unentbehrlichen Anreiz zu fleißiger Betätigung bildet. Diese

egoistische Triebfeder des Fortschrittes kann durch kommunistische Schwarmgeister nicht ihres Daseins beraubt werden. Auch gerade den Propagandarednern kommunistischer und marxistischer Ideen pflegt die Fürsorge für Vermehrung ihres persönlichen Besitztums nicht fremd zu sein.

Aber die Arbeitsunlust ist älteren Datums als die zeitige Misere in Deutschland. Diese Erscheinung hängt vielfach zusammen mit der fortschreitenden Industrialisierung. Durch diese Entwicklung ist die besondere psychische Einstellung des Fabrikarbeiters entstanden. Hierzu schreibt Chamberlain: „Von ungefähr sechzig Jahrhunderten besitzen wir mehr oder weniger ausführliche Kunde — keines hat so mächtige Werkzeuge zur Verblödung und Vergewaltigung unzähliger Menschen erfunden wie das Jahrhundert der Presse und der Maschine. Und zwar wirkt alles im Sinne euer zunehmenden Schwächung des Anschauungs- und des Denkvermögens. Der Fabrikarbeiter ist — allem täuschenden Anschein zum Trotz — ein armseliges Wesen im Vergleich zum Bauer; denn während dieser mit der lebendigen Natur verwachsen ist, von der er täglich Wahres lernt, so daß er zwar langsam, aber nichtsdestoweniger scharf und klug und angemessen und unbeirrt urteilt — über diejenigen Dinge nämlich urteilt, die sein Interesse berühren, — ist der Fabrikarbeiter aus allem Zusammenhang mit der unbewußt belehrenden Natur herausgerissen und hat nicht Zeit, das hierdurch Versäumte auf dem Wege der künstlichen Bildung nachzuholen; dazu kommt dann die geisttötende Monotonie seiner Arbeit und ihre absolute Zwecklosigkeit; darum ist — auch abgesehen von allen den bekannten physischen Uebelständen, die natürlich auf den Geist wirken, allenfalls aber gehoben werden könnten — darum ist dieser Arbeiter völlig urteilslos." Aehnlich beurteilt Bismarck die geistigen Schäden der Großstädte: „Man rede sich ein, was nicht ist, hält es für Pflicht und Schuldigkeit, dabei zu bleiben, begeistert sich für Borniertheiten, Absurditäten. Das ist in allen großen Städten so, in London, wo die Cockneys auch eine ganz andere Rasse sind als die übrigen Engländer, in Kopenhagen, in New York und in Paris." „In solchen Mittelpunkten der Bevölkerung, die von dem, was außer ihnen ist, keine Erfahrung und so keine richtige Vorstellung haben — von manchem keine Ahnung — entsteht diese Beschränktheit, diese Einfältigkeit. Einfalt ohne Einbildung ist zu ertragen. Aber einfältig sein, unpraktisch und dabei eingebildet, ist unerträglich. Die Leute auf dem Lande sind viel mehr darauf angewiesen, das Leben zu nehmen, wie es ist und wächst. Sie mögen weniger Bildung haben, aber was sie wissen, das wissen sie ordentlich."

Die Bemerkung Chamberlains über den Einfluß der Monotonie enthält einen für manche Fälle zutreffenden Kern zumal hinsichtlich geistiger Arbeit. Im allgemeinen wirkt die Monotonie der Arbeit abstumpfend auf den Geist. Aber die Individualität ist doch ausschlaggebend. Insbesondere bei körperlicher Arbeitsleistung ist die persönliche Veranlagung weitaus einflußreicher als vorgefaßte Allgemeinregeln vermuten lassen. Schneider in Cincinati hat jahrelang psychologische Analysen vorgenommen an 500 Studenten der technischen Hochschule, die alle etwa die Hälfte ihrer Zeit wirklich praktischer Fabrikarbeit widmeten. Zwei Studenten z. B. beklagten sich über zunehmende Nervosität. Der eine beschuldigte die fortwährende Zuerteilung anderer Arbeit, der

andere sah die Ursache der Nervosität in der Monotonie der fortwährend gleichen Tätigkeit. Die beiden jungen Leute vertauschten ihre Plätze, und das Ergebnis war vollkommene Befriedigung auf beiden Seiten. Es gibt ohne jeden Zweifel viele Menschen, deren psychische Disposition sie besser geeignet macht zu beharrlicher Wiederholung immer wieder derselben Leistung, während andere die Monotonie als peinvoll empfinden. Das sozialpolitische Schlagwort, daß einförmige Arbeit eine Quälerei sei für alle Menschen, widerspricht den Tatsachen der Psychologie. Wie sehr theoretische eingepflanzte Vorstellungen das Denken regieren, zeigen die Feststellungen, die Levenstein bei Bergarbeitern in Schlesien, an der Ruhr und im Saargebiet, bei Textilarbeitern in und um Berlin und bei Metallarbeitern in Berlin, Solingen und am Oberrhein vorgenommen hat. Immer wieder macht sich der suggerierte Gedanke geltend, die Arbeit würde ein Vergnügen sein, wenn der Erfolg der Gesamtheit gehören würde. Das psychologische Experiment kann als Hilfsmittel zu individualisierender Arbeitsverteilung zum Ausgleich vieler Härten zuverlässigere Wege zeigen, als die Programme von Hetzrednern und von fanatisierten Nachbetern sozialer Vorwürfe. Die systematische Verleidung der Arbeit durch Volksaufwiegler halte ich für eine der allerwichtigsten Ursachen der weitverbreiteten Arbeitsunlust.

Die von Chamberlain betonte Naturentfremdung der Industriearbeiter halte ich für sehr einflußreich. Noch wichtiger aber wohl ist die Entfremdung von der Häuslichkeit durch Verlegung der Arbeitsstätte in die Fabrik. Früher war der Beruf der Mittelpunkt des Hauses, die eigenen Werkzeuge waren der Kern des Besitztums. Jetzt beruht die Arbeitsgelegenheit auf dem Verkauf der Arbeitskraft zum Zwecke der Daseinsfristung.

Und weiter. Früher war der Beruf der Mittelpunkt der Persönlichkeitsentwicklung. Lehrlinge, Gesellen und Meister bildeten eine kleine Arbeitsgenossenschaft als Vertreter der gemeinsamen Stufen des Aufstiegs. In der Industrie sind Arbeitnehmer und Arbeitgeber durch eine schroffe Kluft getrennt. Der berufliche Aufstieg der Persönlichkeit ist gehemmt. Die industrielle Spezialisierung in Großbetrieben bewirkt eine Verzerrung der Persönlichkeit, die Erich Stern (Angewendete Psychologie, Verlag Teubner) treffend als Teilmenschentum bezeichnet.

Die moderne Verzerrung der beruflichen Persönlichkeitsauswirkung äußert sich in erschreckender Weise in Deutschland im ärztlichen Stande als Folge der sozialen Gesetzgebung. Der Arzt muß gleicherzeit Wissenschaftler sein, Techniker und schaffender ordnender Künstler. Die Krankenkassengesetzgebung aber hat diesem vorwiegend auf Wissenschaft und Kunst und Herrschaft gegründeten Berufe den Stempel eines Beamtentums aufgedrückt. Die vollständige Sozialisierung liegt im Bereich wunderbarer Möglichkeiten. Dieser Entwicklungsmöglichkeit steht schroff entgegen die einsichtige Forderung Ernst Schweningers: „Stark müssen wir sein. Das können wir nur, wenn wir Einzelne und Tüchtige sind. Das können wir nicht sein als eine große, in einen Stand eingepferchte Herde." Das Herdentum im Zeitalter der Masse untergräbt die Persönlichkeit und damit die Freude an strebender Entwicklung durch Arbeit.

Das Teilmenschentum unserer Zeit hat treffend E. Stern geschildert. Er führt aus, daß früher der Schuhmacher, der ein Paar Stiefel an-

fertigte, vom Rohstoff bis zum fertigen Produkt eine Arbeit für einen ihm persönlich bekannten Kunden lieferte; er setzte seinen Stolz darein, so gut wie nur irgendmöglich seinen Kunden zu bedienen. Heute sind an die Stelle des einen Schuhmachers 52 Teilberufe getreten. „Was kann der Mensch noch für eine Freude, für eine Befriedigung aus der Arbeit schöpfen, der Jahre, Jahrzente hindurch Tag für Tag nichts tut als mit der Doppelallianzsteppstichsohlennähmaschine Sohlen unter Stiefel, die ihm andere vorbereitet haben, näht?"

Die körperliche Arbeit kann weder physiologisch noch psychologisch scharf getrennt werden von der geistigen Arbeit. Geistestätigkeit bewirkt Ermüdung körperlicher Funktionen, die dem sympathischen Nervensystem unterstehen. Einwandfreie Experimente zeigen, daß bei anscheinend völliger Erschöpfung eines Muskels diese Leistungsunfähigkeit auf dem Wege des Vorstellungslebens rasch behoben werden kann. Ein wichtiger Ermüdungsfaktor ist zweifellos die nach den Gesetzen der Physik berechenbare Leistung der Muskeln. Der Zeitpunkt des Eintretens von Ermüdung und der Grad der Ermüdung sind abhängig von der Schnelligkeit des Arbeitsablaufes. Dieser Einfluß der Arbeitsgeschwindigkeit ist zum Teil die Folge der konzentrierteren Muskelbetätigung. Hauptsächlich aber wirkt die mit dem rascheren Tempo verbundene erhöhte Willensanspannung und Aufmerksamkeitseinstellung erschöpfend. Für die Bemessung der Arbeitszeit ist sodann auch die Dauer der beruflichen Einstellung im täglichen Arbeitspensum wichtig. Das Verharren auf dem Arbeitsplatz, das Gefühl des Gebundenseins an die Pflicht der Arbeitsstunde ist ein Ermüdungsfaktor, dessen Bedeutung im Laufe des Tagewerkes von Stunde zu Stunde zunimmt. Aus diesem Grunde wird durch Verkürzung der Arbeitszeit, beispielsweise von 9 auf 8 Stunden, die Ermüdung nicht etwa nur um den neunten Teil herabgesetzt, sondern in wesentlich höherem Grade. Je geringer der Grad der Ermüdung, desto rascher und vollständiger stellt die Erholung sich ein. Bei den Zeißwerken in Jena bewirkt die Verkürzung der Arbeitszeit von 9 auf 8 Stunden eine erhebliche Steigerung der Produktion. Wenn der Organismus völlig erfrischt und restlos ausgeruht ist bei Wiederbeginn der Arbeit, so ist die Leistungsfähigkeit erhöht.

Dieser Gesichtspunkt ist auch von Bedeutung bei Beurteilung des Alkoholgenusses. Auf diesen Punkt hat Hugo Münsterberg (Psychotechnik, Verlag Joh. Ambr. Barth) aufmerksam gemacht. Münsterberg gibt zu, daß der Alkohol die Leistungsfähigkeit herabsetzt, sobald ganz kleine Dosen überschritten werden, wenn der Einfluß zum Beginn oder während der Arbeit eintritt. „Wird aber beispielsweise eine mäßige Biermenge nach beendeter Arbeit dem Organismus zugeführt, so mag diese künstliche Herbeiführung eines Zustandes verminderter psychischer Leistungsfähigkeit tatsächlich von psychophysischem Nutzen für die wirtschaftliche Gesamtleistung des Arbeiters im Laufe der Woche oder des Jahres sein." „Es mag für die Gesamtarbeit des gesunden Durchschnittsarbeiters durchaus nützlich sein, daß die Nachwirkungen der motorischen Erregungen des Tages durch eine schwache akute Alkoholvergiftung des Abends beseitigt werden und daß jene Abstumpfung und Einengung des Bewußtseins hervorgerufen wird, welche die Mühen und Sorgen des Tages auslöscht und schließlich den Schlaf sichert." Gelöst ist dieses wichtige Problem noch nicht. Ver-

suche in amerikanischen und englischen Fabriken, wo die Arbeiter in zwei Gruppen entweder Bier und Wein oder die andere Gruppe nur Wasser bei sonst vollständig gleicher Nahrung erhielten, bedürfen einer Ergänzung in der Richtung, daß geprüft wird, wie der Genuß von Bier bzw. Wein auf die Gesamtleistung einwirkt, wenn diese Getränke a) in einer Pause der Tagesleistung z. B. zur Mahlzeit, b) nach vollständiger Erledigung der Tagesarbeit, also in den Abendstunden genommen werden. Hier liegt m. E. der Kernpunkt der Frage.

Das Höchstmaß an Produktion wird dann erreicht, wenn Kräfteverbrauch und Erholung gerade sich ausgleichen. Oberhalb und unterhalb dieser Grenze sinkt die Leistung qualitativ und qantitativ. Die experimentelle Psychologie und die Statistik müssen für die einzelnen Berufsarten die passendste Arbeitszeit ermitteln. Eine grobschematische Festsetzung einer Normalarbeitszeit für alle Handarbeiter ist töricht.

Einen Versuch praktischer Ausnutzung der besten Arbeitsbedingungen auf der Basis wissenschaftlicher Forschung stellt das Taylorsystem dar. Dieses ging zunächst von der Beobachtung aus, daß die Mehrzahl der Arbeiter die Neigung hat, das Arbeitstempo zu mäßigen, um nicht den Stücklohn relativ herabzusetzen. Deshalb wurde das persönliche Interesse an der Höhenleistung angeregt durch um so höheren Lohn, in je kürzerer Zeit ein bestimmtes vorgeschriebenes Arbeitsquantum erledigt war. Systematisch wird die zeitsparende Handhabung der Werkzeuge studiert und die kürzeste Zeit, in der die Maschinenbedienung vollzogen werden kann, wird durch Bewegungsstudien ermittelt. Auf Grund solcher wissenschaftlicher Feststellungen wird jeder Arbeitsplatz in denkbar zweckmäßigster Weise eingerichtet, jeder Arbeiter wird angelernt, durch Vermeidung unnötiger Bewegungen Unsummen an sonst nutzloser Muskeltätigkeit zu sparen. Der gern zitierte soziale Vorwurf, durch solche Arbeitsweise werde der Mensch zur Maschine degradiert, ist unberechtigt. Bei jedem nicht durch Schlagworte verdorbenen Menschen wachsen Persönlichkeitsstolz und Arbeitsfreude mit steigender Leistungsfähigkeit. Durch Verkürzung der Arbeitszeit werden Stunden zur Erholung und zur Freude gewonnen. Die ermöglichte Steigerung der Löhne gewährt einen höheren Stand der Lebensführung, falls nicht der ganze Ueberschuß für gröbste unkultivierte Genußsucht geopfert wird. Praktische Erfolge in Amerika haben die Nutzbarmachung der experimentellen Psychologie erwiesen. Da in Deutschland die moderne Psychologie dem praktischen Leben noch kaum dienstbar gemacht ist, so ist es wohl angebracht, einige der in Amerika erzielten praktischen Erfolge hervorzuheben (zitiert nach Münsterberg). Münsterberg gelang es, durch ein ganz einfaches Experiment die Tauglichkeit zum Beruf eines Wagenführers der elektrischen Bahn zu bestimmen; die vielen hunderte von Menschenleben, die jährlich der Ungeeignetheit von Wagenführern zum Opfer fallen, können ohne viel Mühe geschont werden. Taylor erprobte experimentell die Tauglichkeit von Arbeitern zum Schaufeln; der Erfolg war, daß 140 ausgesuchte Männer die gleiche Arbeit leisten konnten, die früher 500 Arbeiter erforderte. Gilbreth studierte planmäßig die Arbeit der Maurer; das Ergebnis war, daß nach der erprobten Arbeitsweise 30 Maurer ohne größere Ermüdung das fertig brachten, was nach den gewöhnlichen Methoden des Arbeitens 100 Arbeiter zuwege gebracht hatten, und daß dadurch die Gesamtproduktionskosten

für den Bau auf weniger als die Hälfte herabgesetzt wurden, obgleich die Löhne der Arbeiter erheblich gesteigert wurden. Thompson traf nach den Prinzipien der Laboratoriumspsychologie eine Auslese unter 120 Frauen, die in einer Stahlkugelfabrik damit beschäftigt waren, die Kugeln auf Unebenheiten zu prüfen; er behielt schließlich nur 35 Frauen bei der Arbeit; diese 35 Frauen konnten trotz erheblich abgekürzter Arbeitszeit die gleiche Zahl Kugeln bearbeiten, wie früher die 120 Frauen, und die Genauigkeit des Ergebnisses war um die Hälfte höher als früher bei der langsameren Arbeit.

Durch Erforschung der geeignetsten Arbeitsbedingungen und durch Auswahl der geeignetsten Leute für diese Tätigkeit, also durch Prüfung der Berufseignung auf Grund des Vorstellungstypus, des Aufmerksamkeitstypus und des Reaktionstypus könnte eine gewaltige Summe sozialen Elends verhütet werden. Eine der vornehmsten Aufgaben der Psychologie ist die Erfüllung der Forderung, daß Lebensleistung und Lebensglück und Persönlichkeit in der Berufsarbeit verankert werden müssen.

# Die Insel der Großen Mutter

## (Gerhart Hauptmanns neue Dichtung.)

Von C. F. W. Behl

Mein Leben ward Magie. Ich ward zum Magier.
Es lag bei mir, Gestalten aufzurufen,
gastlich sie zu bewirten, oder sie
mit einem Wink zu scheuchen in das Nichts.

Die vom Weltabschiedsschmerz wehmutvoll verklärten stolzen Worte Prospero's umschließen im tiefsten Sinne Gerhart Hauptmanns Selbstbekenntnis. Aus dem reichen Wurzelboden realistischer Gestaltungskraft ist sein Schöpfertum einst aufgewachsen. Mitleiden mit dem ewigen Weh der Kreatur entzündete in seiner Dichtung die ins Unendliche suchend hinschweifende Sehnsucht. In die Enge der Armenhäuslerstube, darin des blassen verprügelten Hannele Mattern schwankes Lebenslicht verlischt, zauberte die Phantasie des jugendlichen Dichters farbenbunte, an halluzinatorischen Seligkeitsekstasen eines fiebernden Kindes sich entzündende Visionen. Nun hat das Alter, der seelisch-geistigen Herbstreife in wundersamer Stetigkeit zustrebend, dem schauenden Auge eine souveräne Weltweite geschenkt. Und die immer währende Sehnsucht, das gewaltig bewegende Element seiner schöpferischen Kraft, ward mit Visionen von unerschöpflicher, üppiger Fruchtbarkeit begnadet. Ein innerlich erworbenes Wissen um alle Formen menschlicher Kulturversuche, die Weite des Erdballs und den weiteren Raum vergangener Jahrtausende umspannend, lieh dem schöpferischen Wachtraum Gerhart Hauptmanns die vollen, leuchtenden Farben. Es gibt Dichter, die schon mit 16 oder 18 Jahren Herren waren über alle Kostbarkeiten menschlicher Kultur. Dichter, die sich nicht mehr zu entwickeln vermögen. Erben und treue Bewahrer des Erbes. Als Jünglinge schufen sie ihre Meisterwerke. In der Mitte des Lebens erstarrte ihre Kunst zur schönen Geste. Man könnte sie Sammlern vergleichen, die Falter von buntester, phantastischster Schönheit ihr eigen nennen — einen leblosen Be-

sitz, sorgsam alles unter Glas auf Nadeln gespießt. Um Hauptmann sind die orchideenhaft schillernden Falter seines Herbstes flügellebendig, in die purpurne Glut einer goldenen Sonne getaucht. Die notwendige und stetige Entwicklung produktiven Alterns hat ihn nun wahrhaft zum Magier geschaffen, dessen Zauberstab über den ganzen Umkreis der sichtbaren und aus dem Unsichtbaren zu phantastischer Sichtbarwerdung strebenden Welt gebietet.

In seinem eben bei S. Fischer-Berlin in sehr geschmackvollem Gewande erschienenen neuen Prosawerk „Die Insel der Großen Mutter" erlöst sich gewissermaßen des Dichters Zivilisationsmüdigkeit, seine seelische Menschenflucht, aus dem Erlebnis des Weltkrieges und seines weithinlodernden Wahnsinns geboren, durch das allerfreieste Spiel grenzenloser Einbildungskraft. Die Grundstruktur dieses Werkes ist eine Utopie:

Aus einem Schiffbruch retten sich einige hundert Frauen, bunt durcheinander gemischt, doch zumeist Damen der großen Welt, auf eine von aller Verbindung mit der übrigen Menschheit abgeschnittene Südseeinsel, deren saftschwellende, in sattesten Farben erprangende verschwenderische Natur sie des Kampfes um alle Notdurft des nackten Lebens enthebt. Sie gründen dort unter Führung einer bei aller beginnenden Altjüngferlichkeit resoluten Berliner Malerin ein Frauenreich, streifen allmählich im Erlebnis der reinen Natur alle Fesseln und Bindungen zivilisatorischen Wesens ab und überwinden in sich das nach und nach schwindende Heimweh nach der früheren Lebensform. Ein einziger Knabe ist unter ihnen, Phaon mit Namen, der Sohn eines künstlerisch empfindenden Vaters, der beim Schiffsuntergang den Tod gefunden. Phaon wird durch das bald auf der Insel erfolgende Hinscheiden seiner Mutter zum Waisenkinde und wächst, von ein paar prominenten Frauen betreut, zu einem kräftig-schönen, in parzivalischer Unbefangenheit selbständigen Jüngling heran. Da bricht plötzlich eines Tages mit elementarer Gewalt die tiefste Sehnsucht der Natur, die Mutterschaftssehnsucht aus den menschheitverlassenen Frauen hervor. Und nun vollzieht sich das Wunder einer mystisch-geheimnisvollen Empfängnis, die allmählich die Mehrzahl der Inselsiedlerinnen begnadet. Aus Erinnerungen und Anklängen dichtet das Frauenreich sich dieses Geschehnis zu einem Mythos indisch-hellenischer Herkunft. Mukalinda wird der segenvolle Gott genannt, der das unnennbare Wunder wirkt. Unausgesprochen webt sich der Zauber seiner Erscheinung um den göttergleichen Jüngling Phaon. Eine Anglohollände rin, Laurence Hobbema, deren Gestalt Hauptmann mit der innigsten Liebe seiner Schöpferkraft beseelt hat, wird durch das ihr in besonderer Schönheit und Auserlesenheit begegnende Erlebnis der mystischen Empfängnis zur Hohenpriesterin der neuen Mutterschaftsreligion, deren Schilderung der Dichter zum Herzen seiner Dichtung gemacht hat. Mit kühner Phantasie erschafft er — alte Kulturtraditionen ausbauend — einen Staat des Matriarchats, singt einen Hymnus auf die Mütterlichkeit und offenbart so den tiefsten Sinn seines Werkes: die mütterliche Frau als reinste und höchste Inkarnation des Menschlichen. Man erinnert sich hier einiger Sätze, die er vor Jahren in einer Zeitschrift veröffentlicht hat, und die Hauptmanns besonderen, über die billige Emanzipationsphraseologie sich erhebenden Beitrag zur Frauenfrage darstellen: „Die Frau hat nichts weiter zu tun, um das volle Bewußtsein ihres Wertes zu gewinnen, als sich vorzustellen, was sie ist: nämlich Mutter aller Männer, die je gelebt,

gewirkt, gedacht und gedichtet haben. Dieses Bewußtsein, verbunden mit jener unendlichen Summe von Schmerzen, durch die sie das Geschlecht der Menschen stetig verjüngen muß, wird jenen Stolz in sich schließen, den sie braucht, um sich aus einem nicht hinreichend würdigen Zustande aufzurichten, in dem sie ist. Denn die Gesellschaft entzieht ihr mit Fug die Freiheit, Kinder zu töten; aber mit Unrecht die Freiheit in alle dem, wodurch sie wahrhaft lebendig macht. Diese Freiheit muß sich die Frau zurückerobern! Ein Sieg, den sie niemals erringen wird, sie werde denn Mutter in großem Sinne." Die heiligen Mütter von „Ile des Dames" — so wird die utopische Insel getauft — sind solche „Mütter im großen Sinne". Sie durften es werden, da sie der alles Menschliche ins Konventionelle abbiegenden Gesellschaft durch einen glückvollen Unglücksfall entronnen sind.

Nun aber — und das zeugt für die seherische Konsequenz der Hauptmannschen Phantasie — keimt durch die Geburt und das Heranwachsen männlicher Jugend neben der weiblichen der naturnotwendige Zwiespalt im Reiche der Mütter auf. Das Mannproblem wächst zur alles überschattenden Bedrohung allmählich empor. Einige Unentwegte, in doktrinärem Rationalismus Befangene, raten zum Kindermord an der männlichen Nachkommenschaft. Aber es siegt die Humanität. Die Knaben werden nur bei Erreichung des fünften Lebensjahres abgesondert und bilden bald, erwachsend zu männlicher Berufung unter Phaons Führung, einen zweiten Staat auf der andern Seite der Insel. Wie sich nun die beiden Hälften der Menschheit, abstoßend und anziehend, zueinander verhalten, wie in den zur Tätigkeit erwachenden Männern der aktivere Drang ins Weite entwickelt, über die Ränder der weltverschollenen Insel der großen Gemeinschaft instinktiv wieder zustrebend; wie sich schließlich — da das Wunder der mystischen Empfängnis versiegte — der Geschlechterkampf wiedergebiert, die Kultur des Frauen- und Mütterstaates samt Kult und Mythos revolutionär erschütternd — das macht den zweiten Teil der Dichtung aus, den Abgesang gewissermaßen des Mutterschaftshymnus. Auf beiden Seiten entfesseln sich endlich die elementaren Triebe der zügelnden Führung und einen sich in einem bacchischen Taumel, in dem das besondere Leben dieser utopischen Inselvision sich auflöst. Bedeutend ist nicht nur die logische Konsequenz, mit der Hauptmann diese seine Phantasie zu Ende gedichtet hat, unvergleichlich ist es vor allem, wie er die schwerste Leistung gerade eines solchen Werkes vollbrachte, den Schluß. Als das alles wiederum umwandelnde Chaos der bacchischen Vereinigung über die Insel hereinbricht, verläßt Phaon mit seiner Jugendgefährtin Diodata auf schwankem Boote den Schauplatz — der großen Welt entgegen. Diesen Vorgang läßt Hauptmann gleichsam hinter ganz losen Schleiern wie traumhaft sich vollziehen. Plötzlich befindet sich Phaon mit Diodata im Boote. Ein, zwei Bilder des Inselllebens blitzen noch vor ihnen auf. Dann verliert sich das Fahrzeug, ferner und ferner treibend, mit den beiden abgelösten Menschenkindern wie im Nebel. Und der Leser ist mit in diesem Boote, die Flucht in die Weite der Welt mit den beiden teilend. Unmerklich fast wird er fort und fort getrieben. Hinter ihm aber versinkt der große Zauber der ganzen magisch-mystischen Phantasmagorie ...

Man hat gegen dichterische Utopien ein nur allzu berechtigtes Vorurteil. Das konstruktionelle Gerippe bleibt meistens — den Glauben zerstörend —

spürbar. Hauptmann aber hat den rechten Ton gefunden, der den Leser zum Gläubigen macht. Wie ein Scherzo, spielerisch, das Unglaubhafte des Vorgangs mit leichten Humoren umtändelnd, setzt seine Dichtung ein. Dann steigert sich die Schilderung, immer doch den barocken Humor bewahrend, allmählich ins Zwingend-Visionäre. Wenn so üppiges, leibhaftiges, sinnlich greifbares Leben, aus der füllhornhaft verschwenderischen Phantasie des Dichters quellend, die nicht nur erdachte, sondern innerlich erschaute Landschaft und die ungewöhnlichen Begebnisse in ihr erfüllt, ist das beengende Gefühl des Utopistischen gebannt. Hauptmann, der einstige „Naturalist", den die Kurzsichtigkeit als „Wirklichkeitsphotographen" allzu voreilig verlästerte, hat hier, den Pfad des glückhaft reifenden Alters ins Westöstliche verfolgend, das große Wunder vollzogen: auch das Phantastischste für den Augenblick wahrhaft zur Wirklichkeit zu erwecken.

# Der Wanderer im Nebel

## Eine Reise durch England

Von Armin T. Wegner

Am Ufer der Themse, hinter dem Geländer der Brücke von London, suche ich in der kochenden Tiefe einen schwarzen Schimmer des Flusses. Ich weiß, dort drüben, kaum tausend Meter entfernt, muß der Tower liegen, müssen die hohen Pfeiler der Towerbridge sich über dem Wasser erheben. Ich bin über das Meer gekommen, um in das gigantische Auge dieser maßlosen Stadt zu sehen. Aber das Dunkel des Tages gibt ihren Blick nicht frei.

Die himmelragenden Türme von Westminster entschwinden über mir in den Wolken des Nebels. Von ihrer Spitze löst sich ein Glockenton. Er scheint irgendwo aus einer geisterhaften Welt zu kommen, aus dieser Uhr, die im Himmel selber zu schweben scheint, in einem anderen Stockwerk, das dicht über unseren Köpfen beginnt.

Aber mit dem Einbruch der Dunkelheit ist die Welt in eine andere Farbe getaucht. Nun erst hebt das Leben des Lichtes an. Keine regungslosen Transparente und Reklameschriften stehen in plumper Starrheit an den Wänden. Ein flimmerndes Feuerwerk, in ewiger Bewegung begriffen, sprüht über uns herab. Am Picadillyzirkus drehen sich die Räder ganzer in die Wände der Häuser gezeichneter Automobile. Die kläffende Schnauze eines Hundes öffnet und schließt sich. Ein bunter Widerschein fällt von den Lichtreklamen auf die Köpfe der eilenden Menge von Menschen und Wagen, die in die Theater, die Klubs und die Spielhäuser drängen. Wirr, rastlos wie das Hirn eines Irrsinnigen zucken die blutigen Lichtnerven an der dunklen Haut der Häuser zusammen. Tropische Blumen voll erschreckender Glut blühen mit jäher Plötzlichkeit im Schatten der Mauern auf, welken dahin. An der Spitze eines Hauses beginnt ein Buchstabe wie eine goldene Spinne am Rand der Mauer entlang zu kriechen, zieht einen leuchtenden Faden hinter sich her zu einem Netz von Buchstaben, bis erneute Dunkelheit es mit jähem Schlage zerreißt.

Am Trafalgar-Square verlasse ich den Omnibus, um eine neue Linie zu besteigen. Einen Augenblick stehe ich wartend am Fuße der Säule. Plötzlich erscheint über der Stirn der Häuser am abendlichen Himmel eine flammende Schrift:

„Lord Roberts hat soeben Ägypten verlassen, um sich nach Indien zu begeben."

Geisterhaft wie das Mene-Tekel, als wären sie von dem goldenen Finger eines Gottes in die Luft gezeichnet, ziehen die Worte vorüber. Es sind die letzten Nachrichten der Zeitung, die wenige Stunden nach dem Ereignis als ein flammendes Band in der dämmernden Luft stehen. Die Weite der Welt ist aufgehoben: „Der amerikanische Box-Champion Jack Dempsey hat soeben einen großen Sieg über den Spanier La Torrinta erfochten. An der schottischen Küste ist der Frachtdampfer King Eduard gescheitert. Die Reparationskommission hat beschlossen..." Eine Häuserecke verschluckt den Rest der Worte, während mich der Wagen in einer anderen Richtung davonträgt.

Eines Tages in Gravesend, eine Stunde vor London, als ich aufwache, scheint hell die Sonne. Der weite Himmel zeigt blendende Reinheit, unter seinem Leuchten bewegt sich das Wasser der Themse in blaudunklen Wellen. In klarer Nacktheit lösen die Dampfer den ungeheuren Rumpf vom Ufer. Ich eile, den nächsten Zug nach London zu nehmen. Heute endlich wird der dichte Schleier zerreißen, ich werde der Unergründlichen in das furchtbare Antlitz schauen.

Aber schon nach wenigen Minuten verdüstert sich der Himmel. Aus den Reihen niederer Dächer, an denen der Zug dahinjagt, steigen endlose kleine Wolken schwarzen Rauches aus zahllosen Schornsteinen empor. Immer finsterer wird es. Als ich den Zug verlasse, schlägt mir beißender Rauch ins Gesicht. Ich fahre an die Themse hinüber. Wohl liegt der Fluß frei, aber nicht weiter als einige hundert Meter. Ich steige atemlos in dem engen Schacht einer Säule die endlosen Stufen des London-Monuments empor. Dort drüben liegen die Türme der Tower-Bridge, die Uferkette der Häuser, schattenhaft wie hinter einer grauen Leinewand. Aber schon im Umkreis von tausend Metern verschwindet die Stadt völlig in schwarzem Dunst. Nicht der Nebel ist es, der ungeheure Rauch, der an diesem sonnenklaren Tage die Luft verdüstert und den die qualmende Stadt zu jeder Stunde aus Millionen von Feuerschlünden zum Himmel sendet, eine ewig lastende Wolke, die kein Wind vertreiben kann. Lärm, Tosen, Stimmengewirr, Donner brüllt aus der Tiefe. Wohl fühlt man die Sonne, aber schwach und hilflos kann sie nicht durchbrechen. Fern steht sie, düster brennend wie hinter einer berußten Scheibe.

Der Morgen bringt neuen Nebel. Dunkelbraun, undurchdringlich fließt er in den Straßen, sich selber fortzeugend wie das Fluten der Zeit. An diesem blinden Morgen ist jeder Reisetrieb erstorben. Ich besteige müde den Zug, um nach Nord-England und Schottland zu fahren. Schwerfällig schiebt sich der Zug aus der schwarzen Halle in die farblose Landschaft hinaus. Fabrikschlote, rauchende Städte, graue Trübsal verschluckt die englischen Dörfer. Die Yorkshire Heiden liegen in blasser Stummheit. Der Regen rinnt.

Als die Bahn den Viadukt von Berwick überschreitet, lüftet sich ein wenig der Ausblick, man sieht in der Tiefe den Tweed in sanfter

Anmut liegen. Eine alte Römerbrücke überschreitet den Fluß, in dessen Wassern die berühmten Lachse ihren Mittagsschlaf halten. Endlich an der Küste von Schottland bricht für wenige Minuten die Sonne durch. Fischerdörfer schmiegen sich schmal an die Felsen. Um eine einsame Bank spült das Meer. Weit draußen in dunkelblauer Weite ein Dampfer, majestätisch und langsam vorüberziehend, wie ein schwarzer Schwan.

Doch über Glasgow brütet die alte Dunkelheit. Die hohen Straßenzüge der Fabrikstadt stehen gradlinig und nüchtern. Der Hafen, sonst voll von allen Schiffen der Welt, scheint am Sonntag noch trostloser in seiner schweigenden Starrheit wie an den Tagen der Arbeit. Zahlreiche Docks liegen leer, Tausende von Arbeitern sind brotlos. Hinter dem Arsenal der Werkstätten ragt der gewaltige Schornstein von Townsend Fabrik in die blinde Luft, der mit seinen hundertdreiundvierzig Metern den Ruhm besitzt, der höchste Schornstein der Welt zu sein.

Wir setzen mit einer Fähre über den Hafen zurück. Hinter der Kathedrale, mitten aus dem gradlinigen Zug der Häuser hebt sich auf einem spitzen Hügel der mächtige Friedhof von Glasgow. Die zahlreichen Denkmäler leuchten schwarz von Regen. Die hohe Säule des schottischen Reformators John Knoy steckt ihren grauen Griffel in den trauernden Himmel. Ein kalter Windstoß fährt über die Stadt. Man fühlt, wie die Toten frieren.

Edinburg wird eine der schönsten Städte von Europa genannt. Ich weile sechsunddreißig Stunden in dieser Stadt. Meine Augen haben sie nicht gesehen. Noch mehr als England ist Schottland vom Nebel heimgesucht, der während eines großen Teiles des Jahres den Himmel verhängt. Wir schreiten durch den baumlosen Kingspark, über waldlose Hügel am Rande der Stadt, die mit einer grünen Rasenmatte bedeckt sind. Wachholder und Stechpalmen stehen in dicken Büschen am Wege. Der Nebel streift in dichten Wolken über unsere Köpfe wie auf dem Kamm eines Hochgebirges.

Von der Höhe des alten Kastells, das sich unendlich malerisch inmitten der Stadt erhebt (besser schaut man in diesen Tagen des Nebels die Welt auf Ansichtskarten) blicke ich in einen brodelnden Kessel hinab. Die Hand eines englischen Freundes deutet neben mir in das Dunkel: „Dort liegt Princeß-Street, dort Walter Scott-Denkmal, dort Cotten Hill, dort die Universität, aber ich sehe nichts, als was die eigene Phantasie vor mir auf die graue Leinwand malt.

Wir schreiten die Holyriad-Straße hinab, die bis zu dem alten Steinpalast Maria Stuarts hinunterführt, von den Schotten die „historische Meile" genannt. An ihrer Seite erheben sich jene alten vielstöckigen und malerischen Steinhäuser, oft zehn bis zwölf Stock hoch, die einst die Wohnhäuser der feinen Welt waren, und in denen jetzt die Bevölkerung der niederen Klassen wie in gewaltigen Mietkasernen haust. O Walter Scott, wo sind die Tage hin, da ich in den Schulstunden dein „Herz von Nidlothian" las, das in diesen Mauern spielt!

Noch einmal blicken wir in der Dämmerung von der Höhe in die umschleierte Tiefe. Immer schattenhafter versinken die Dächer in grauem Dunst. In der hereinbrechenden Dunkelheit scheint die Stadt in eine Flut von grauem Absinth getaucht. Gelbe und rote Lichter leuchten

brennend daraus hervor, wie die Farbe giftigen Schnapses. Eine Sehnsucht überkommt mich, diese Welt wie eine dunkle Schale voll berauschendem Getränk an die Lippen zu führen, sie auszuschlürfen und versunken in süße Müdigkeit einen tiefen Schlaf zu tun.

Der Expreßzug der Midland-Strecke rast durch das englische Industriegebiet zurück nach dem Süden. Sheffield, Chesterfield, Nothingham, Leicester, Northampton. Die Städte folgen einander in schneller Reihe. Der düstere Himmel, der auf den freien Äckern noch einiges mattes Licht spendet, verfinstert sich zu völliger Nacht, sobald der Zug in den engeren Rauchkreis der großen Industrieorte eintritt.

In den Wagen müssen die Lampen angezündet werden. Die Dämmerung einer ewigen Nacht scheint hereinzubrechen. Dabei ist es 12 Uhr mittags.

Sobald wir den Umkreis der Städte verlassen, wird es etwas heller, bis neue Dunkelheit uns umfängt. Ein schwarzer Aschenregen fällt auf die Landschaft hinab. Die kleinen Wälder stehen wie versteinert, die Bäume lautlos, mit starren verkohlten Armen. Die ganze Landschaft nimmt den Ausdruck von etwas Totenhaftem, Leblosem an, als führen wir im Schatten eines Erdbebens dahin, dieser Zug mit seinen Reisenden, die dichtgedrängt die Sessel und Gänge füllen, der letzte brennende Spuk, der vor der unabwendbaren Vernichtung dahinsaust... bis aus der Ferne, langsam, unheilverkündend, London, die Gigantin, aufsteigt, unnahbar, unergründlich, eine Frau, die sich in ihre Schleier hüllt, das Grauen und die Schönheit anziehender zu machen, mit denen sie uns verlockt.

# Der Andere

Von Hugo Beling

So lange ich denken kann, hat sich, abgesehen von vielen anderen, einer ganz besonders um mich gekümmert.

Als ich noch Kind war, suchte er mir begreiflich zu machen, daß ich zu ihm gehöre und ihm gehorchen müsse, in allen Stücken.

Ich sollte ihm untertan sein! Der Mensch dem Menschen!

Meine Gedanken galten ihm wenig. Ging ich eigene Wege, so verbot er mir's.

Tat ich nicht, was er wollte, so sprach er mit starker Stimme, und der ungewöhnlichen Worte war kein Ende.

Mit den Jahren gewöhnte ich mich daran, ihm zu gehorchen.

Weigerte ich mich dennoch, so schlug er mich.

Wohl dacht ich viel darüber nach, warum es so war. Eine Antwort fand ich nicht.

Am Ende, so sagte ich mir, ist der „Andere" größer und stärker als du. Darum mußt du dich fügen. Es kam aber noch eins hinzu: Der Andere war früher in der Welt als ich, darum wußte er in manchem besser Bescheid.

In manchem! Beileibe nicht in allem.

So erinnere ich mich noch des Tages, an dem der Andere, Ältere, mit mir über einen morschen Steg ging, der unter der Last zusammenbrach. Wir

fielen ins Wasser. Der Andere war am Ertrinken. Ich rettete ihn, da ich schwimmen konnte.

Für die Rettung wurde ich belobt. Daß ich ohne Willen und Wissen des Anderen Schwimmen gelernt hatte, trug mir Hartes ein.

So war es öfter.

Dann kam eine spätere Zeit. Der Andere, Ältere, erzählte mir viel von Dingen, die ich nicht verstand. Er las mir vor aus einem dicken Buche.

Oft hörte ich schöne Worte, merkwürdige Sätze, aber ich begriff ihren Sinn nicht recht.

„Du sollst es glauben!" sprach der Andere, doch ich konnte es nicht.

„Du mußt!"

Einmal legte er das dicke Buch auf den Tisch und ein kleines dünnes daneben. Dazu tat er einen Federhalter. „Siehe," sprach er, „jedes dieser drei ist eins für sich. Alle drei zusammen aber bilden ein Ganzes, ein einziges Unteilbares!" Das war seine Ansicht.

Ich dachte lange darüber nach.

Es konnte wohl so sein, aber schließlich war das die Idee des Anderen, Älteren.

Ich hätte ebensogut noch einen Gegenstand zu den drei Teilen legen und sagen können: Alle vier bilden ein unteilbares Ganzes! Das wäre dann meine Idee gewesen.

Aber hätte ich verlangt, daß der Andere das glauben solle?

Er war aber so. Er verlangte es. Er wollte mich zwingen, zu glauben, was er glaubte, um meinetwillen, zu meinem Besten, wie er sagte, denn so hielt er's für recht.

„Als ob ein anderer mich zwingen könnte, und wäre es das Beste", dachte ich damals.

Später ging ich in die Welt.

Ich traf noch viele „Andere", aber sie waren alle wieder anders. Jeder stets auf seine Art. Nur in einem blieben sie sich gleich. Auch sie verlangten, ich solle glauben, was sie glaubten. Weniger um meinetwillen, als um ihretwillen, doch das sagten sie nicht, vielleicht wußten sie's oft auch nicht besser.

Tat ich nicht, wie sie wollten, so ward der Ton ihrer Stimme anders, und der ungewöhnlichen Worte war kein Ende. Weigerte ich mich, so peinigten sie mich, jeder nach seiner Weise.

Mich mit meinen Gedanken.

Ich hörte und sah unglaubliches.

Und da ich darum erst recht nicht glauben konnte, was sie sagten und taten, war meines Bleibens nirgends lange.

So kam ich zu mir!

Und da merkte ich bald, daß ich im Grunde auch nicht anders war, als die anderen, wenn auch auf meine Art; denn auch ich sprach mit starker Stimme und ungewohnten Worten, wenn die anderen nicht wollten wie ich.

Später kam ich wieder zu jenem zurück, der mich zuerst seine Macht hatte fühlen lassen. Als ich ihn nach langem Suchen endlich fand, durfte ich ihm gerade noch die Augen zudrücken.

Sein letzter Blick sagte mir, was ich längst wußte: Von allen „Anderen" war er doch der Beste gewesen.

Als Kind hatte ich ihn Vater genannt.

# Randbemerkung

## Scholle und Stern

Kurt Geucke, der kürzlich seinen 60. Geburtstag begangen hat, ist ein Dichter, an dem alle Strömungen, Richtungen und selbstverständlich auch die Mode in der Literatur spurlos abgeprallt sind. Es ist dies ein Lob, das man nur wenigen zeitgenössischen Dichtern und Schriftstellern spenden kann. Geucke ist so verwachsen mit der klassischen Zeit der deutschen Literatur, daß er überhaupt nicht aus ihrem Gedanken- und Darstellungskreise herauskann. Er verdient, von der literarischen Geschichtsschreibung als der letzte Klassiker genannt zu werden. Ihm eignet als Dramatiker das hohe Pathos Schillers, aber auch das aus dem tiefsten geholte Ethos Goethes. Zur Strafe dafür, daß er den liebwerten Zeitgenossen keine Konzessionen macht, werden seine Dramen „Sebastian" und „Die Tochter des Loredan" nicht auf das Repertoire unserer Bühnen gesetzt, obgleich sie in der Erstaufführung von der gesamten Kritik mit höchstem Respekt aufgenommen worden sind.

Ueber den Dichter Geucke gibt das soeben erschienene Buch „Scholle und Stern" (Konkordia Deutsche Verlagsanstalt, Berlin), die beste Auskunft. Es sind darin Lieder und Balladen aus den verschiedensten Perioden zusammengestellt, daneben enthält die Sammlung auch Sinngedichte und witzig hingesetzte Aphorismen auf Tages- und Ewigkeitsfragen. Am stärksten ist Geucke als Balladendichter. Auch der sprödeste Stoff, ob er der Mythe, dem Märchen oder der Alltagswelt entnommen ist, wird für ihn zu einem persönlichen Erlebnis, das nach künstlerischer Gestaltung ringt. So kommt es, daß er für den Stoff stets den adäquaten Ausdruck findet. Seine Sprache ist wuchtig, die Vorgänge, die er schildert, sind von dramatischem Leben erfüllt. Jede Effekthascherei liegt ihm fern, jedes Gedicht zeugt von der strengsten Selbstkritik. Geucke verdiente in die weitesten Kreise unseres Volkes zu dringen. J. G.

# Börsenspiegel

## Der betrogene Kapitalist

Unter dem „Kapitalisten" hat man sich in diesem Falle durchaus nicht etwa nur den Großkapitalisten vorzustellen, der auch heute noch als umworbene und gefürchtete Macht dasteht, sondern vor allem den kleinen und mittleren Kapitalisten, der sich im Laufe seines Lebens einige Ersparnisse angesammelt hatte und diese nunmehr durch allerlei Kniffe und Kunstgriffe mehr und mehr dahinschwinden sieht.

Zuerst waren es die Papierscheine, Bank- und Sparkassenguthaben, die dahinschmolzen, dann kamen die Anleihen an die Reihe, ebenso die Hypotheken und ähnliche Forderungen, und nunmehr bemühen sich auch zahlreiche Verwaltungen, den Aktionär nach Möglichkeit zu entrechten, nachdem die Börsenkrise gerade manchen schwächeren Effektenbesitzer zum Verkauf seiner Papiere gedrängt hatte. Eine Zeitlang sah es so aus, als hätten sich wenigstens die Aussichten für eine Aufwertung der Anleihe gebessert, aber inzwischen stellen sich, nachdem die Wahlschlacht vorüber ist, die Herren Minister abermals auf den sonderbaren, während des Wahlkampfes im

allgemeinen aufgegebenen Standpunkt, man sei niemand etwas schuldig, und aus dem Besitz einer Anleihe des Deutschen Reiches könne niemand irgendein Recht ableiten.

Eigentlich eine merkwürdige Auffassung. Denn es gab eine Zeit, in welcher man in Regierungskreisen anders dachte. Nämlich volle neun Jahre hindurch, von 1914 bis 1923. Erst im Jahre 1924 wurde nämlich die „Entdeckung" gemacht, daß wir gewissermaßen im Zustande des Bankerotts seien, und daß also niemand Anspruch auf Anleihezinsen erheben könne, während alle die Jahre vorher, als unsere Finanzlage auch nicht um ein Haar besser war als heute, keine Regierung auch nur an eine Kürzung der Zinsen dachte! Inzwischen hat sich unsere Finanzlage derart gebessert, daß wir einen Milliardenüberschuß im Reichshaushalt haben. Aber ungeachtet dessen stellt sich die Regierung nach wie vor auf den Standpunkt, Anleihen verpflichteten zu nichts. Worauf die Frage wohl erlaubt ist: Bei wieviel Milliarden Überschuß im Etat gedenkt die Regierung die Zinszahlungen wieder aufzunehmen?

Wohl noch niemals ist eine derartig beschämende Komödie aufgeführt worden. Jahre hindurch wurden die Anleihezinsen in immer schlechterem Gelde bezahlt, was man damals als ganz selbstverständlich und als eine Ehrensache ansah. Im gleichen Augenblick aber, wo unsere Währung wieder gut geworden ist, wird erklärt, daß nunmehr die Zinsenzahlung gänzlich zu unterbleiben habe, und daß man sich vorbehalte, einzelne Anleihebesitzer — gewissermaßen aus Mitleid — mit einer kleinen Summe abzufinden. Hätte man bei Auflage der Anleihen erklärt, daß man unter Umständen später die Zinszahlung einstellen werde, so hätte sich ganz gewiß niemand gefunden, der die Anleihen gezeichnet hätte. Aber so etwas wird eben nicht vorzeitig verraten, und wer bei einer solchen Gelegenheit hereinfällt und sein Geld verliert, der hat eben Unglück gehabt. Das war sein Pech.

Böse Beispiele verderben gute Sitten, und die Aktiengesellschaften, die derartige Beispiele von oben her vor sich sahen, erkannten allmählich ebenfalls, daß es unter Umständen viel gewinnbringender sei, die Aktionäre schlecht, anstatt gut zu behandeln. Es gibt zwar eine Goldbilanzordnung; aber was will das bedeuten? Es gibt ja auch andere Gesetze, nach denen sich indessen kein Mensch gerichtet hat, als es galt, alte Schulden zu bezahlen. Warum also sollte man jetzt nicht auch einmal im Gebiete des Aktienwesens sein Glück versuchen?

Im Laufe der verflossenen Wochen haben viele Hunderte von deutschen Aktiengesellschaften ihre Generalversammlung abgehalten, um die Umstellung auf Goldmark zu beschließen, und bei dieser Gelegenheit ist es in zahlreichen Fällen zu großen Benachteiligungen von Aktionären gekommen. Es wurde geredet, geklagt und protestiert, aber meistens ohne Erfolg, und auf die Wünsche der Opposition wurde nur dann eingegangen, wenn die Verwaltung merkte, daß die Oppositionsgruppe stark genug sei, um ihren Ansprüchen auch einen gewissen Nachdruck zu verleihen.

Manche Fälle aber waren derart kraß, daß man in der Tat die Empfindung hatte, die Aktionärrechte würden in unerhörtester Weise beeinträchtigt, wobei die unklaren Gesetzesbestimmungen eine leider sehr willkommene Handhabe boten. Etwa im Falle der Döring & Lehrmann Akt.-Ges., wo es sich um eine Vergewaltigung der Vorzugsaktionäre handelte, wie man sie sich rücksichtsloser kaum denken kann. Bisher hatten nämlich die Vorzugsaktienbesitzer der Gesellschaft angenommen, ihre Vor-

zugsaktien seien solche, auf welche die Bestimmungen über Vorkriegsvorzugsaktien Anwendung fänden. Die Verwaltung hatte indessen plötzlich die Entdeckung gemacht, diese Vorzugsaktien stammten zwar bereits aus der Vorkriegszeit, aber die Bestimmungen der Goldbilanz seien trotzdem nicht auf sie anwendbar, und zwar deswegen, weil die besagten Vorzugsaktien schon einmal ein Bezugsrecht erhalten hätten. Was dieses Bezugsrecht wohl wert gewesen ist! Aber der fadenscheinige Vorwand war vorhanden, die Aktien anders zu behandeln, als man bisher allgemein angenommen hatte, und da die Opposition zu schwach war, mußte sie sich diese Vergewaltigung leider gefallen lassen. Wäre sie etwas stärker gewesen, so wären die Dinge vielleicht anders gekommen, aber eine Verwaltung, welche über die genügende Macht verfügt, pflegt mit Kleinaktionären nicht immer schonend umzugehen.

Etwas anderes ist es natürlich, wenn sie selbst die Vorzugsaktien besitzt, und es macht einen wenig erhebenden Eindruck, wenn man jetzt sieht, wie die im Laufe der letzten Jahre geschaffenen Vorzugsaktien sämtlich auf ihren Goldeinzahlungswert umgestellt werden, so daß also die glücklichen Besitzer dieser Papiere — die natürlich ausnahmslos den Verwaltungskreisen angehören — keinerlei Inflationsverluste zu erleiden hatten, sondern vielmehr auf Kosten der übrigen Aktionäre den vollen Goldwert ihrer Einzahlung wiedererhalten, während die Verluste von der armen Masse der andern Aktionäre getragen werden. Und alles das auf Grund geradezu unsinniger Gesetze. Denn wie will man es beispielsweise rechtfertigen, daß ein Vorkriegs-Vorzugsaktionär im günstigsten Falle mit 15 vH. aufgewertet wird, dagegen ein Vorzugsaktienbesitzer aus dem Jahre 1920 oder 1923 mit dem vollen Einzahlungswerte seiner Aktien?

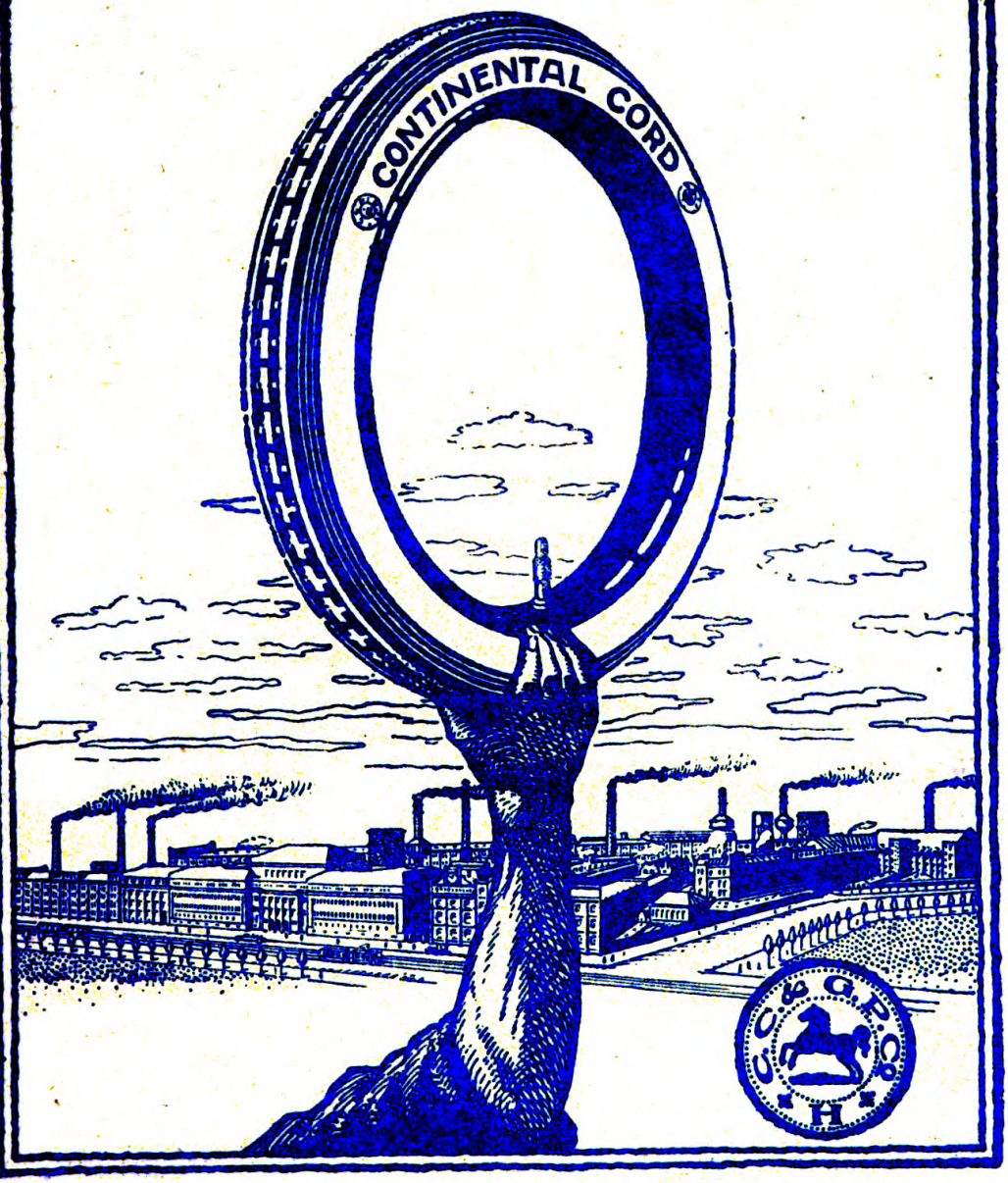
Das Kapitel der Vorzugsaktien ist überhaupt sehr traurig. Denn es gibt Gesellschaften, die ihrerseits kaum eine Substanzeinbuße erlitten haben. In diesem Falle sind also die Aktienbesitzer weit besser gestellt als die Besitzer der Vorzugsaktien. Und wie ist es in dem noch viel häufigeren und viel krasseren Falle der Obligationen? Die Harpener Bergbau-Gesellschaft hat beispielsweise überhaupt keinen Substanzverlust gehabt und legt ihre Aktien nicht zusammen, die Obligationsbesitzer aber werden mit ganzen 15 vH. abgefunden, obwohl zu der Zeit, als sie die Obligationen erwarben, die Rechtslage derart war, daß die Obligationäre bis auf den letzten Pfennig hätten befriedigt werden müssen, bevor die Aktionäre auch nur den kleinsten Betrag hätten erhalten können. Jetzt ist dieses Verhältnis ganz einfach umgekehrt worden, und die Harpener Gesellschaft verdient auf diese Weise 30 Millionen Mark. Die Aktien stehen wieder über 100 vH., und die Aktionäre werden gute Dividenden erhalten, während die armen Obligationsbesitzer einstweilen überhaupt nichts — bis zum Jahre 1923 — zu beanspruchen haben, und dann gibt man ihnen insgesamt soviel, wie etwa eine einmalige Jahresdividende auf die Aktien aumacht.

So ist der arme Kapitalist, das heißt im wesentlichen der Kleinkapitalist, von allen Seiten ausgeplündert und betrogen worden. Mochte er Anleihen, Hypotheken, Vorzugsaktien oder Obligationen besitzen, und an dieser Plünderung haben sich alle beteiligt, die überhaupt dazu in der Lage waren, da niemand hinter den andern zurückstehen wollte. Ein wahrhaft erhebendes Schauspiel und ein würdiges Zeichen unserer glorreichen Zeiten.

Florian.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Charlottenburg.
Für den geschäftlichen Teil verantwortlich: Paul Lentz, Berlin W 30, Motzstr 11
Druck: Gustav Pritz & Co., Leipzig-Stött.

# Continental
## Reifen



# Die Reklame

ZEITSCHRIFT DES VERBANDES DEUTSCHER REKLAMEFACHLEUTE E.V.

## Das führende Fachblatt

Erscheint ohne Unterbrechung
seit 1908

## Unentbehrlich

für jeden,
der praktisch oder wissenschaftlich sich
mit Reklame in irgendeiner Form befaßt

Monatlich ein Heft
in bester Ausstattung

Vor kurzem erschien:
Sonder-Nr.: „Verkehrsreklame"

Soeben erschien November-Nummer:
Sondernummer Wien

Heftpreis GM. 5.30 postfrei b. Voreinsend.
Jahres-Bezug (12 Hefte) GM. 36.—
postfrei bei Voreinsendung des Betrages

*Bestes Insertionsorgan für Reklame-Hersteller*

Verlag
Francken & Lang G. m. b. H., Abt. „Gw."
Berlin W 30, Motzstr. 11


Druck von Gustav Pritz & Co., Leipzig-Stö.

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

- 2-month loans may be renewed by calling (510) 642-6753
- 1-year loans may be recharged by bringing books to NRLF
- Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date.

DUE AS STAMPED BELOW

APR 16 1997

12,000 (11/95)

YH03192

612315

AP
30
G4
1924

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY